Eur. Eggers m
237 f^a (2
~~Itinerar. pag. 891~~
It. pag. 891
Eggers

<36605653760019

<36605653760019

Bayer. Staatsbibliothek

Briefe

über

die Auflösung

des

Rastadter Kongresses

den

Gesandtenmord

und den

Wiederausbruch des Krieges

im Jahr 1799

von

C. U. D. Freiherrn von Eggers,

Königl. Dänischen Legationsrath, Oberprocureur und Deputirten der Schleswig-Holsteinischen Kanzelei.

Zweiter Band.

Braunschweig, 1809
bei Friedrich Vieweg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bemerkungen
auf
einer Reise
durch
das südliche Deutschland
den
Elsaß und die Schweiz
in den Jahren 1798 und 1799

von

C. U. D. Freiherrn von Eggers,

Königl. Dänischen Legationsrath, Oberprocureur und Deputirten der Schleswig-Holsteinischen Kanzelei.

Achter Band.

Braunschweig, 1809
bei Friedrich Vieweg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

XIX. Brief.

An den Herrn Professor Münter in Kopenhagen.

Suttgardt, den 12ten Mai 1799. . S. 1

Veränderungen in der Gegend um Rastadt. Böckmanns Kabinet. Abreise aus Karlsruhe. Weg nach Stuttgardt. Letzte Trennung der Kongreß-Mitglieder. Stimmung im Würtembergischen. Oberst Wolfskehl. Schauspiel. Abschied von Spittler.

XX. Brief.

An den Herrn Professor Hegewisch in Kiel.

Tübingen, den 23sten Mai 1799. . S. 13

Reise nach Tübingen. Urtheile über den Gesandtenmord. Jean Debry's Berichte. Schritte des Französischen Direk-

toriums. Stimmung des Volks. Oesterreichische Vorkehrungen. Fortgang der Kaiserlichen in Italien. Einzug in Mailand. Briefe über Italien. Carnots Vertheidigung.

XXI. Brief.

An den Herrn von Bonstetten in Kopenhagen.

Schafhausen, den 25sten Mai 1799. S. 41

Das Schlachtfeld bei Stockach. Nellenburg. Der Kanonendonner. Hohentwiel. Ankunft in Schafhausen.

XXII. Brief.

An den Herrn Kanzeleirath von Eggers in Kopenhagen.

Winterthur, den 29sten Mai 1799. S. 60

Operationsplan der kaiserlichen Armee. Eroberung von Graubündten. Eroberung von Engadin und Veltlin. Besetzung von Konstanz. Aufstand in Swyz. Rheinübergang. Zweite Proklamation des Erzherzogs Karl. Gefechte bei Andelsingen und Frauenfeld. Piaczek. Leben gebliebener Helden. Hauptquartier zu Paradies.

Faßbender. Vereinigung mit Hotze. Reise nach Winterthur. Französisches Lager bei Schafhausen. Betragen der Schafhäusener.

XXIII. Brief.

An den Herrn Professor Hegewisch in Kiel.

Winterthur, den 5ten Juni 1799. S. 111

Steiger. Schweizer-Regiment. Französische Kriegsgefangene. Erzherzog Karl. Gefechte. Schlacht vor Zürch.

XXIV. Brief.

An den Herrn Regierungsrath von Eggers in Glückstadt.

Zürch, den 7ten Juni 1799. . . S. 142

Einnahme von Zürch. Spital der Verwundeten. Berichte über Verlust im Kriege. Ankunft in Zürch. Freude des Wiedersehens. Hauptmann von Romberg.

XXV. Brief.

An den Herrn Professor Ehlers in Kiel.

Zürch, den 13ten Juni 1799. . . S. 168

Neue Stellung der Franzosen. Vorpostengefecht. Gesinnung der Schweizer. Betragen der Schweizerischen Regierung. Französisches Militär. Der Ball. Hotze. Der Konstitutionsplan. Abschied vom Hauptquartier. Lage der kaiserlichen Armee. Wallis. Abschied von Steiger und Haller. Letzter Spaziergang mit Füeßli.

XXVI. Brief.

An den Herrn Professor Hegewisch in Kiel.

Regensburg, den 21sten Juni 1799. S. 212

Frauenfeld. Meinau. Konstanz. Pfullendorf. Ulm. Donauwerth. Neuburg Ingolstadt. Donaumoor. Regensburg. Rathhaus. Diplomatischer Zirkel. Urtheile über den Gesandtenmord.

XXVII. Brief.

An die Frau Etatsräthinn Brun geborne Münter in Kopenhagen.

Wien, den 25sten Juni 1799. . . S. 259

Donaureise. Straubing. Vilzhofen. Passau. Schärding. Siegharding. Linz. Wien.

Doktor Gall. Taubstummen Institut. Johannes Müller.

XXVIII. Brief.

An den Herrn Professor Hegewisch in Kiel.

Wien, den 12ten Juli 1799. . . S. 286

Geist der Einwohner. Politische Stimmung. Thugut. Saurau. Kräfte der Oesterreichischen Monarchie. Finanzen. Kultur des Geistes. Zensur.

XXIX. Brief.

An den Herrn Regierungsrath von Eggers in Glückstadt.

Prag, den 17ten Juli 1799. . . S. 311

Prag. Das Schloß. Spaziergänge. Die Judenstadt. Handel und Gewerbe. Schauspiel. Bibliotheken. Die Universität. Charakter der Böhmen. Russenmarsch.

XXX. Brief.

An den Herrn Obergerichtsrath von Eggers in Schleswig.

Töplitz, den 18ten Juli 1799. . . S. 341

Slan. Laun. Bilin. Der Sauerbrunnen. Der Basalthügel. Steinkohlenbrüche. Lava.

XXXI. Brief.

An den Herrn Etatsrath Brun in Kopenhagen.

Töplitz, den 6ten August 1799. . . S. 363

Töplitz. Das Bad. Lebensweise. Schloß. Gartensaal. Schauspiel. Spaziergänge. Dopperlburg. Dobrowska Hora oder Schloßberg. Dux. Kloster Ossek. Außig.

XXXII. Brief.

An den Herrn von Eggers in Meldorf.

Leipzig, den 12ten August 1799. . S. 394

Kloster Grab. Der Graber Berg. Frauenstein. Der Orkan. Freiberg. Das Amalgamationswerk. Chemnitz. Verschönerung von Leipzig. Wohlstand. Gesellschaften. Theater.

XXXIII. Brief.

An den Herrn Professor Sander in Kopenhagen.

Töplitz, den 21sten August 1799. . . S. 423

Merseburg. Lauchstädt. Freiburg. Weißensee. Gotha. Döll. Sternwarte. Weishaupt. Literatur. Schnepfenthal. Waltershausen. Bergreise. Eisenach. Wartburg. Erfurt. Weimar. Herder. Mounier. Bertuchs Industriekomtoir. Kunst und Literatur. Die Bibliothek. Das Schauspielhaus. Ruinen des Schlosses. Der Park. Göthe. Tiefurt. Osmannstädt. Wieland. Jena. Köstritz. Gera. Altenburg. Waldheim. Noßen. Zehist. Gieshäbel. Peterswalde.

XXXIV. Brief.

An den Herrn Professor Münter in Kopenhagen.

Lübek, den 16ten September 1799. . S. 485

Mariaschein. Der Geiersberg. Wesenstein. Dohna. Ansicht von Dresden. Meißen. Huberstburg. Dölitz. Oesers Andenken.

Halle. Die Forstersche Familie. Gibichenstein. Reichard. Struensee. Dessau. Potsdam. Meinke. Andenken an Suarez. Berlin. Politisches System. Literatur. Nikolai. Teller. Engel. Die Logenfeier. Weg nach Lübek.

XIX. Brief.

Stuttgard, den 12ten Mai 1799.

Wer jetzt in der Gegend um Rastadt reiset, bemerkt sehr deutlich die wohlthätigen Wirkungen des stark vermehrten Geldumlaufs. Nicht allein die Stadt ist sehr verschönert: alle Dörfer, die ganze Gegend umher sind es nicht minder. Allenthalben sieht man größere Wohlhabenheit, die Lust zu neuen Unternehmungen, die gewöhnlich in ihrem Gefolge sich einstellt.

So sehr mich auch bei der Abreise von Rastadt traurige Erinnerungen verfolgten, so knüpften doch jene Betrachtungen sich selbst an diese natürlich an. Unstreitig war der Kongreß für die umliegende Gegend, für das Badensche Land wohlthätig, wenn er auch

sonst keine bleibende Spur seiner Wirksamkeit hinterläßt. Und eben so glaube ich nicht, daß einer von uns das Land verläßt, ohne ein lebhaftes Gefühl der Zuneigung für die Einwohner, der Ergebenheit und Achtung für den trefflichen Fürsten und seine würdigen Räthe mitzunehmen.

Noch in den letzten Tagen, die verschiedene von den Mitgliedern des Kongresses in Rastadt zubrachten, zeigten sich diese Empfindungen auf beiden Seiten vorzüglich lebhaft. Es war als suchte man ihnen noch recht an den Tag zu legen, wie gern sie gesehen waren; wiederum bemühten sie sich, ihre Anhänglichkeit, ihre innige Theilnahme an dem ferneren Wohl des Landes auf alle Weise zu äußern. So war die Aufnahme am fürstlichen Hofe: so war sie bei den Bekannten, die der eine oder der andere hatte.

Mich nöthigte mein krankes Bein meistens das Zimmer zu hüten.

Erst am 2ten konnte ich zu dem Minister Edelsheim gehen, um Abschied zu

nehmen. Ich habe in seinem Hause viele Freundschaft genossen, deren ich mich stets dankbar erinnern werde.

Dann besah ich noch mit Dohm des Hofraths Böckmann Kabinet, und die Luftmalereien seines Sohns, ein in der That ausgezeichnetes Kunstprodukt.

Böckmann ist wirklich der Erfinder des Telegraphen. Es ist durch eine gedruckte Schrift außer Zweifel gesetzt, daß er diese Zeichensprache bekannt gemacht hatte, lange ehe man in Frankreich davon Gebrauch machte. Er zeigte uns sehr gut und schnell, wie die Figuren vorgestellt werden, durch einfache Kombinationen. Diese Zeichen beziehen sich auf Ziffern, und diese bedeuten wieder Buchstaben. Er hat an 10,000 solcher Zeichen, und ein vollständiges Repertorium darüber verfertigt. Nun hat er Alles in Großen ausgearbeitet nach Rußland gesandt.

Außer diesen Zeichen hat er noch andere Arten gebraucht, als vermittelst Prismen von verschiedenen Farben. Allein alle diese

sind bei weiten nicht so leicht und einfach als jene der Figuren.

An seinem Apparat befindet sich besonders eine vortreffliche Elektrisirmaschine, und verschiedene andere vorzüglich physikalische Instrumente. Auch sah ich eine sehr künstliche Uhr, die den Planetenlauf u. s. w. anzeigt. Sie ward alle Jahr nur einmahl aufgezogen. Ich habe den Namen des Meisters vergessen. Ein Schwabe war er. Vielleicht ist es der Hahn aus dem Wirtembergischen, der dort als Uhrmacher bekannt ist.

An eben dem Tage hatte schon ein Theil unserer Gesellschaft sich getrennt. Der Freiherr von Jakobi-Klöest war mit seiner liebenswürdigen Frau zuerst abgereiset. Verschiedene reiseten den Nachmittag. Einige blieben noch in Karlsruh.

Graf Görz, Herr von Dohm, Graf Solms, Freiherr von Rechberg, Graf Taube und ich reiseten am 3ten nach Stuttgard.

Bis Pforzheim fuhr Herr von Dohm

mit mir in meinem Wagen. Dort blieb er zurück, weil sein Wagen gebrochen war.

Der Weg von Pforzheim nach Stuttgard ist bergig. Es sind drei Posten oder sechs Meilen. In Entzweihingen werden Pferde gewechselt, auf dem halben Wege. Man hat nicht besonders weite Aussichten. Nur auf dem letzten Staig vor Stuttgard ist eine treffliche Aussicht, über das Thal, worin die Stadt liegt, ringsum von Bergen umgeben. Doch war diese jetzt noch nicht in ihrer vollen Schönheit. Es sind alles Weinberge, und die Kälte hält immer noch den Wein zurück.

Wäre es nicht wegen der Gesellschaft gewesen, so hätte ich meinen Weg von Pforzheim gerade auf Tübingen genommen. Ich möchte gar zu gerne meine Freunde in Tübingen noch einmahl sehen, ehe ich das südliche Deutschland gesegne. Dann wollte ich über Ulm, Nürnberg, Dresden und Berlin zurückgehen. Nun werde ich von hier aus eine Tour dahin machen.

Der nächste Weg von Pforzheim nach Tübingen geht über Hornberg. Hier bleiben Neubirk und Calw liegen. Der gewöhnliche Weg aber geht über Neubirk und Calw. Man hat 2 Stunden auf Neubirk, 4 Stunden auf Calw, 8 auf Tübingen, zusammen 14 Stunden. Der Weg soll ungemein romantisch sein; aber mit großen Wagen nicht gut zu passiren. Daher geht man meistens über Stuttgard, welches freilich vier Stunden weiter ist.

Von Entzweihingen führt auch eine Post gerade auf Ludwigsburg. Es soll ein recht schöner Weg sein.

Jetzt hielt ich meinen Einzug in dem Römischen Kaiser in Stuttgard freilich viel stattlicher als das erstemahl. Ich brachte den Abend mit der ganzen Gesellschaft noch in sehr interessantem Gespräch zu.

Früh am folgenden Morgen zog jeder seine Straße. Nur ich wartete noch auf den Herrn von Dohm.

Er kam spät. Am 5ten reisete auch er

ab. Mit inniger Bewegung nahm ich Abschied von ihm. Wir waren sehr freundschaftlich mit einander gewesen, und ich habe nur wenig Hoffnung ihn wieder zu sehen.

Dies war die letzte Trennung. Ohne Zweifel sind nun Alle, die in Rastadt versammelt waren, zerstreuet, wenn sie nicht sonst einen gemeinschaftlichen Bestimmungsort haben.

Unglücklicher Weise fesselte mich hier mein Bein. Die Reise bekam mir so schlecht, daß ich wieder zu einem Arzt meine Zuflucht nehmen mußte. Fast acht Tage lang lag ich auf einem Sopha; noch glücklich, daß ich, wie in Karlsruh, mir eine Einrichtung zum Schreiben machen konnte.

Dennoch werden Sie sich leicht vorstellen, wie peinlich mir dieser Arrest war, da ich so viele Gründe habe, zurück zu eilen. Er wäre es noch weit mehr geworden, hätten nicht meine Freunde mir so oft interessante Unterhaltung gewährt.

Nach Allem, was ich Gelegenheit hatte

zu bemerken, ist die Stimmung im Wirtembergischen jetzt besser, als jemahls. Jedermann scheint die Nothwendigkeit zu fühlen, sich an den Landesherrn anzuschließen, um vereint den Gefahren kräftiger zu widerstehen, die dem Vaterlande drohen. Die Französische Regierung hat ihre scheußliche Politik auf dem Rastadter Kongreß so aufgedeckt, sie so stark besiegelt durch die Gewaltthätigkeiten mitten in dem vorgeblichen Frieden, daß es scheint, sie habe auch hier alle ihre Freunde verloren. Gewiß ist dadurch sehr viel gewonnen; und mehr noch für die Folgezeit. Denn dieser Same der Uneinigkeit, der im Stillen immer um sich greift, hindert mehr noch die Wirksamkeit zum innern Wohl, als er äußere Angriffe befördert und unterstützt.

Freilich trägt jetzt auch die günstige Lage der kaiserlichen Waffen sehr viel dazu bei, die gute Stimmung allgemeiner zu machen. Denn gut dürfen wir doch wol, unserer Neutralität unbeschadet, die Stimmung

nennen, die auf eine Vereinigung mit dem Fürsten geht, ohne durch Französische Hülfe sich die Ausdehnung angemaßter, dem Wohl des Landes sicher nicht zuträglicher, Vorrechte erringen zu wollen *).

Als ich in diesen letzten Tagen wieder in Gesellschaft fahren durfte, habe ich Bekanntschaft mit verschiedenen kaiserlichen Offizieren gemacht, von dem schönen Kürassierregiment, das in dieser Gegend liegt. Es ist das Regiment des Obersten von Wolfskehl. Die Offiziere haben mir sehr wohl gefallen. Der Oberst insonderheit scheint ein ausgezeichneter Mann zu sein. Er spricht von seiner Wissenschaft trefflich, so daß auch ein Laie sich orientirt fühlt. Dies ist mir das untrüglichste Zeichen, daß ein Mann sie vollkommen inne hat, sie von oben aus umfaßt. Dabei zeigt er jene Art von gesetztem Muth, die, weit entfernt von aller Uebertrei-

*) Seit der Stiftung des Rheinischen Bundes hat sich das Blatt bekanntlich ganz gewandt.

bung, recht dazu geeignet ist Zutrauen einzuflößen und andere mit sich fortzureißen.

Einige Mahle bin ich auch im Schauspiel gewesen. Ich sah Ifflands Lohn der Wahrheit, und die in Paris so berühmte Oper Tarara, hier König von Axur genannt. Auch jetzt ist mein günstiges Urtheil von der hiesigen Bühne vollkommen bestätigt. Die Musik des letzteren Stücks insonderheit ist trefflich, und es ward sehr gut gegeben.

An meinem gestrigen Geburtstag hatte ich mannichfaltige Unterhaltung.

Ich besuchte Huber, den Redakteur der allgemeinen Zeitung, und seine Frau, Therese Heine. Sie wissen, daß Beide, insonderheit sie, viel Interesse für mich haben. Meinem Vorsatz zuwider, konnte ich es dennoch nicht unterlassen, Forsters zu erwähnen, Forsters, den ich noch mit jugendlicher Wärme liebte. Aber ich fühlte, ich würde mich vergessen: und ich brach schnell ab.

Den Mittag brachte ich bei Spittler

zu, in Drucks Gesellschaft. Sie kennen Spittlers Geist, seine Unterhaltungsgabe. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß dieser Geburtstag einer meiner glücklichsten Tage war.

Am Abend führte mich der Geheimerath von Mandelslohe, der Wirtembergische Gesandte in Rastadt, zu dem Holländischen Minister Stryck vom Linschooten in eine große Gesellschaft. Beinahe hätte ich mich überreden lassen, heute, anstatt abzureisen, noch einer Fete beizuwohnen, die mir sicher viel Vergnügen machen würde. Aber ich hatte schon Bestellungen in Tübingen, die ich nicht mehr zurücknehmen konnte. Hoffentlich werde ich für diese Standhaftigkeit nicht die strenge Strafe leiden, welche die Damen mir androhen. Sie sagen, weil ich mich nicht bereden lasse, die Reise aufzuschieben, so würde ich gewiß einen Rückfall der Rose bekommen.

Ich habe indeß heute schon von Spittler Abschied genommen. Noch einmahl haben

wir uns über die Gegenstände unterhalten, die jetzt allen irgend aufmerksamen Beobachtern der Zeit die wichtigsten sind — über die Nutzanwendung der nun beinahe zwölfjährigen Revolutionszuckungen. Möchte doch die Menschheit auf die Weise in der Zukunft Entschädigung erhalten, für das mannichfaltige Ungemach, was ihr die Greuel unserer Zeit zufügten.

Vor einigen Tagen sah ich auch meinen Freund Häberlin wieder auf seiner Rückreise. Er hatte Rastadt verlassen, vor der schrecklichen Katastrophe, die dem Kongreß gänzlich ein Ende machte. Aber so lange er dort war, gehörte er sicherlich zu den fähigsten, unterrichtetsten Beobachtern. Sollten wir einmahl Memoiren über den Kongreß erwarten dürfen, so möchte ich am liebsten wünschen, sie von Dohm und Häberlin bearbeitet zu sehen.

XX. Brief.

Tübingen, den 23sten Mai 1799

So lange, lieber Freund, hat mich die unglückliche Rose am Bein hier aufgehalten. Gleich am andern Tage, als ich angekommen war, mußte ich wieder mein Lager annehmen, und über acht Tage war ich genöthigt das Zimmer zu hüten.

Während dieser Zeit habe ich viele und sehr verschiedene Urtheile über den Gesandtenmord erfahren. Sie sind alle, mehr oder weniger, ungereimt und leidenschaftlich. Desto mehr ist es zu bedauern, daß man das einzige Mittel nicht gewollt hat, wie die Sache auf das Reine zu bringen war, nämlich eine Untersuchung durch die noch anwesen-

den Mitglieder des Kongresses in Rastadt selbst gleich nach vollbrachter That. Sobald man dies Mittel recht ergriff, verzichtete man auch auf die Erforschung des wahren Zusammenhanges dieser schrecklichen Begebenheit.

In dem gesandtschaftlichen Bericht, der bereits gedruckt sein soll, sind die Thatsachen selbst mit der möglichsten Sorgfalt, mit der größten Wahrheitsliebe angegeben. Allein über die Urheber, die Anstifter, die Beförderer der Schandthat ist nichts gesagt. Man hat es geflissentlich vermieden, auch nur die leiseste Ahnung zu veranlassen, von welcher Meinung diejenigen waren, welche den Bericht unterzeichneten. So mußten sie auch verfahren, wenn sie ihrer Würde, ihrem Charakter getreu bleiben wollten.

Nicht so der Gesandte Jean Debry. Er ließ kurz nach seiner Ankunft in Strasburg einen Bericht an Talleyrand drukken, der — ich gestehe es — meinen Er-

wartungen keineswegs entsprach *). Wahrscheinlich kömmt er nicht nach Deutschland; ich lege ihn daher an. Es wird für Sie gewiß interessant sein, ihn mit dem Bericht der Gesandten zu vergleichen, wenn dieser einst bekannt wird. Die übrigen Erzählungen, die hie und da in Zeitungen eingerückt, oder schriftlich vertheilt wurden, sind nicht Ihrer Aufmerksamkeit werth.

„Bereits lange vor dem 19ten April bemerkte die Französische Gesandtschaft, daß die Feinde des Friedens alle mögliche Mittel jeder Art anwandten, um die Auflösung des Kongresses zu bewirken; wir vermutheten in der That ihn unvermerkt beendigt zu sehen durch den allmähligen Weggang derer, die ihn ausmachten. Aber an jenem Tage lehrte

*) Lettre du Ministre plénipotentiaire de la République française au Congrès, *Jean Débry* au Citoyen *Talleyrand*, Ministre des relations extérieures, d. d. Strasbourg, 12. Floréal VII. Nachher ließ er am 17. Floréal noch einen narré fidèle als Nachtrag drucken, den ich aber nicht gesehen habe.

uns die Abreißung der Fähre, welche zur Beförderung unserer Korrespondenz über Selz angelegt war, daß die Bosheit unserer Feinde nicht die Geduld haben würde, welche die Französische Regierung bewies. Wir protestirten gegen diese Verletzung des Völkerrechts; die Deputation auf ihrer Seite gleichfalls. Das Resultat war bloß ein militärisches Schreiben, welches uns zu erkennen gab, man könne über die Sicherheit der Mitglieder des Kongresses keine beruhigende Erklärung ertheilen. Die Deputation versammelte sich. Sie erklärte, daß sie nicht mehr frei wäre; daß überdies die Zurückberufung mehrerer Mitglieder, sie, nach dem Inhalt ihrer Vollmacht, außer Stand setzte, irgend einen weiteren Beschluß zu nehmen."

„Auf dieses Konklusum, welches uns selbst der zurückberufene Direktorial-Gesandte offiziel mittheilte, gründeten wir unsere Note vom 25sten April. Wir protestirten darin gegen die ausgeübten Gewaltthätigkeiten und erklärten, wir würden uns inner-

halb dreier Tage in die Gemeine von Strasburg begeben, um dort die Unterhandlungen fortzusetzen."

„Am folgenden Tage — ich gebe Ihnen diese Umstände bloß aus dem Gedächtniß, weil unsere Papiere weggenommen sind; doch glaube ich nicht mich zu irren — am folgenden Tage ward der Bürger Lemnim, der Kourrier der Gesandtschaft, in Plittersdorf durch eine Oesterreichische Patrouille aufgehoben und nach Gernsbach gebracht, in des Obersten Quartier. Durch uns von dieser bisher unerhörten Frevelthat unterrichtet, die doch bald noch übertroffen werden sollte, wandten sich alle Mitglieder des diplomatischen Korps, besonders der Minister von Baden, die Preußische Gesandtschaft, und der Direktorialgesandte an den Oesterreichischen Obersten, um Genugthuung zu erhalten. Sie begehrten vorzüglich eine Versicherung, daß wir bei unserer Zurückkehr nach Frankreich nichts zu fürchten hätten. Sie erhielten keine Antwort."

„Wir hatten unsere Veranstaltungen getroffen am 29sten abzureisen. Ohne Zweifel hätten wir den Tag zuvor sicher reisen können. Damahls waren keine Oesterreichische Patrouillen am Rhein. Aber wir hatten einmahl die Frage des Rechts in Anrege gebracht, mit Sicherheit zurückzukehren: wir hätten geglaubt der Würde unseres Charakters etwas zu entziehen, wenn wir nicht auf irgend eine Entscheidung bestünden, und vielleicht hat diese Gesinnung die Ausführung des schrecklichen Verbrechens befördert, worauf ich jetzt komme.

„Am 28sten April, Abends um halb acht erklärte ein Kapitain von Szekler Husaren, die zu Gengenbach standen, von wegen seines Obersten dem Freiherrn von Albini mündlich, wir könnten Rastadt mit Sicherheit verlassen. Darauf deutete er uns den Befehl an, innerhalb 24 Stunden aus der Stadt zu gehen. Schon hatten die Szekler Husaren sich ihrer bemächtigt und alle Zugänge besetzt.“

„Um acht Uhr waren wir im Wagen. Als wir an das Thor kamen, fanden wir einen allgemeinen Befehl niemand aus= und einzulassen. Eine Stunde vergieng über Hin= und Herreden. Es scheint, man hatte sie nöthig, um die abscheuliche Mordung zu organisiren, welche darauf folgte, und die nach allen Umständen, ich sage es mit Ueberzeugung, in voraus befohlen und berechnet war.“

„Endlich hob der Oesterreichische Kommandant die Sperre, aber nur für die Französische Gesandtschaft. Wir verlangten eine Bedeckung. Sie ward uns abgeschlagen. Der infame Kommandant erklärte, wir würden eben so sicher sein, als in unsern Zimmern.“

„Wir setzten uns in Zug. Noch waren wir nicht 50 Schritte von Rastadt — wir und die Ligurische Gesandtschaft, die uns nicht verließ und unsere Gefahren mit einer beispiellosen Aufopferung theilte — als ein Detaschement von beinahe sechszig Szek-

ler Husaren, versteckt längs dem Murg=Kanal, auf unsere Wagen stürzte, und sie halten ließ."

„Der meinige war der erste. Sechs Männer, mit bloßem Säbel, reißen mich heraus. Ich werde durchsucht und alles dessen beraubt, was ich bei mir hatte. Ein anderer, der den Zug anzuführen schien, sprengt in vollem Lauf heran und frägt nach dem Minister Jean Debry. Ich glaubte er käme mich zu retten. „Ich bin es," sagte ich, „ich bin Jean Debry, Minister von Frankreich."

„Kaum hatte ich ausgesprochen, als zwei Säbelhiebe mich zur Erde streckten: sogleich ward von allen Seiten auf mich eingehauen. Man wälzte mich in einen Graben: ich stellte mich todt. Dann verließen mich die Banditen um zu den andern Wagen zu gehen."

„Diesen Augenblick benützte ich, an mehreren Stellen verwundet, zu entfliehen. Ich verlor Blut von allen Seiten: vielleicht ver-

dankte ich das Leben nur meinen dicken Kleidungsstücken."

„Bonnier ward auf eben die Weise getödtet, die für mich bestimmt war: Roberjeot ward beinahe in den Armen seiner Frau ermordet. Man that dieselbe Frage an meine unglücklichen Kollegen: Bist du Bonnier? Bist du Roberjeot?"

„Unsere Wagen wurden geplündert. Alles ward eine Beute der Räuber. Die Papiere der Gesandtschaft wurden weggenommen, dem Oesterreichischen Kommandanten gebracht, und vergebens zurückgefodert."

„Der Sekretär der Gesandtschaft warf sich in einen Graben und entwischte, begünstigt durch die Nacht, den Streichen der Mörder."

„Unterdeß schleppte ich mich in ein benachbartes Gehölz. Immer hörte ich das Geheul der Kannibalen, das Geschrei der Schlachtopfer, besonders ihrer Gefährten, der Frau von Roberjeot's, meiner Frau, die im siebenten Monat schwanger ist, meiner

beiden Töchter, die ihren Vater foderten. Mein Privatsekretär, der Bürger Belin, ward von sechs Männern gehalten, um Zeuge aller dieser Scheußlichkeiten zu sein: meinen Kammerdiener warf man in das Wasser."

„Ich habe erfahren, daß alle Mitglieder des diplomatischen Korps die größten Anstrengungen anwandten, um denen zu Hülfe zu kommen, die man noch retten konnte. Aber erst um ein Uhr Morgens konnte die Bürgerinn Roberjeot bei dem Preußischen Minister, Herrn von Jacobi aufgenommen werden: meine Frau und Töchter bei Herrn von Rheden, Minister von Bremen-Hannover."

„Ich streifte während der ganzen schrecklichen Nacht im Gehölz umher, zitternd vor den Tag, der mich den Oesterreichischen Patrouillen ausstellen würde."

„Gegen sechs Uhr Morgens sah ich sie umher ziehen: ich sah, daß ich ihnen nicht entgehen könnte. Ueberdies war ich von Kälte und Regen durchdrungen: ich ward

durch größeren Blutverlust stets mehr geschwächt. Ich faßte den verzweifelten Entschluß, nach Rastadt zurückzukehren."

„Auf dem Wege sah ich die entblößten Leichen meiner beiden Kollegen."

„Das abscheuliche Wetter, vielleicht die Ermüdung vom Verbrechen, begünstigten mein Durchkommen. Außer Athem und mit Blut bedeckt, kam ich endlich bei dem Preußischen Minister, Grafen Görz, an.

„Es ist mir nicht möglich, Bürger Minister, Ihnen die Pein aller zu der Gesandtschaft gehörenden Personen zu schildern, und Ihnen die Berichte derer zu wiederholen, welche Zeugen oder Gegenstand dieser scheußlichen Szenen waren. Ich werde sie sammeln, wenn ich Kräfte dazu habe."

„Ungeachtet ihres tugendhaften Muths ist die Frau des Bürgers Roberjeot, wie unsinnig von Schmerz. Ich rufe für sie die ganze Theilnahme der Regierung an."

„Ermüdet von dem Bericht, den ich Ihnen nur in zwei Absätzen gegeben habe, be-

schränke ich mich für jetzt nur darauf, Ihnen zu bezeugen, wie vielen Dank jede der geretteten Personen der großmüthigen Aufopferung der Mitglieder des diplomatischen Korps schuldig ist. Ich nenne keinen, weil ich sie alle nennen müßte. Außer ihrer edlen Sorgfalt und ihrem süßen Trost, verdanken wir ihnen die Sicherheit unserer Rückkehr hieher. Dem Oesterreichischen Obersten ward eine förmliche Akte übergeben, von ihnen allen unterzeichnet, worin sie ihm erklären, daß ihre Kommittenten ihn verantwortlich machten für das Verbrechen und für alle Folgen. Der Minister des Markgrafen ließ uns eine Bedeckung seiner Truppen geben, auf der Rückreise. Man mußte sie mit Szekler Husaren vereinigen, die, wie es schien, mich ungern entflohen sahen. Die Preußische Gesandtschaft, durch sie gehindert uns zu begleiten, trug ihrem Sekretär, Herrn von Jordan, auf, uns nicht eher zu verlassen, bis wir uns eingeschifft hätten. Warum konnte doch so viele Sorgfalt nicht

die scheußliche Katastrophe meiner beiden unglücklichen Kollegen verhüten?"

„Auch muß ich noch hinzufügen, daß fast alle Einwohner von Rastadt, unter ihren Thränen über die Schandthat sie mit allen Flüchen bedeckt haben, die sie verdient. Sie haben es gar nicht verhehlt, daß sie die scheußliche Erfindung und die Leitung Oesterreich beimessen; Oesterreich, dessen Minister l'Herbach, jetzt Kommissär bei der Armee des Erzherzogs, ohne die mindeste Schwierigkeit, bei seiner Abreise von Rastadt, alle Pässe erhielt, die er von der Französischen Gesandtschaft verlangte; Oesterreich, das wagen durfte, uns durch den Grafen Metternich sagen zu lassen, dieser kaiserliche Kommissär könne nicht länger in Rastadt bleiben, wegen Unsicherheit seiner Korrespondenz; Oesterreich, welches, nach aller Wahrscheinlichkeit, Befehl gegeben hat, die drei Minister zu morden, unsere Papiere wegzunehmen, und zum Lohn die Plünderung versprach."

„Es wären noch viele andere Beziehun-

gen zu entwickeln: aber man wird sie fühlen. Verzeihen Sie der Unordnung meiner Ideen. Die schrecklichen Bilder, die mir noch stets vor Augen schweben, lassen meine Ueberlegung nicht frei, und ermüden mich mehr, als die Schmerzen, die ich empfinde. Mit meinen Wunden geht es gut; sie verkündigen bisher gar keine Gefahr."

Erst nachdem dieser Bericht eingegangen war, sandte das Direktorium am 5ten Mai eine Bothschaft an die gesetzgebenden Räthe, mit Beifügung des Berichts. Sie war, wie man erwarten konnte, mit den gröbsten Schmähungen angefüllt. Der Oesterreichischen Regierung ward die Mordthat geradezu, als ausgemacht, Schuld gegeben. Es erließ darauf am 6ten in diesem Sinn eine Proklamation an die Franzosen, sie zu der schrecklichen Rache aufzufodern; am 7ten ein Manifest an alle Völker und alle Regierungen. Im ganzen Reiche ward von dem Rath der Fünfhundert am 10ten Mai ein Trauerfest angeordnet, das am 8ten Junius

Satt haben soll. Aber, was den Eindruck nothwendig schon in voraus schwächen mußte — es benützte diesen Anlaß, um in derselben Bothschaft, die gesetzgebenden Räthe aufzufodern, die beschlossenen Rüstungsanstalten sogleich in das Werk zu richten, der dringenden Finanzverlegenheit kräftig abzuhelfen.

Auch entsprach die Stimmung des Volks bei weiten nicht die Erwartung. Sei es, daß der gesunde Menschenverstand Oesterreich nicht für so schuldig hielt, oder daß die allgemeine Verachtung gegen die Regierung Alles, was von ihr kam, gleichgültiger aufnehmen ließ, oder, daß die gelegene Geldfoderung empörte — genug, die Menge blieb kalt bis auf einen unbegreiflichen Grad. Gleichwol war die Begebenheit doch gewiß dazu geeignet, eine heftige Bewegung hervorzubringen. Und die blutigen Greuel der Revolution waren auch schon zu weit aus dem Gesichtspunkt, als daß man annehmen

durfte die Gewohnheit des Anblicks stumpfe das Gefühl.

Ganz anders in Deutschland. Hier erregte die schändliche That allenthalben, unter allen Klassen, den stärksten Abscheu, das lauteste Geschrei um Rache. Wahrlich, das Direktorium brauchte nicht erst dazu aufzufodern; der natürliche Charakter der Deutschen, ihr gerader Sinn, stets aller Hinterlist abgeneigt, empörte ohnehin eines jeden Brust.

Es ist nicht möglich, eine lebhaftere Theilnehmung zu äußern, kräftigere Anstalten zu treffen, wie das Verbrechen aufzudekken, als von dem Erzherzog Karl gleich in dem ersten Augenblick geschah. Schon am 1sten Mai erließ er darüber aus seinem Hauptquartier zu Stockach, ein Schreiben an den kaiserlich königlichen Kommissär von Hügel zu Regensburg. Es war der reine Ausdruck des lebhaftesten Schmerzes, und des heftigsten Unwillens. Am folgenden Tage, an eben dem Tage, wo das Schreiben

der zu Karlsruh noch versammelten Gesandten abgieng, erließ er nicht nur eine Anzeige nach Wien, sondern er schrieb auch selbst an Massena, als den kommandirenden Chef der Französischen Armee. Dem letzteren bezeugte er seinen tiefen Schmerz über den durch die Husaren erfolgten Angriff, als die Minister während der Nacht mitten durch die Kette der Vorposten gezogen, und die darauf verübte schreckliche Mordthat. Zugleich versicherte er ihm eine unverzügliche Bekanntmachung des Erfolgs der befohlnen Nachforschungen. Wirklich war sogleich eine Untersuchungskommission niedergesetzt. Sie trat, unter dem Vorsitz des Feldmarschall-Lieutenants Grafen von Spork, in Villingen zusammen. Ihre Vollmacht war so ausgedehnt als möglich; auch hört man, daß sie nichts verabsäumt habe, was nur irgend, den Umständen nach, möglich war, um die Wahrheit zu erforschen, ohne irgend eine persönliche Rücksicht.

Das alles hatte der Erzherzog gethan,

ehe er den gesandtschaftlichen Bericht erhielt. Sie können denken, welchen Eindruck die detaillirte Erzählung der schrecklichen That auf ihn machen mußte. Man sagt, seine Gesundheit habe dadurch merklich gelitten. Dies mag wol eine der Ursachen sein, welche seine siegreiche Armee so lange in ihrem weiteren Fortschritt aufhält, wozu Alles sie einzuladen scheint.

Inzwischen haben die kaiserlichen Waffen in Italien einen Erfolg, der fast alle Hoffnung übersteigt. Wieder ein auffallendes Beispiel, wie viel bei einem Kriege darauf ankömmt, ob das Volk in dem Lande, wo der Schauplatz ist, Partie für die Sache nimmt. Ungeachtet ihrer Siege, würde die Oesterreichisch-Russische Armee nicht da sein, wo sie ist, wenn nicht das Volk allenthalben sie unterstützte, und selbst die Franzosen verfolgte.

Nachdem die Armee am 24sten April über den Oglio gegangen war, am 26sten über die Adda, erfocht Suwarow am

27sten bei Cassano einen großen Sieg über den General Moreau. Einer der vorzüglichsten Französischen Generale, Serrurier, ward mit 3000 Mann gefangen. Er erhielt indeß auf sein Ehrenwort Freiheit, sich hinzubegeben, wohin er wollte. Als er bei Suwarow speisete, fragte ihn dieser, wohin er denn gehen würde? — Nach Paris. — Dort hoffe ich Sie zu sehen, sagte Suwarow. — „Ich habe es selbst immer gehofft," antwortete Serrurier mit Feinheit. Wir wollen hoffen, daß keins von beiden geschehe. Denn so herzlich ich den kaiserlichen Waffen alles Heil wünsche, so kann ich mir doch die Beendigung der Revolution — bis noch ist sie freilich nicht beendigt — durch ein feindliches Heer in Paris, nicht anders denken, als ein großes, großes Unglück für das Menschengeschlecht.

Schon am 28sten April kam Suwarow mit dem Hauptquartier nach Mailand. Die ganze Lombardei ist nun wieder erobert. Der Erzbischof mit seinem Gefolge, und

der Vorsteher der Stadt kamen bis Crescenzago der Armee entgegen, überbrachten die Schlüssel der Stadt, unter den lebhaftesten Bezeugungen von Ehrfurcht und Ergebenheit.

Bis in die Stadt, drei Meilen weit, ward die Armee fast auf den Händen getragen. Das unabläßige Freudengeschrei: Es lebe die Religion, es lebe Franz der Zweite, der sie uns wieder giebt, überstimmte die sonst selbst im Getümmel der Schlacht noch hörbare Türkische Musik. Jeder drängte sich auch aus den Häusern zu dem vorbeiziehenden Krieger, ihm die Bruderhand zu reichen.

Am Abend war die ganze Stadt erleuchtet. Die vollkommene Ruhe und Sicherheit bei diesem allgemeinen Auflauf, ohne alle militärische Gewalt erhalten, gab den untrüglichsten Beweis von der Reinheit und Untrüglichkeit dieses Freudengefühls.

Der Kourrier Milanosa, der selbst unter der Französischen Herrschaft, so weit

es die Klugheit und persönliche Sicherheit erlaubte, immer dem Joch sich abgeneigt bezeigte, gab schon in dem Blatt vom 29sten April eine wirklich rührende Beschreibung, von der ich Ihnen Einiges hersetze.

„Wir wußten kaum, daß die Gefechte an der Adda in einer so kurzen Entfernung von der Stadt vorgegangen waren, als wir Morgens am 27sten das gewesene Cisalpinische Direktorium abreisen sahen. Ueberall zeigte eine allgemeine Bewegung den nahen Rückzug der Franzosen an, von denen viele schon vorher die Stadt verlassen hatten. Während des ganzen Tages zog Alles schleunig gegen das Piemontesische. Dies dauerte auch die ganze Nacht fort.“

„Am 28sten marschirten mit Anbruch des Tages auch die Französischen Truppen fort, welche sich zu Cassano und in der dortigen Gegend befanden. Sie ließen sowol hier als an andern Orten den Kaiserlichen ungeheure Magazine.“

„Kaum hatten die Franzosen ihren

Marsch beendigt, als ungefähr um 9 Uhr Morgens vor unseren Augen bei dem östlichen Thor die Russisch=Oesterreichischen Vorposten erschienen. Es läßt sich nicht ausdrücken, wie groß bei dieser Erscheinung der Jubel der Einwohner der Stadt war. In einem Augenblick verbreitete sich die Nachricht durch alle Gassen: in einem Augenblick wurden alle Insignien der Republik und der sogenannten Freiheit zu Boden geschlagen."

„Sogleich setzte sich unser würdiger Erzbischof in Bewegung, und hinter ihm die Verwaltung und die Vorsteher der Stadt, um den gekrönten Siegern entgegen zu gehen. Trunken vor Freude begleitete das Volk die Deputation."

„Zu Crescenzago traf sie das Gros der Oesterreichischen Armee an, der schon verschiedene andere in die Stadt gekommene Korps vorangegangen waren. Diese verbreiteten in großer Menge die Proklamationen des gnädigsten Landesherrn. Die Deputation ward von dem kommandirenden General

Melas äußerst gütig empfangen. Man trat darauf unter dem festlichen Ton der heiligen Glocken, des heiligsten der Gottesdienste, in die Stadt."

„Wir sind nicht im Stande die ausschweifende Freude zu beschreiben, der sich hierauf das Volk überließ. Es waren nicht nur bloße äußerliche Demonstrationen, die beständigen Hochlebe! das ununterbrochene Freudengeschrei, das wiederholte Händegeklatsch. Das Herz redete aus den Augen; man sah das Gepräge der Freude sogar aus den weichen Augenliedern der zarten Kinder hervorblicken. In dem glücklichen Einmarsch der siegreichen kaiserl. königl. Armee sah ein jeder das Ende der Plagen, zu denen er von einer kraftlosen und willkührlichen Regierung verdammt war, und den Anfang des Glücks, welches uns das großmüthige und mächtige Oberhaupt einer großen und wackeren Nation verspricht, die, indem sie uns die Religion unserer Väter und unser Eigenthum sichert, uns zu einer auf

die Grundsätze der gesunden Vernunft und der Gerechtigkeit gestützten Regierung zurückführt, Grundsätze, welche das Glück der Völker ausmachen."

„Heute morgen ward in der schönen Domkirche ein feierliches Te Deum gesungen; und zugleich ein Hochamt abgehalten. Dieser Feierlichkeit wohnte auch der General Suwarow, nebst dem kommandirenden General, Baron von Melas, bei."

Möchte doch nun die Oesterreichische Regierung auch, ihrem gewöhnlichen Charakter gemäß, das Vergangene in der wiederhergestellten Lombardei ganz vergessen. Es bedarf bei diesem guten, der vorigen Regierung in Ganzen sehr ergebenen, Volk sicherlich keiner strengen Maßregeln, um alle Reste des Republikanismus zu vertilgen, der ihnen ohnehin nur aufgedrungen war.

Ueberhaupt entwickelt es sich immer mehr und mehr, daß Italien mehr durch unverzeihliche, beinah unglaubliche Feh=

ler der Regierungen und der Feldherren *) verloren gieng, als durch die überwiegende Stärke der Franzosen. Recht sehr empfehle ich Ihnen in dieser Rücksicht die vertrauten Briefe über Italien, die ich hier gelesen habe. Der Verfasser schreibt mit sichtbarer Kenntniß des Gegenstandes in seinem ganzen Umfange, und in eben so unverkennbarer guter Absicht. Mehrere, die mit kaiserlichen Militären genauer umgiengen, bestätigen vollkommen die Richtigkeit seiner Aeußerungen. Gleichwol soll das Buch streng verboten sein. Dergleichen Verbote übersteigen meine Fassungskraft. Eine Schrift, wie diese, mag den Einzelnen schmerzen, den sie trifft, auch ohne ihn zu nennen: aber der guten Sache schaden kann sie bei einem so vorsichtigen Vortrag, bei

*) Damahls, als ich dies schrieb, konnte ich freilich noch nicht die Begebenheiten voraussehen, welche die Schlacht bei Marengo möglich machten, und so manche andere spätere Erfolge, von denen zu reden noch nicht Zeit ist.

dem gutgemeinten Ton nie. Ist es doch nicht, als wollten die Regierungen nicht, daß man ihnen die Gebrechen aufdecke, die sie doch nicht selbst erforschen können. Was sollen wir von dem Kranken sagen, der nicht will, daß der Arzt ihm die Fehler in seiner Diät anzeige, die er nothwendig ändern muß, wenn er genesen will? Daß nicht Alles richtig ist, was in einer solchen Schrift vorkömmt, nicht Alles anwendbar, was der Verfasser vorschlägt — hindert doch wahrlich nicht, das Zweckmäßige zu benützen. Prüfen sollen wir Alles, und das Beste behalten.

Noch eine andere Schrift habe ich hier, während meines Bettarrestes gelesen, die in Frankreich sehr streng verboten ist, und mit Wuth verfolgt wird. Es ist Carnots Rechtfertigung *). Das Original habe ich nicht gesehen; was ich las, war die Hand-

---

*) Ich habe nachher erfahren, daß sie allerdings echt ist, woran ich anfangs zweifelte.

schrift einer Uebersetzung, die nun wol bald gedruckt wird, da man das Direktorium nicht mehr so sehr fürchtet.

Sie ist mit Geist und anscheinender Wahrheitsliebe geschrieben, so weit strenge Wahrheit in einer Parteischrift Statt finden kann — denn Parteischrift bleibt sie doch immer. Auch glaube ich bei weiten nicht Allem, was Carnot sagt. Einiges ist so unwahrscheinlich, daß er wol selbst nicht erwarten darf dadurch zu täuschen. Dahin gehört besonders die gänzliche Abläugnung der Verbindung mit Pichegrü. Aber seine Schilderung der Mitglieder des Direktoriums ist, wenn gleich zu leidenschaftlich, doch wol nicht unwahr. Und aus Allem, was er über den Geist dieser Regierung, über die stete Verzögerung des Friedensschlusses sagt, ergeben sich wichtige Aufschlüsse der neuesten Begebenheiten. Tröstlich sind sie freilich nicht, für Frankreich so wenig als für andere Länder. Daß das Direktorium eine solche Schrift zu unterdrücken wünscht, ist begreif-

lich genug. Ueber dies Verbot wundere ich mich nicht in geringsten. Ich wage auch nicht, es zu mißbilligen. Es gehört in die Kathegorie der Mittel zur Selbsterhaltung. Aber nicht alle Mittel, die man dazu ergreift, helfen.

XXI. Brief.

Schafhausen, den 25sten Mai 1799.

Während der Zeit, die ich in Stuttgard und Tübingen zubringen mußte, um mein krankes Bein wieder herzustellen, ist die kaiserliche Armee so weit vorgerückt, daß ich jetzt meinen Wunsch hoffe erfüllen zu können, meine Freunde in Zürch noch einmahl zu sehen. Zwar werde ich wenigstens vierzehn Tage darauf wenden müssen: allein wer weiß, ob ich jemahls ihnen wieder so nahe komme, daß vierzehn Tage zur Reise hinreichen? Ueberhaupt war in der ganzen Gegend jetzt so Vieles, was dieser Reise noch ein besonderes Interesse gab.

Sie ahnen gewiß, lieber Bonstetten, daß hier von einem Schlachtfelde die Rede

ist. So verhält es sich auch. Wie könnte ich einem merkwürdigen Schlachtfelde auf einige Meilen nahe kommen, ohne es zu besehen?

Von Tübingen gieng ich zuerst auf Hechingen. Es ist eine Post. Der Weg geht am Bergrücken fort, durch Dußlingen, drittehalb Stunden von Tübingen. Zollern sieht man eine Stunde von Hechingen links. Von dem Berge vor Hechingen haben Sie eine schöne amphitheatralische Aussicht. Dann geht es den ziemlich hohen Schloßberg heran, von dem auch eine schöne Aussicht ist. Das Korn stand allenthalben gut, ungeachtet des strengen Winters. Man schnitt es, wie um Rastadt, grün ab, um das Vieh erst damit zu füttern. Auch diese Gegend leidet sehr durch den Mangel an Fourrage.

Von Hechingen aus hatte ich 4¼ Post bis Stockach, nämlich auf Ehingen 1½, auf Möskirch jenseits der hier freilich noch kleinen Donau 1¾ Posten, dann 1 auf Stockach.

Allein für meinen Zweck war der Weg über Dutlingen angemessener, weil man dann gerade über das Schlachtfeld kömmt.

Es sind nur 5 Stunden von Dutlingen nach Stockach; man bezahlt aber für sechs oder anderthalb Posten. Man kömmt durch das Dorf Liebtingen, drittehalb Stunden von Dutlingen.

Der Weg führt von Dutlingen in einem Defilé zwischen zwei Bergen durch. Er geht allmählig bergan; doch kommen die höheren Berge erst bei Liebtingen. Vor Liebtingen geht es eine mäßige Anhöhe heran. Hier ward zu beiden Seiten gefochten.

Ich sah mich um, und weilte bei dem Gedanken, daß nun die ganze Gegend wieder Friede und Ruhe athmete. Aber in demselben Augenblick gewahrte ich, daß ich links am Wege an einem Graben auf einen nur halb eingescharrten, nackten Körper trat. Dies trägt sich bei der Eilfertigkeit leicht zu. Die Soldaten scharren ihre Kameraden selbst ein;

sie theilen sich dann in ihre schlechten Habseligkeiten.

Wenn Sie auf der Höhe sind, haben Sie nur einen großen, ebenen Bergrücken. Die Gegend schien recht zum Schlagen gemacht zu sein.

Hinter Liebtingen kömmt ein großer Wald, in welchem gerade am stärksten gefochten ward. Dann geht es zwei kleine Hügel herab bis Stockach.

Die Lage von Stockach ist überaus schön. Das Land ist sehr fruchtbar und hat fast keine Abgaben. Die Bürger sind alle wohlhabend. Sie nähren sich vom Feldbau und der starken Frachtfahrt. Eben durch Stockach gehen die Hauptstraßen zwischen der Schweiz, Schwaben und Tyrol. Der nicht hohe Passage-Zoll trägt dem Kaiser doch jährlich 75000 Gulden ein. Die Anzahl der Einwohner mag gegen 1200 Menschen sein.

Das Glück wollte mir so wohl, daß ich an dem Kronenwirth einen Mann traf, der recht zum Cicerone gemacht war. Er schien

mir so glücklich, so überaus zufrieden mit seiner Lage. Es ist nicht möglich, einen bessern Humor zu haben, der einen solchen Begleiter so sehr empfiehlt. Ueberdies besaß er eine Eigenschaft, die man eben so selten in dieser Klasse von Menschen antrifft, als man sie allgemein glauben sollte. Er hatte ein außerordentlich reges Gefühl für die schöne Natur. Mit sehr vielem Ausdruck, und doch ohne alle Affektation, versicherte er, die Befriedigung dieser Neigung anzuschauen, gehöre zu seinen größten Glückseligkeiten. Wie lebhaft erinnerte er mich an den trefflichen Aufsatz in Wielands Merkur — ich meine im Jahre 1781 — wozu hilft dem Armen der Geschmack an das Schöne? — an jenen Aufsatz, der eine Quelle so mannichfaltiger Segnungen werden könnte, wenn man ihn anwendet, wo er sich anwenden läßt.

Kaum hatte ich ihn mit meinem Wunsch bekannt gemacht, das Schlachtfeld zu sehen, als er sich mit der größten Bereitwilligkeit,

und zwar eben so uneigennützig, erbot mich herumzuführen. „Sie sollen," sagte er, „auf „unserem Wege Gegenden sehen, die nicht „schöner in der Schweiz sind."

Wir nahmen unsern Weg auf Nellenburg. Diese Spitze blieb uns links liegen: man sieht das Schlachtfeld am besten von dem Berge vor Nellenburg.

Stockach liegt im Amphitheater, ganz von Bergen umgeben. Die Schlachtordnung der Franzosen machte fast einen halben Zirkel von Singen bis Liebtingen. Nellenburg beinahe gegenüber stand ihr Centrum. Ihre Absicht war Stockach zu tourniren, und dort die starke Reserve, ja vielleicht das Hauptquartier selbst aufzuheben. Deswegen fochten sie besonders bei Liebtingen so hartnäckig.

Auch mein Führer erzählte mir, die persönliche Tapferkeit des Erzherzogs habe den Sieg vorzüglich entschieden. Er stellte sich selbst an die Spitze der Grenadiere. Im Enthusiasmus für ihren Prinzen thaten diese fast das Unmögliche. Die Franzosen mußten

weichen, so günstig ihnen auch das Terrain war.

Nachher ward die Französische Kavallerie geworfen. Es soll etwas Schreckliches sein ein solcher Schock. Er dauert nur einen Augenblick: aber dieser Augenblick ist entscheidend. Dies ist das erschütterndste Schauspiel des Krieges. Man sieht hier unmittelbar handeln; sieht die größte Anstrengung aller Kräfte. Aber es ist selten, daß ein Zuschauer es beobachten kann: denn zu einer solchen Zeit wird niemand nahe gelassen.

Nun giengen wir auf Nellenburg selbst zu. Es sind Ruinen eines alten Schlosses auf einer Bergspitze. Die Berge umher scheinen nicht hoch. Die ganze Gegend ist ungemein fruchtbar und angebauet.

Von hieraus konnten wir das Centrum der Schlacht am besten übersehen. Es wird recht deutlich, mit welchen Schwierigkeiten der Stellung die kaiserlichen Soldaten zu kämpfen hatten. Sie mußten die Kanonen über den Felsen weg, über ungebahnte Wege

ziehen, um die Franzosen bei Liebtingen zum Weichen zu bringen.

Viel Blut hat die Schlacht gekostet. Der Erzherzog betrauerte sehr manchen ausgezeichneten Offizier. Als er den Fürsten von Fürstenberg todt auf dem Schlachtfelde sah, rief er wehklagend aus: „Ach! mein Fürstenberg!

Von Nellenburg machten wir jetzt einen trefflichen Spaziergang durch einen kleinen Wald längs dem Berge. Mein Begleiter rühmte mit Recht diesen natürlichen Englischen Garten. Eben diese Nachahmung der Natur ist es, was dem Englischen Geschmack immer mehr allemeinen Beifall giebt.

Plötzlich entfaltete sich hier die Gegend, die vorhin die Bergkrümmung zur Linken von Nellenburg verdeckt hatte. Wir sahen nun auf den Bodensee hin — die ganze fruchtbare Landschaft bis an den See. Wir sahen in die Schweiz hinein, nach Frauenfeld. Stille war rings um uns her: ein vollkommen heiterer Tag. Man sah ganz deutlich

Petershausen, die Berge bei Meinau, Constanz. Der Bodensee ist nur eine kleine Stunde von Stockach entfernt. Sowol diese Lage als die ganze Gestalt des Bodensees ist auf den bisherigen Karten ganz irrig. Der See war still: das Wasser schön und hell. Ich sah wieder Schiffe mit Segeln. Sie erinnerten mich an mein Vaterland.

Da störte den reinen Genuß der Donner der Kanonen. Sie tönten in der Ferne, wie von der Schweiz her. So nahe bei dem Schlachtfelde von Stockach jetzt vielleicht schon ein neues Schlachtfeld. Und wo ist diesem unersättlichen Herrschgeist das Ziel gesteckt!

Jetzt lenkte sich der Blick von dem See ab, den Zirkel herum, rechts auf die Bergkette. Nun erschien der Berg von Dutlingen und mehrere Berge, die mit ihm und dem Hohentwieler im Zirkel liegen. Einige unter diesen Bergen zeichneten sich aus durch ihre konische Gestalt. Drei, bei welchen sie am bestimmtesten ist, waren ohne Zweifel

Vulkane. Diese sind der Staffelberg, Hohehöve und Hohekrähe.

Von dem Staffelberg weiß man gewiß, daß er vulkanisch ist. Man findet noch Lava ganz nahe unter der Erdrinde. Dieser Berg ist der höchste in der ganzen Gegend. Man versäumt viel, wenn man ihn nicht sieht. Am bequemsten nimmt man ihn mit, wenn man von Singen nach Engen fährt, wo er an der Straße liegt. Man kann aber auch eigends von Schafhausen eine Tour dahin machen: es sind nur zwei Stunden.

Also diese lachende, reizende, fruchtbare Gegend war auch einst Sitz der Verheerung des Feuers. Auch hier war eine jener großen Werkstätten der Natur.

Die Phantasie, lieber Bonstetten, flog nach Island. Tausend und tausend Jahre mögen vergangen sein, ehe diese Kultur hier so ward. Aber werden je tausend und tausend Jahre aus der Gegend um den Hekla ein Amphitheater bilden als das, worauf ich stand? Und wenn alle menschliche Geistes=

kräfte aufgeboten, und alle Schätze der Erde verschwendet würden, könnten sie dies bewirken?

O wahrlich! so lernt auch der stolzeste Geist sich demüthigen vor dem Urheber der Natur. Er lernt anbeten den unendlichen Verstand, der allein diese Mannichfaltigkeit zu bereiten und zu verbinden wußte. Nur dieser Verstand konnte Gesetze erschaffen, die auch der klügste Sterbliche nicht umzuändern vermag.

So in Betrachtung vertieft, fiel ich wieder auf den Wunsch meiner Jünglingsjahre, einst wenn Alter und Arbeit mir auf Ruhe Anspruch geben, meine letzten Tage nur im Schooß der schönen Natur zuzubringen. Lange hatte mich keine Gegend so angezogen, wie diese. Und ich genoß eines Glücks, was mir so selten unter den gebildeten Menschen zu Theil ward; ich hatte an meiner Seite einen Gefährten, dem ich meinen Wunsch mittheilen konnte, der dafür empfänglich war.

Wir fanden bald einen allerliebsten Platz

zum Bauen auf der Höhe, an die der Wald sich lehnte. Mein Gesellschafter gieng mit mir bis auf die Höhe. Hier war der schönste Standpunkt. Dort wollte er das Wohnhaus setzen. Ich wollte es lieber am Abhang haben; mir das freundliche Wäldchen zum traulichen Spaziergang wählen. Eine Allee die Höhe hinan, mit einen kleinen Tempel bewahrte ich zum seltneren Genuß, für die feierlichere Stimmung.

Schon hatte ich es mit den Mitteln zur Ausführung zu thun. Aber da dachte ich an Dich, meine verewigte Gattinn, an Deine Vaterlandsliebe, an Deinen Wunsch, auch des Lebens Abend im Vaterlande zu beschliessen. Auch bei uns giebt es schöne Gegenden und große Gegenden. Deine Wünsche waren mir immer vor allen heilig. Im Vaterlande also will ich diese Ruhe suchen, in der Gegend von Helsingöer, oder von Präston, oder von Feaburg, oder von Weile, oder von Schleswig, oder von Kiel; wenn anders das Schicksal mir sie hienieden noch beschieden

hat, wenn ich nicht zum Säen, nicht zum Ernten bestimmt bin.

So träumte ich, als die Kanonen näher und näher tönten.

„Gott! die Unsrigen werden nicht ge„schlagen“, rief mein guter Wirth! „Nimm „mich von der Erde, mein Gott! laß mich „den Jammer nicht sehen!“

Wir giengen, in steigender Spannung, auf Stockach zurück.

Auf dem Wege begegneten wir verschiedenen Leuten, die auch den Donner gehört hatten, und auch wie wir Auslegungen machten. In solchen Augenblicken des gemeinschaftlichen Interesse verschwinden alle willkührlichen Bande der Etikette. Jeder redet zu dem andern, ohne ihn zu kennen, und ohne sich um seinen bürgerlichen Standpunkt zu kümmern.

So stießen wir auf mehrere, die uns die Besorgnisse gänzlich benahmen, die der Wirth in der Krone aus der Annäherung des Schalls herleitete. Sie behaupteten, eben die Rich=

tung des Schalles, den der Wind zu uns brachte, sei ein glückliches Zeichen für die kaiserliche Armee.

Ein Fremder erzählte, er habe eben jetzt einen Brief von der Armee erhalten, Zürch sei nach einer hartnäckigen Schlacht erobert, die kaiserliche Armee sei vorgestern Abends, am 23sten, eingerückt.

Wer konnte eine so bestimmte Nachricht in Zweifel ziehen? Es wäre für ein Verbrechen gehalten, zu ahnen, der Fremde könne lügen, wolle uns hintergehen.

Gleichwohl erfuhr ich noch denselben Abend, daß diese Nachricht, die uns so viele Freude machte, völlig ungegründet wäre. Dies zum Beweise, wie unglaublich falsche Nachrichten sich selbst in der Nähe des Kriegsschauplatzes verbreiten. Und dennoch überzeugte ich mich, daß der Erzählende nicht den mindesten Grund hatte, die Wahrheit zu entstellen.

Ich näherte mich indeß der Quelle.

Es sind nur zwei Posten bis Schafhau-

sen. Man fährt sie bequem in fünf Stunden.

Bis Singen sind zwei Meilen. Der Weg geht zur Linken den Bergen zu. Bis zu dem ersten Dorf Nelzingen ist der Weg hügelich. Bei Orsingen geht es einen hohen Berg hinan, von welchem man eine vortreffliche Aussicht hat über den Bodensee und die im Amphitheater herum liegenden Berge. Alsdann kömmt man durch Wald und durch das Dorf Steislingen. Singen sieht man ziemlich weit in der Tiefe liegen.

Nahe vor Singen geht es stark bergab. Man kömmt dicht vor der Festung Hohentwiel vorbei.

Die Festung liegt auf einem runden Berge. Sie ist durchaus in Stein gehauen. Nach der Schweizer Seite hat sie einige Außenwerke den Bergrücken entlang. Die Mauern sind sehr hoch und stark. Der Zugang muß äußerst schwer sein, fast unmöglich. Denn weil der Berg isolirt steht, können die

Kanonen alle Zugänge leicht bestreichen. Uebrigens ist die Festung klein. Sie kann also keine große Besatzung halten; etwa nur 6 bis 700 Mann. Ihr vorzüglicher Werth ist Aufbewahrungsort für kostbare Sachen. Ausgehungert kann sie nicht leicht werden, weil der Berg ringsum bebauet ist. Auch hat sie Wasser in Menge. Sie gehört also in jeder Rücksicht zu den stärksten Plätzen. Im jetzigen Kriege ward sie nie von irgend einer Partei besetzt. Nur der Berg, und auch der nicht einmahl ganz, gehört dem Herzog von Wirtemberg. Der Fuß ist schon Fürstenbergisch. In der Festung liegt nur eine kleine Besatzung. Man sagt, bei dem letzten Rückzug der Franzosen sei der Kommandant aufgefodert. Er antwortete, er habe keine Ordre auf den Fall. Ehe die Ordre kommen konnte, waren die Franzosen schon zurück.

Niemand ward in die Festung gelassen, ohne besondere Erlaubniß des Kommandanten. Den Berg kann jeder ungehindert be-

steigen. Man braucht eine halbe Stunde; der Weg ist aber nicht beschwerlich. Es lohnt sich sehr der Mühe wegen der trefflichen Aussicht. Man sieht weit hinein in die Schweiz über den Rhein weg; dann wieder bis zum Bodensee und über Stockach hinaus, in ein weites, fruchtbares Land. Selbst die Berge, die mit dem Hohentwieler in einer Zirkellinie liegen, hindern die Aussicht nicht, obgleich einige, wie der Staffelberg, höher sind. Denn alle diese Berge sind isolirt.

Von Singen bis Schafhausen sind auch vier Stunden. Der Weg ist, wie der vorige, ziemlich gut. Man kömmt durch die Oerter Hetmandingen und Bradeck. Bis Bradeck, zwei Stunden von Singen, ist der Weg meistens eben. Hinter Bradeck geht es den Berg hinauf. Unten im Thal ist die erste Grenze mit der Schweiz.

Nachher kömmt wieder ein kaiserlicher Ort Bießingen, drei Stunden von Singen. Von hier an wird die Gegend ungemein schön. Das Rheinthal entfaltet sich in

seiner ganzen Pracht. Links sieht man das Kloster Paradis sehr angenehm liegen.

Bis Schafhausen geht es nun immer gemach bergab.

Allenthalben sah ich kriegerische Anstalten. In Bießingen war ein Theil eines Regiments und des Generalstaabs einquartiert. Hie und da sah man kleine Lager, Artillerie-Trains, Kriegsfuhren. So kam ich unter mannichfaltig gespannter Erwartung vor den Thoren von Schafhausen.

Statt der ehemahligen Französischen Besatzung bewachten jetzt gut gekleidete Stadtsoldaten die Thore. Das kaiserliche Militär war schon ganz aus der Stadt marschiert. Es hatte den Stadtsoldaten die Besatzung überlassen. Niemand fragte mich jetzt um meinen Paß. Ich hatte ihn von dem Obersten von Wolfskehl visiren lassen: aber die Vorsicht war überflüssig. Zwar kann ich, für meine Person, auch nicht klagen, daß mir unter der Französischen Okkupation Schwierigkeiten gemacht wären. Aber es war doch

auffallend, daß man jetzt die Wachsamkeit nicht mehr nöthig hielt, welche die vorige Regierung zu ihrer Sicherheit eingeführt hatte.

Auch sah ich keinen Freiheitsbaum mehr; keine Schweizer-Kokarden. Sie mögen denken, ob ich darüber trauerte.

XXII. Brief.

Winterthur, den 29sten Mai 1799.

Endlich, lieber Bruder, scheint die kaiserliche Armee in der Schweiz in Ernst vordringen zu wollen.

Aus dem Erfolg zu schließen, muß man annehmen, der Erzherzog Karl sei nach dem Siege bei Stockach nicht stark genug gewesen, sogleich in der Schweiz anzugreifen. Sonst wäre es beinahe unbegreiflich, welche Umstände das Vorrücken einer siegreichen Armee hindern konnten, die in der Schweiz sehnlich erwartet ward, zu einer Zeit, wo die Franzosen nicht zahlreich waren, und nicht, wie fast immer, durch glückliche Erfolge angefeuert wurden.

Wenigstens dürfte der abermahlige Still-

stand der kaiserlichen Waffen seit der Eroberung von Schafhausen sich dadurch erklären lassen, daß die Operationen der großen Armee verbunden werden sollten mit denen des Generals Hotze und Bellegarde. Jener mußte sich erst wieder Meister von Graubündten machen; dieser durch die Italienischen Vorsteien in die kleinen Kantone vorrücken. Die Ausführung dieses Plans war von der größten Wichtigkeit. So wie den Franzosen Alles an der Schweiz lag *); so war es auch umgekehrt das erste und höchste Interesse der Kaiserlichen, die Franzosen gänzlich daraus zu vertreiben.

Nach einigen vergeblichen Angriffen gelang es dem General Hotze — bekanntlich einem gebornen Schweizer — am 14ten Mai den Luziensteig zu erobern, indeß der Erzherzog eine Demonstration gegen den Rhein

*) Gleichwohl hat Dümas in seinen bekannten Précis des évenemens militaires gezeigt, daß die Besitznahme der Schweiz Frankreich in militärischer und politischer Rücksicht geschadet habe.

machte. An demselben Tage hatten die Kaiserlichen glückliche Gefechte bei Zizers, der Zollbrücke und Flüsch. Sie besetzten Chur.

Am folgenden Tage waren wieder Gefechte bei Reichenau und Ragaz. Die Franzosen räumten Bündten. Sie zogen sich nach Wallis und Sargans; einige auch nach Ursern.

Bündten war schon den 16ten Mai ganz vom General Hotze besetzt. Sogleich ward die von Massena eingesetzte provisorische Regierung aufgehoben. Es ist nicht zu beschreiben, wie laut, wie allgemein die Freude war.

Man fand eine Sammlung von Proklamationen, unter jener Regierung erlassen, die deutlich genug von der Stimmung des Volks zeugt und von den Mißhandlungen, die es von den Franzosen erlitt. Kaum gieng ein Tag vorbei, wo nicht entweder von der Französischen Generalität oder von der provisorischen Regierung eine neue Proklamation erlassen wäre. Sie geben ein merkwürdiges Beispiel ab von der Behandlung eines

Volks, das nur durch Gewalt unter dem auferlegten Joche erhalten wird.

Am 8ten März, den Tag nach dem Einzug der Franzosen, erschien schon eine Proklamation gegen abscheuliche Plünderungen und Gewaltthätigkeiten, die von Französischen Truppen verübt wären. Man hörte aber nicht, daß irgend ein Frevler Strafe erlitt, daß irgend ein Beraubter das Seinige wieder erhielt.

Am 1eten März errichtete Massena eine provisorische Regierung von eilf Mitgliedern, die alle ihre Verfügungen der Genehmigung des Generals unterwerfen mußten. Alle übrigen vorher von dem Volk frei erwählten Landesstellen, Bundesversammlungen, Gerichte, Gemeinde-Vorgesetzten u. s. w. wurden aufgehoben. An ihre Stelle traten Munizipalitäten, von dem General Massena ernannt, ohne daß er ihre Pflichten und Befugnisse bestimmt hatte.

Am 13ten März erfolgte, auf erhobene dringende Klagen, wieder eine Proklamation

gegen die Exaktionen Französischer Offiziere und Soldaten, ungeachtet der bereits gegebenen Befehle, da sie theils von ihren Gastwirthen alles Beliebige mit Gewalt erpreßten, theils in den Läden und Magazinen sich allerlei Waaren geben ließen, ohne etwas dafür zu bezahlen.

Am 14ten erschien eine mit dem Visa des Generals versehene Proklamation der vorerst aus sieben Gliedern bestehenden provisorischen Regierung, worin sie von ihrer Installation Nachricht giebt, und verspricht, den hie und da unterbrochenen Gotttesdienst wieder herzustellen, auch bekannt macht, daß anstatt der bisherigen Bundesversammlungen in jedem Bunde drei Präfekten ernannt worden.

Am 16ten März erließ Massena abermahls eine Proklamation an die Armee, worin er ihre Thaten großsprechend rühmt und die Ausschweifungen nur Feigen und Uebelgesinnten zur Last legt.

Am 18ten eine Proklamation der provi=

sorischen Regierung, welche für die Französische Armee alle Fuhren, Wagen, Spannpferde u. s. w. in Requisition setzt.

Am 23sten eine Proklamation derselben gegen diejenigen, welche sich noch immer erfrechen, Schmähworte gegen die Französische Nation, ihre Befehlshaber und Armeen auszustoßen, das Landvolk mit der neuen Ordnung der Dinge unzufrieden zu machen, und in abscheuliche Drohungen gegen die Französischgesinnten auszubrechen. „Schon" heißt es, „seid ihr ganz erschöpft und ent„waffnet; schon schreiet ihr von allen Sei„ten her um Zulassung einiger Waffen, um „Lebensmittel, um Verminderung der Ein„quartierung und Durchmärsche. Wollt ihr „das Uebel noch vermehren, anstatt es zu „vermindern — bedenkt, was geschehen wür„de, wenn ihr euch zu Beleidigungen gegen „die große und weltbezwingende Na„tion verleiten ließet!"

Am 25sten gab Massena eine Proklamation, um jedermann unter Drohungen

aufzufodern, die noch bei Partikularen versteckten Oesterreichischen Güter herauszugeben.

Am 31sten eine Proklamation der provisorischen Regierung, wodurch sie anzeigt, sie habe von den Französischen Kommissärs Mehl zum Unterhalt des Volks gekauft.

Am 3ten April eine Proklamation zu Entrichtung der Zoll- und Wegegelder, worin beigefügt wird, daß man dem Mangel an Frucht und Viktualien abzuhelfen bemühet sei.

Am 4ten April eine strenge Proklamation von dem General Menard gegen Bündtnerische Partikularen und Landleute, welche, an die Oesterreichische Partei verkauft, Oesterreichische Kriegsgefangene verstecken oder begünstigen, und mißliche Nachrichten verbreiten. Jeder, der sich so etwas erlaubt, soll durch ein Französisches Kriegsgericht mit dem Tode bestraft werden.

Am 8ten April eine Proklamation gegen die von Französischen Kommissärs für die Konvoys des Tags zwei bis dreimahl gefoderten Razionen, und eine Verordnung,

daß eine jede Konvoy von Lebensmitteln, Munition u. s. w. von einer starken Eskorte begleitet werde.

Am 9ten April ward in Luzern die Vereinigung Bündtens mit der Helvetischen Republik, als dringend, einhellig genehmigt. Bündten sollte die Helvetische Konstitution unbedingt annehmen, sich allen bereits ergangenen und noch ergehenden Gesetzen und Auflagen unterwerfen, und sein Eigenthum der Helvetischen Republik übergeben. Dafür macht es einen Theil derselben aus unter dem Titel Kanton Rhätien.

Am 15ten April zeigte die provisorische Regierung den Bündtnern dies an. „Eure und unsere Wünsche," sagte sie, „sind erfüllt. Bald werden Helvetische Kommissärs kommen, um die Bruderliebe zu befestigen; bald wird das nun hundertfach verstärkte Vaterland im Schoß des lieben Friedens blühen" u. s. w.

Am 19ten April übergab die provisori=

sche Regierung dem General Menard ein trauriges Memorial, worin sie in der unterwürfigsten Sprache die betrübte Lage des Landes schildert, und um Hülfe bittet. Es könne nicht der Wille der großmüthigen Französischen Nation sein, den Untergang eines redlichen treuen Volks zu bewirken.

Sie erhielt darauf eine höfliche Antwort, aber weiter nichts.

Am 26sten April kamen zwei Helvetische Kommissärs, Schwaller und Herzog, welche auch eine Proklamation erließen, um die Vortheile auseinander zu setzen, welche Bündten durch die Vereinigung mit Helvetien erhalte. Zugleich foderten sie es auf, am 9ten Mai seine Primarversammlung zu halten, zu welchem Ende auch ein Reglement bekannt gemacht ward.

Allein diese Maßregel konnte nicht zur Ausführung kommen, weil die beständigen Angriffe der Oesterreicher auf die Franzosen schon keine vollkommene Sicherheit der Versammlungen mehr hoffen ließen.

Inzwischen hatte General Bellegarde die Franzosen am 30sten April in Unter-Engadin angegriffen. Sie mußten sich in das Veltlin zurückziehen. Der Angriff ward am 2ten Mai fortgesetzt. Die Franzosen giengen über den Inn. Nun waren die Oesterreicher Meister von Ober- und Unter-Engadin. Sie rückten am 3ten auch in Veltlin ein.

Auf der anderen Seite besetzte der Erzherzog am 21sten Mai Konstanz. Auch von dieser Seite war Schwaben nun ganz von Franzosen befreiet.

Dabei hatten die Franzosen fortwährend in der Schweiz die aufgestandenen Einwohner zu bekämpfen.

Die vom Kanton Swyz, wiewol schon zweimahl unterjocht, entwaffnet, durch Gefechte und Auswanderungen sehr geschwächt, griffen am 28sten April plötzlich zu den Waffen. Sie bemächtigten sich des Fleckens; schlugen, nicht stärker als 3000 Mann, eine Französische Halbbrigade zurück. Dann er-

ließen sie an das Helvetische Direktorium ein Schreiben im alten echten Schweizersinn.

„Bürger-Direktoren! Die gewaltthätige Aushebung der Eliten in Glarus, und Zurüstungen für eine ähnliche Aushebung in Uri, erweckten in uns das billige Besorgniß, daß wir auch ein gleiches Schicksal nächstens zu erwarten haben würden. Dieses Besorgniß und die Gewaltthätigkeit, mit der man uns bisher behandelt hat, die wir auch seiner Zeit mit Beweisen bereit sind zu verantworten, brachten das Volk auf den äußersten Grad von Widerwillen, und veranlaßten solches, die Fränkische Besatzung aus dem Flecken und dem Lande Swyz zu bringen."

„Unser Schluß ist also fest genommen, keinen Mann außer Landes zu geben, und auch keine Besatzung mehr in unserem Lande zu dulden."

„Wann Sie, Bürger-Direktoren, uns diese zwei Punkte, wie auch Vergessenheit und General-Amnestie für alles Vergangene, besonders aber für diejenigen, welche aus

der Gefangenschaft losgelassen, und auch diejenigen, welche als flüchtig wiederum in unser Vaterland zurückkommen, für Uri, Swyz, Unterwalden, Zug, Höhepfeffikon, Wollerau, Einsiedeln, Küßnacht und Gersau, schriftlich zusichern und willfahren wollen, so werden wir von den Grenzen in unsere Hütten zurückkehren, und geistliche und weltliche Obrigkeit respektiren. Die mehrsten Franken sind entwaffnet und die blessirten Gefangenen wohl und menschenfreundlich behandelt."

„Noch eins haben wir nachzubringen, daß Ihr, Bürger-Direktoren! alle diejenigen Gefangenen, welche man von obigen Kantonen nach Basel und anderen Orten abgeführt hat, auf freien Fuß stellen wollet, da wir mit möglicher Beförderung, und zwar unter den Waffen, eine befriedigende Antwort erwarten. Ueberlegt doch wohl, daß die Abkömmlinge Tells die Freiheit ihrer Väter nie gegen diesen Druck und Zwang,

welchen man auch den Titel von Freiheit geben will, umtauschen können."

Dieser Aufstand ward zwar von dem General Soult bald genug unterdrückt. Allein so wie ein Kanton zum Gehorsam gebracht war, erneuerte sich dieselbe Szene in einem andern. In Uri, in Graubündten, in Wallis griffen die Bergbewohner zu den Waffen und fügten den Franzosen beträchtlichen Schaden zu. Hätten sie, wie die Italiener, eine kaiserliche Armee zu ihrer Unterstützung in der Nähe gehabt, so wären sie den Franzosen höchst gefährlich geworden. Und auch ohne alle Hülfe, und einzeln nur fechtend, leisteten sie den Franzosen einen solchen hartnäckigen Widerstand, daß sie noch nicht völlig bezwungen waren, als die Armee des Erzherzogs über den Rhein gieng.

Dies geschah am 23sten Mai. Auf zwei geschlagenen Schiffbrücken bei Büßingen setzten etwa 18,000 Mann Infanterie und einige Tausend Mann Kavallerie über den Rhein. Sie bezogen ein Lager gleich

hinter dem Kloster Paradis bis gegen Schlott hinauf. Noch denselben Abend kam das Hauptquartier in das Kloster Paradis. Die Franzosen verhinderten den Uebergang nicht. Massena hatte am 21sten Anstalten gemacht, die östliche Schweiz zu räumen und seine Armee weiter rückwärts in große Korps zu konzentriren. Früher schon waren viele von den Truppen, die am Rhein standen, in die Kantone Bern, Solothurn und Luzern verlegt, um nur das Landvolk im Zaum zu halten, das jeden Augenblick aufzustehen drohete.

Die Avantgarde des Erzherzogs war unter General Nauendorf schon am 22sten bei Stein und Konstanz über den Rhein gegangen. Hier war ihnen bei Roschach und Düßenhofen der größte Theil des Helvetischen Artillerieparks in die Hände gefallen. An eben dem Tage hatte General Hotze St Gallen besetzt.

Bei seinem Einritt in die Schweiz erließ der Erzherzog aus dem Hauptquartier

im Kloster Paradis am 23sten Mai eine zweite Proklamation an die Schweizer.

„In dem Zustande der Abhängigkeit und des Zwangs, worin Ihr Euch durch den Druck des Feindes befindet, seid Ihr mit Allem, was auswärts vorgeht, so unbekannt: Alles, was Euch in Eurem Unglück ermuntern könnte, wird Euch so sorgfältig vorenthalten, daß ich vermuthen muß, es sei nicht einmahl in die ganze Schweiz diejenige Erklärung gekommen, mittelst welcher ich Euch die friedfertigen und freundschaftlichen Absichten Sr. kaiserl. Majestät in dem Augenblick bekannt machte, als die meinen Oberbefehlen unterstehende Truppen den Schweizerischen Kanton Schafhausen betreten hatten. Dieses bestimmt mich, die allerhöchsten Gesinnungen Sr. Majestät des Kaisers, durch neue Abdrücke der erwähnten Proklamation zu der allgemeinen Kenntniß der verschiedenen Kantone zu bringen."

„Schweizer! seit fast dreihundert Jahren lebtet Ihr in einem beständigen Frieden.

Ihr sahet keine fremde Truppen in Euren Landen. Ohne die Herrschsucht der Französischen Regierung würdet Ihr auch ferner jenes Glücks ungestört genossen haben. Aber auf eine in der Geschichte ganz unerhörte gewaltthätige und treulose Weise ward Euer Land eingenommen. Mißhandlungen aller Art folgten auf dem Fuß. Der Feind dringt noch immer auf Eure Beihülfe. Eure Mannschaft soll bloß zu seinem Nutzen aufgeopfert werden, um Euch seiner Herrschaft auf immer zu unterwerfen, und von diesem Besitzstande den möglichst größten Nutzen zu ziehen. Auch von der Schweiz aus sollten die Deutschen Völker überfallen und unterjocht werden. Die von dem Feinde auf diesen Zweck angelegten Plane wurden aber in dem Zuge ihrer Ausführung durch die Siege der disseitigen Armeen vereitelt. Die Verfolgung dieser Siege hat, nebst unserm Heil, auch Eure Rettung zur Absicht. Fürchtet Ihr Euch etwa vor den mit einem jeden Kriege verbundenen Uebeln, so bedenkt, daß

Ihr seit Jahr und Tag den Krieg im Lande habt, und daß die Vertreibung des Feindes der Euch den ersten gemacht und den zweiten allein zugezogen hat, das einzige Mittel ist, Ruhe und Frieden mit Sicherheit herzustellen, und Euch den Wohlstand wieder zu verschaffen, den Ihr ehemahls genossen habt."

„Billigkeit und Gerechtigkeit gegen die Schweizer werden übrigens meine Armee in ihren Fortschritten begleiten. Die meinem Befehl unterstehenden Truppen werden eine strenge Mannszucht halten, und von Euch wird nur die nöthige Einquartierung gefodert werden. Was etwa die augenblicklichen Bedürfnisse der Armee an Fourrage erfodern mögen, bis der Nachschub geschehen kann, dafür wird man zur Schadloshaltung eine billige Uebereinkunft treffen."

„Ich wiederhole demnach sowol diese, als die Euch bereits in meiner vorigen Proklamation im Namen Sr. kaiserlichen Majestät bestimmt gegebenen Zusicherungen, und

erwarte dagegen mit Zuversicht, daß die Schweiz nichts Feindliches gegen die kaiserliche Armee unternehmen, sondern zum eigenen Besten des Landes ihre reine Absicht befördern und unterstützen werde. Auf der andern Seite muß ich aber eben so bestimmt erklären, daß ich gegen diejenigen Städte, Gemeinden oder einzelne Partikularen, welche dem Feinde beistehen, oder gar gegen die kaiserlichen Truppen streiten würden, mich aller Zusagen entledigt halten, und dieselben in jeder Rücksicht feindlich zu behandeln gezwungen sein würde."

„Ich fodere daher alle Gutgesinnten, denen das Wohl ihres Vaterlandes am Herzen liegt, auf, sich jenen verderblichen Absichten entgegen zu setzen, ihre Wirkung zu vereiteln und sich hingegen mit uns gegen den gemeinsamen Feind werkthätig zu vereinigen. Euer Vaterland wird sodann bald befreiet sein, welches zu retten ich entschlossen bin."

Die Vorposten des Erzherzogs trieben sogleich bis Andelfingen. Nun drang

auch General Hotze von St. Gallen aus vor nach Frauenfeld, um die Vereinigung mit dem Erzherzog zu bewirken. Hotze trieb seine Vorposten bis Wyl. Sowol bei Andelfingen als bei Wyl ward am 23sten gefochten.

Bei Andelfingen focht auch schon die Legegion Roverée mit gegen die Franzosen, und die Schweizer, die sie mit sich zu dienen zwangen. Diese Legion hatte zum erstenmahl am 18ten bei Wallenstadt mit den Kaiserlichen gestritten. Sie war seitdem beständig bei den Vorposten; beständig, wo die Gefahr den Einzelnen am meisten bedrohete. Allenthalben zeichnete sie sich aus, durch Tapferkeit, wie durch ein meisterhaftes Betragen. Sie war bei den kaiserlichen Truppen eben so beliebt und geachtet, als vormahls bei dem Französischen Emigrantenkorps größtentheils das Umgekehrte eintrat.

Massena wollte indeß die Verbindung zwischen dem Erzherzog und dem General Hotze durchaus hindern. Zugleich hatte er

die Absicht sich von Stein am Rhein Meister zu machen. Von dort aus konnte er Hoze in den Rücken fallen.

Einer der geschicktesten Brigade-Chefs, der immer nur zu den wichtigsten Unternehmungen gebraucht ward, rückte Sonnabends den 25sten, mit dem größten Geheimniß früh aus Winterthur mit etwa 6000 Mann auserlesener Truppen, um den Streich gegen Stein auszuführen. Allein das Vorhaben mißlang. Er kam Sonntags unverrichteter Sache wieder zurück.

An seiner Seite ordnete Massena selbst von Winterthur aus den allgemeinen Angriff an. Er geschah am 25sten früh gegen die ganze Linie; zugleich gegen die Avantgarde des General Hoze bei Frauenfeld unter den Generalen Petrasch und Rosenberg, und gegen die des Erzherzogs unter den Generalen Nauendorf, Kienmeyer und Piaczek bei Andelfingen und jenseits der Thur. Das war die Kanonade, die ich an demselben Tage so deutlich und so an=

haltend auf den Bergen bei Stockach hörte.

Nach einem sehr heftigen Gefecht gelang es den Franzosen den Posten am Frauenfeld wieder einzunehmen, und den Vorposten des Erzherzogs über die Thur zurückzutreiben. Sie hatten auch bei Frauenfeld der Brücke über die Thur sich bemächtigt, und wollten von dort auf Pfynn und Konstanz vorrücken. Allein diese ward ihnen noch in der Nacht wieder genommen.

Auf beiden Seiten ward mit außerordentlicher Erbitterung gefochten, zumahl bei Frauenfeld von Schweizern gegen Schweizer. Erst die einbrechende Nacht machte dem Gefecht ein Ende.

Beide Theile mögen etwa 4000 Mann an Todten und Verwundeten verloren haben. Der General Weber, der eben das Kommando über die Französisch-Schweizerischen Truppen übernommen hatte, blieb todt auf dem Platz, allgemein bedauert. Sein Nachfolger war der Dichter Salis.

Die Kaiserlichen brachten 500 gefangene

Franzosen ein: die Franzosen haben vielleicht 2000 Gefangene gemacht, besonders da sie das linke Ufer der Thur behaupteten.

Größtentheils sollen die Franzosen Säbel- und Bajonettwunden erhalten haben, nach dem Bericht der Gefangenen meistens schwere Wunden. Die Kaiserlichen haben mehr Schußwunden.

Man hat mir verschiedene Züge von ausgezeichneter Tapferkeit kaiserlicher Soldaten erzählt.

Der General Piaczek, welcher die Vorposten jenseits der Thur kommandirte, war in dem Gefecht schwer verwundet. Er ist ein sehr braver General, von seinen Truppen sehr geliebt. Wie er in seinem Blut lag, von Französischen Chasseurs umringt, kam ein Reiter auf ihn zu, ihm den Rest zu geben. Ein einziger Husar, der noch bei ihm hielt, eilte dem Franzosen entgegen, hieb ihn zusammen, setzte, ohne an eigene Rettung zu denken, den verwundeten General auf sein Pferd. Da kam zum Glück

ein Zug Husaren, bei denen sich der Oberst Maczery befand ihn zu befreien.

Piaczek ward nach Schafhausen gebracht. Er hatte zehn Wunden und litt sehr viel. Aber er bewies die größte Gelassenheit.

„Das ist der Lauf des Kriegs," sagte er einem Prinzen, der ihn besuchte, und ihm sehr lebhaftes Beileid bezeugte. „Es „schmerzt mich nur, daß ich jetzt behindert „bin, den Feind wieder anzugreifen."

Er selbst scheint nicht an den Tod zu denken. Aber man fürchtet sehr für sein Leben, und bedauert ihn allgemein *). Es ist ein schöner Mann, ein geborner Ungar. Vom gemeinen Husaren schwang er sich im Türkenkriege, durch Laudons Unterstützung, zum Rittmeister empor. Sein ausgezeichneter Muth in dem Revolutionskriege verschaffte ihm im 44sten Jahre die Generals-

*) Er starb auch während der Zeit, die ich in der Schweiz war.

würde und den Marien Theresien Orden.

Solche Züge führen mich immer wieder auf meine Idee von einer Armee-Zeitung, die ich Dir einmahl mittheilte. Die Franzosen haben mit großem Erfolg etwas Aehnliches in ihren Bülletins versucht. Allein auch diese sind nicht detaillirt genug.

Ich wollte in dieser Zeitung, und zwar gleich, alle besonders rühmliche Thaten erzählen, und nachher auch die Belohnungen anführen. Wird eine Beförderung ertheilt auf eine besondere Veranlassung, so würde ich diese immer detailliren. Ist das Aufrücken nur Folge der Dienstzeit, bei einem guten, aber nicht besonders ausgezeichneten, Verhalten, so würde ich das Dienstalter jedesmahl angeben. Kömmt es irgend in der Welt darauf an, den Menschen durch alle Mittel anzuspornen, so ist dies der Fall bei dem Kriege, wo doch billig jeder unmittelbar Leben und Gesundheit wagen soll. Darum wollte ich auch den Ehrtrieb, auf alle Weise in Bewegung setzen; zu außerordentlichen

Thaten anfeuern durch die Aussicht auf Belohnungen, auf den lauten Dank der Zeitgenossen, auf den steten Preis der Nachwelt. Es kann ja unmöglich so schwer halten, bei der Armee immer einige geschickte Schreiber zu haben, die ein so wichtiges Geschäft mit Interesse ausführen. Und was sind die unbedeutenden Kosten gegen den Nutzen einer solchen Zeitung. Gelesen würde sie gewiß: selbst im Felde hat man Zeit und Hang Kriegsberichte zu lesen.

Auch Todesfälle, die etwas Merkwürdiges haben, müßte man anzeigen. Nicht auf eine weinerliche Art, um nicht den Schwachherzigen zu schrecken; sondern so, daß die Darstellung etwas Herzerhebendes mit sich führt, das zur Nacheiferung ermuntert.

Erinnerst Du Dich noch, wie wir in unseres Vaters Bibliothek vor etwa dreißig Jahren das Leben der Preußischen Helden von Pauli lasen? wie ich dadurch angereizt ward, mir den Kriegsstand zu wählen? Nur mit Mühe konnte mein

Vater mich davon abbringen, durch die Vorstellung, daß mein schon damahls schwaches Gesicht mir stets hinderlich sein würde. Was ich von dem Tode meiner Helden las, machte mich niemahls wanken. In Gegentheil, ich dachte, es wäre recht schön, wie ein Keith zu sterben. Die Ehre, diesem Helden einst in einem neuen Pauli an der Seite zu stehen, war mir damahls das Größte, was ich kannte. Nicht einmahl die Erzählung von den Leiden des verwundeten Kleist auf dem Schlachtfelde flößte mir Schrecken ein. Wenigstens war es gleich überwunden durch den lebhafteren Eindruck des feierlichen Leichenbegängnisses, der Trauer selbst der feindlichen Generale. Und doch ist der gute Pauli, wo ich mich recht erinnere, keineswegs ein Meister in der Darstellung: wie würde ein Posselt, ein Genz, ein Johannes Müller den Stoff behandeln!

Also würde ich, wenn ich dem Kaiser diente, mich sehr verdient zu machen glauben durch ein Leben Oesterreichischer

Helden, und vorläufig durch eine Militär-Zeitung. So viel ich weiß, hat man bisher noch kein Werk von jener Art *), auch keine Zeitung für die Armee, wie ich sie wünschte. Denn die politisch-militärischen Nachrichten und die Beilage der Kriegsberichte, die in dem Hauptquartier herauskommen, erfüllen nur einen Theil des Zwecks: sie gehen nicht in ein Detail, das alle Klassen der Krieger interessirt.

Aehnliche Betrachtungen beschäftigten mich am Sonntag Morgen auf meinem Spaziergang nach dem Hauptquartier. Das Frauenkloster Paradis am linken Rheinufer liegt eine gute halbe Stunde von Schafhausen. Der Fahrweg geht an der rechten Seite des Rheins, über welchen zwei breite Schiffbrücken dem Kloster gerade gegen über führen. Man kann sich aber auch in Schafhausen über den Rhein setzen lassen

*) Jetzt ist ein solcher Versuch angekündigt: ich weiß aber nicht, ob schon etwas davon erschienen ist.

und dann einen Fußweg an der linken Rheinseite gehen. Ich zog den letzteren vor. Durch den langen Streit über das linke Rheinufer in Rastadt war es ein Punkt der Deutschen Nationalehre geworden, auch einmahl auf dem linken Rheinufer dem Arm in die Seite zu stemmen und zu sagen: hier sind doch die Franzosen nicht mehr Meister. Zumahl war mir das Gefühl sehr erfreulich in der Schweiz, deren Französirung mich stets so unwillig und traurig machte.

Der Pfad führt mäßige Hügel auf und ab, längs dem Rhein. Jenseits lag Schafhausen in einer fruchtbaren, ziemlich weiten Gegend, wo sich Bergrücken allmählig erhoben, hie und da mit Waldung bedeckt. In der blauen Ferne thürmten die isolirten Spitzen der Berge um Stockach — Hohentwiel, Hohehöven, Hohekrähe und wie sie weiter heißen. Auf dem Fahrweg jenseits des Rheins war ein unaufhörliches Gewühl von Kriegsfuhren aller Art. Nahe bei der Schiffbrücke befand sich ein starker Artillerietrain.

Meine erste Bekanntschaft im Hauptquartier war der Hofrath von Faßbender, der Direktor der Kriegskanzelei. Er ist ein Mann von entschiedenem Talent und von einem sehr angenehmen Aeußeren. Seine Rechtschaffenheit war mir eben so sehr gerühmt, als seine außerordentliche Thätigkeit. Wirklich hatte ich in der kurzen Zeit, die ich selbst in seiner Kanzelei zubrachte, Anlaß genug die Leichtigkeit und die Ordnung zu bewundern, womit er sein ungeheures Geschäft betrieb — denn die Kanzeleigeschäfte bei einem solchen Hauptquartier, oder vielmehr bei dem Generalkommando sind wirklich ungeheuer. Du weißt, daß ich nicht leicht Geschäftsmänner für ausgezeichnet nehme: aber diesmahl versichere ich Dich, daß auch eine nur kurze Beobachtung mein Urtheil vollkommen bestimmte. Eben so überzeugt halte ich mich, nach Allem, was ich erfahren habe, daß er zugleich alles Mögliche anwendet um dem Lande das unvermeidliche Ungemach des Krieges zu erleichtern. Er

scheint daher in jeder Rücksicht der vorzüglichen Gewogenheit würdig zu sein, womit ihn der Erzherzog beehrt, und es ist nicht zweifelhaft, daß er dem trefflichen Feldherrn manche Sorge für das Detail auf eine Art erleichtert, die dem Zutrauen, was der Prinz in ihn setzt, vollkommen entspricht. Ein schönes Verhältniß, das allenthalben wo man es antrifft, so glückliche Folgen hat, daß man um desto mehr bedauern muß, es so selten zu finden *).

Der Erzherzog beschloß nach dem gestrigen Gefecht die Vereinigung mit dem General Hotze zu erzwingen. Das Gefecht war allerdings nachtheilig gewesen. Aber dies wußten nur die Wenigen, welche Gelegenheit

---

*) Ich habe den Herrn von Faßbender während der vierzehn Tage, die ich fast beständig im Hauptquartier zubrachte, genauer kennen lernen, und finde mich um so mehr verpflichtet, seinen, nach meiner Ueberzeugung, überwiegenden Verdiensten hier dieses Denkmahl zu setzen. Handelte er nachher in einer andern Lage vielleicht zu rasch, so wird dadurch jenes Urtheil noch im mindesten nicht entkräftet.

haben an der Quelle Nachrichten zu erhalten. Ueberhaupt hieß es nur: es war ein bloßes Vorpostengefecht. Der Erfolg war ungleich: an einigen Stellen mußten wir zurück, weil wir zu weit gegangen waren, an anderen wurden die Franzosen abgeschlagen. So soll es immer bei der Armee sein. Und nach meiner Erfahrung in diesen wenigen Tagen zu urtheilen, muß man es auch so machen.

In der Nacht brach der Fürst Reuß mit seiner Division auf, und der Fürst von Anhalt-Köthen mit seiner Kavalleriedivision um den General Hotze zu verstärken. Sie sollten die Franzosen in Frauenfeld über Pfynn aus angreifen. Zugleich würde Hotze, der schon in Wyl und Schwarzenbach eingetroffen war, sie gegen Winterthur drängen.

Früh am 27sten geschah der Angriff. Die Franzosen wurden auf beiden Punkten überwältigt. Besonders hart war das Gefecht bei Winterthur. Die Anhöhe, über

welche die Straße nach Zürch geht, mußte erstürmt werden. Sie war auf beiden Seiten mit Französischen und Helvetischen Jägern und Scharfschützen besetzt. Von der Spitze des Berges regnete es Kartätschen. Man stritt den ganzen Nachmittag. Gegen Abend kam der Erzherzog. Die Franzosen mußten endlich weichen. Sie nahmen hinter der Thur eben die Stellung, die sie vor dem Treffen am 25sten hatten. Die Oesterreicher machten 1000 Gefangene und nahmen 4 Kanonen.

Winterthur blieb in ihrer Gewalt. Hotze nahm hier sein Hauptquartier noch denselben Abend: auch der Erzherzog blieb die Nacht dort. Die ganze Armee ward nun bei Winterthur und Neftenbach vereinigt.

Vergebens machten die Franzosen noch denselben Abend einen Versuch gegen die Avantgarde des General Nauendorf von Embracht her, um die Thöß wieder zu

gewinnen. Die kaiserlichen Truppen schlugen den Angriff zurück.

Nun verließen die Franzosen die Anhöhen an der Thöß gänzlich, um sich hinter die Glatt zurück zu ziehen. Sie waren dazu genöthigt, um nicht tournirt zu werden. An sich ist die Stellung an der Thöß sehr stark. Längs dem ziemlich ungestümen, an mehreren Orten tiefen Fluß laufen beständig Höhen bis nach Winterthur. Sie sind zum Theil mit Waldung besetzt, und schwer genug zu ersteigen. Das Terrain war den Franzosen zur Vertheidigung überaus günstig, zumahl da die kaiserliche Kavallerie nicht agiren konnte.

Am 28sten ward schon die Avantgarde des linken Flügels, den General Hotze kommandirt, vor Baßersdorf etablirt, nur zwei Stunden von Zürch; die des rechten vor Buelach, etwa drei Stunden von Zürch. Hier machten die Franzosen noch einen neuen Angriff, allein sie konnten weder Rörbas noch Pfungen wieder gewinnen. Die

Oesterreicher behaupteten ihre Stellung.

Nun kam das Hauptquartier des Erzherzogs noch denselben Tag nach Andelfingen, auf dem halben Weg nach Winterthur.

Du kannst nicht glauben, mit welcher Freude wir Abends diese Nachrichten in Schafhausen hörten. Das beständige Vorrücken spannt die Erwartung derer, die hinter der Armee sind auf eine höchst angenehme Weise. Jeden Augenblick bereitet man sich zum Aufbruch. Man verschlingt Karten, und Plane, und Lokalnachrichten, um auszuspähen, was die Armee jetzt vornimmt, um zu berechnen, wie weit sie morgen sein wird.

Und wenn dann Nachrichten kommen, so ist des Mittheilens, des Kommentirens, des Schließens kein Ende. Alles zieht Dich an Menschen, die Du sonst nicht kennst, mit denen Du nichts, als jetzt diesen Zustand der Erwartung gemein hast. Bei mir erwachte nun überdies der kriegerische Geist

meiner Jugend. Wie oft wandert mich die Lust an, bei den Vorposten zu sein, um jeden Schritt vorwärts unmittelbar mit denen zu machen, die das Terrain erkämpften.

Kaum hörte ich heute früh, daß das Hauptquartier schon in Winterthur wäre, als auch ich eilte, mit den übrigen abzureisen, die hier nur auf diese Nachricht gewartet hatten. Man macht mir Hoffnung, vielleicht übermorgen schon meine Freunde in Zürch zu sehen. Massena's Stellung soll nicht mehr haltbar sein.

Vor meiner Abreise von Schafhausen machte ich noch einen Spaziergang nach dem Französischen Lager. Man sieht die Reste ihrer Verschanzungen auf einem Berge hinter Feuerthalen, das Dorf ganz nahe an Schafhausen jenseits des Rheins. Nachher kam ich zu ihrem Lager, das an einen Wald lehnte. Ich sah noch die Hütten von Bark. Der leichte Sinn der Nation, ihre Erfindung sich Genüsse zu verschaffen, ist doch allenthalben sichtbar. In mehreren

Hütten waren kleine Ruhebänke, Tische von Erde, in einigen sogar Kamine mit Sitzen umher. Es ist ein merkwürdiges Phänomen, wie sich dieser Geist gleich einem elektrischen Schlage mittheilt, bei der sonst so großen Verschiedenheit der Nationen und Provinzen. Unläugbar sind der Elsaßer und der Pariser sehr verschieden: dennoch theilt dieser jenem seinen Humor mit, wenn sie zusammen kommen. Und dies ist weit sichtbarer bei dem gemeinen Mann, als bei den gebildeten Ständen. In der Gesellschaft vom bon Ton will ich weit eher die gefühlvolle Strasburgerinn kennen von der flüchtigen Pariserinn, als im Lager den schwerfälligeren Elsaßer von dem leichtfüßigen Pariser. Was ließe sich nicht aus dem Volk machen, wenn eine weise Regierung seine trefflichen Anlagen ganz benützte.

Von der höchsten Spitze eben dieses Berges, über den Wald hinaus, begrüßte ich wieder die Alpen. Es war ein trefflicher, heiterer Abend. Sie zeigten sich in ihrer

ganzen Pracht. Hinter ihnen verloren sich in den Wolken die Appenzeller Gebirge. Ja, wenn mich meine Einbildung nicht täuscht, so sah ich selbst Spitzen der Eisberge nach Graubündten zu hervorragen.

Wie hob sich hier meine Brust. Mit verdoppelter Wärme rufen meine Wünsche die Freiheit wieder herab, über die guten, einst glücklichen Bewohner der Gegend, deren ferne Grenzen ich übersah.

Alles, was ich gehört und erfahren hatte, seit ich den Schweizerboden wieder betrat, bestärkte mich in der festen Ueberzeugung, daß die Schweizer nicht eher glücklich, nicht eher ruhig werden, bis sie sich selbst gelassen sind. Und Alles begründet die Hoffnung, sie werden, belehrt durch ihr Unglück, die wieder errungene Freiheit vollkommen weise benützen, werden sie sorgfältig zu bewahren wissen.

Der Kanton Schafhausen hat überhaupt während der Revolution weniger gelitten, als die meisten andern. Durch das

vorsichtige Betragen der Beamten und aller, die für Aristokraten gelten mochten, ward die Revolution ohne die mindeste Gewalt gemacht.

Die Landleute zogen freilich auch in die Stadt, um den Schatz zu holen und ihn zu theilen. Sie hatten sogar die Wägen mitgebracht. Allein ungeachtet des drohenden Einmarsches, änderten sie bald ihre Sprache, als sie erfuhren, der ganze vermeinte Schatz betrüge nur etwa 600 Gulden. Sie wurden von dem Magistrat bewirthet und schämten sich selbst ihres Vorhabens. Ruhig zogen sie ab, sogar froh, daß ihnen kein Hinderniß in den Weg gelegt ward.

Der Magistrat und die wenigen Familien, — ich glaube es sind nur sechs — die den Adel von Schafhausen ausmachten, Junkers genannt, begaben sich dagegen freiwillig ihrer Rechte. Sie sandten Deputirte an Mengaud, um zu erfahren, was er wolle, daß sie thun sollten. Es wäre ihnen ganz gleichgültig, welche Konstitution sie bekämen,

ob die rein=Öchsische, oder die zu Basel verbesserte. Sie bäten nur um bestimmte Verhaltungsbefehle.

Diese Deputirten waren gerade auf dem Wege nach Basel, als Mengaud, verleitet durch irgend einen Zwischenträger, vielleicht überdies, wie man ihn beschuldigt, in einer Nachmittagsstunde, ein schreckliches Schreiben an den Schafhausener Magistrat erlassen hatte. Er überschüttete sie mit den fürchterlichsten Drohungen, weil sie allein sich der Konstitution noch wiedersetzten, und die große Nation zu schrecklicher Rache reizten.

Die Deputirten erhielten die Donnerpost wenige Augenblicke vor ihrer Ankunft bei Mengaud. Sie stellten ihm den Ungrund des Vorbringens vor, da sie eben gekommen wären, im Namen des Magistrats Alles anzubieten, was er nur verlangen könnte.

Mengaud ward äußerst betroffen. Er versicherte, es sei ihm sehr leid, daß der Kourrier mit der Depesche schon abgegangen war.

Wirklich wollte er einen andern Boten nachsenden, die Depesche zurückzunehmen. Allein es war schon zu spät.

Das donnernde Schreiben war schon zur Stelle gekommen: es ward in verschiedenen Journalen abgedruckt. Indeß gab ihnen Mengaud ein anderes Schreiben mit, worin er seine vollkommene Zufriedenheit mit dem Magistrat bezeigte, und jenes Schreiben für ein Mißverständniß erklärte. Das letztere Schreiben ward nicht bekannt. Eine so mißliche Sache ist es um die historische Treue.

Der Kanton Schafhausen nahm nun die rein-Ochsische Konstitution an. Die Wahlen waren ziemlich gut: man fand sich bald in die neue Ordnung der Dinge. Trotz der Veränderung blieben sogar einige Reste der ehemahligen Organisation der Stadtgemeine, womit die Regierung durch die Finger sah. Die wohlthätigen Folgen davon zeigten sich nachher in der Erhaltung der sogenannten Nationalgüter des Kantons.

Dazu kam, daß der Statthalter ein

rechtschaffener Mann war, der nie auf irgend eine Weise die neuen Einrichtungen mißbrauchte zum Druck oder zur Verfolgung seiner Mitbürger.

So genoß man hier, ungeachtet der Grenze, einer ziemlich ununterbrochenen Ruhe. Selbst als die Franzosen anfiengen im Herbst 1798 eine Besatzung in Schafhausen zu legen, ward die Ruhe nicht merklich gestört. Die Offiziere hielten gute Mannszucht, und die Bürger lernten, gleich ihren Nachbaren, sich darin finden, die einquartierten Soldaten zu ernähren. Auch nachher, als die Franzosen sich zum Kriege rüsteten, und, nach ihrer Niederlage in Schwaben, auf ihre Vertheidigung in der Schweiz denken mußten, waren die Foderungen noch erträglich, das Betragen der Offiziere gut genug. Die Requisitionen, obgleich dringende Befehle, waren wenigstens in einem bittenden Tone abgefaßt. Nur einmahl gab der General Ruby acht Tage vor Räumung der Stadt Befehl zu einer großen Lieferung

mit dem schrecklichen Beisatz: obéissance ou incendie. Allein wie man ihm standhafte Vorstellungen machte, zog er zurück, und erließ sogar Alles, was nicht bereits wirklich geliefert war.

Indeß litt die Stadt in der letzten Zeit sehr viel von einer anderen Seite. Das Helvetische Direktorium neigte sich immer mehr zum Schreckenssystem, je näher der Krieg den Grenzen kam. Nur in revolutionären Maßregeln suchte es seine Erhaltung, oder, wie es hieß, die Rettung des Vaterlandes. Nun wurden an allen Orten, vorzüglich da, wo die Gefahr von außen am nächsten war, alle Beamten abgesetzt oder entfernt, denen man nicht vollkommen trauete. Die Regierung hob sogar weiterhin ruhige, friedliche Bürger als Geissel aus, ohne daß man auf ihre Person die mindeste Schuld bringen konnte, oder etwas Anderes zur Rechtfertigung der Gewaltthätigkeit zu sagen vermochte, als: c'est une pure mesure de sûreté! Und diese Geisseln wurden nach

Französischen Festungen gebracht! O gute, alte, heilige Schweizer-Freiheit! Wie hat man dich geschändet und entweihet!

Auch in Schafhausen trat an die Stelle des bisherigen Statthalters ein Augendiener der Regierung, der Abscheu und das Schrekken aller Rechtschaffenen und Vernünftigen. Noch ohnehin zu seinem Geschäft untauglich, that er in der kurzen Zeit seiner Amtsführung alles nur mögliche Leid an. Und das war zu einer Zeit, wo die armen Einwohner vier Wochen lang in der beständigen Furcht eines Bombardements lebten; wo die Franzosen sich an den Bergen jenseits der Stadt mit äußerster Sorgfalt verschanzten, und die Oesterreicher die Höhen an der entgegengesetzten Seite einnahmen, und die Stadt von dort bedroheten. Er vermochte auch selbst nicht den Anblick der Einwohner zu ertragen, wie sie nicht mehr vor ihm zu zittern brauchten. Mit der Französischen Besatzung zog er aus der Stadt, und verließ seinen Posten ohne irgend etwas darüber zu verfügen.

Die Einwohner beschuldigen ihn, er habe sogar noch die Zerstörung der schönen Rheinbrücke betrieben, die immer als ein Kunstwerk bewundert ward. Von dem Augenblick an, da man für die Stadt besorgt war, ließ der Französische Kommandant die Brücke mit Pechkränzen behängen. Eine Menge brennbarer Materialien waren beständig in Bereitschaft. Man muß gehört haben, wie die Schafhausener von dieser Brücke sprachen, mit welchem Stolz sie als ein Nationalstück daran hiengen, um zu fühlen, wie schmerzhaft es ihnen war, nun selbst die Materialien zur Zerstörung herbeizutragen, die Brücke unablässig zum Verbrennen anzustreichen. Ich stellte mir dabei deutlich vor, was die Römer fühlen mochten, als man ihnen ihre seit tausend Jahren geliebten Kunstwerke gewaltsam entriß. Schmerzlicher konnten die Franzosen zum Abschied die Schafhausener nicht verwunden, als durch die Zerstörung dieser Brücke. Ihre Schuld erschien noch um desto größer, je mehr der

Erzherzog sich Mühe gab, sie zu erhalten; der Stadt überhaupt zu schonen.

Auf Befehl des Erzherzogs trug der Oesterreichische General bei den Unterhandlungen wegen Räumung der Stadt, darauf an, die Franzosen sollten sich über die Brücke zurückziehen, dann wolle man sie für neutral erklären. An dem einen Ende sollte ein Französisches Piquet stehen, an dem andern ein Oesterreichisches: keines von beiden Heeren sollte je die Brücke betreten. Der Französische Kommandant behauptete, er könne die Bedingung nicht eingehen, ohne Befehl von seinem Obergeneral. Vergebens stellte der Oesterreichische General vor, er könne mit seinem Befehl sich auf einen solchen Aufschub nicht einlassen; überdies setze die Bedingung, bei der anerkannten Unmöglichkeit, die Stadt zu vertheidigen, den Französischen Kommandanten keiner Verantwortlichkeit aus. Der Kommandant schien wirklich geneigt, nachzugeben. Allein der Statthalter ermunterte ihn zu einer beharrlichen

Weigerung. Der Antrag des Oesterreichischen Generals ward abermahls abgelehnt. Die Oesterreicher fiengen an die Stadt zu beschießen: die Franzosen zogen hinaus und brannten die schöne Brücke hinter sich ab.

Indem die Oesterreicher so, gewissermaßen mit Sturm, die Stadtthore sprengten, ward unglücklicher Weise der Stadthauptmann Schwarz mit seinem Sohn erschossen. Er gieng ihnen entgegen, um Anstalt zu ihrer Aufnahme zu machen. Die Soldaten hielten ihn, seiner militärischen Kleidung wegen, für einen zurückgebliebenen Französischen Offizier. Sie streckten ihn und seinen Sohn, der ihn begleitete todt danieder. Man bedauerte ihn allgemein als einen wohlgesinnten, thätigen Mann.

Diesen Vorfall ausgenommen, hielten die Oesterreicher treffliche Mannszucht. Auch hat die Stadt sonst keinen Schaden gelitten. Nur in dem Ort Feuerthalen, der die Vorstadt an der linken Seiten des Rheins ausmacht, giengen etwa 22 Häuser in Feuer auf.

Auch nahmen die Schafhausener die Oesterreicher mit einer nicht zweifelhaften Freude auf.

Die neue rein-Ochsische Konstitution war, mit Ausnahme einiger wenigen Gegenden, nie die Sache des Volks. Indeß hätte man sich durch den Gebrauch mit ihr vertraut gemacht. Sie wäre in der Folge ohne Widerwillen befolgt, wenn man die Schweiz sich selbst überlassen hätte. Aber der Aufenthalt der Französischen Armee, die beständigen Durchmärsche, die Kontributionen und Requisitionen, der unerträgliche Ton der Französischen Kommissarien, reizten das Volk immer von neuen. Es sah nun auf die Konstitution als die Quelle aller Uebel, worunter es litt. Die Anhänglichkeit an die ehemahlige Verfassung wuchs in eben dem Grade, als man mit der neuen unzufriedener ward.

Daher fand die Oesterreichische Armee bei dem Volk eher eine günstige, als eine widrige Stimmung. Es hoffte auf jeden

Fall der verhaßten Franzosen los zu werden; eine große Zahl sah in den Oesterreichern mit Vergnügen die Wiederhersteller der guten, alten Ordnung. Selbst die aufgeklärtesten Bürger, die das Gute der neuen Einrichtung nicht verkannten, sahen gleichwol ein, sie könnten auf diese Weise nicht bestehen. Sie erwarteten also mit banger Ahnung eine Veränderung, und in dieser Stimmung waren auch sie den Oesterreichern nicht abgeneigt.

Auf der andern Seite bewies der Erzherzog eine weise Mäßigung, die ihm nothwendig aller Herzen gewinnen mußte. Er behandelte die Schweizer als Freunde, aber nicht nach Französischer Art, sondern zugleich als freie Leute. Seine Veranstaltungen betrafen bloß die militärische Sicherheit: er mischte sich auf keine Weise in die innere Verwaltung. Er setzte keine Beamten ab und setzte keine ehemahlige wieder ein. Was zum Dienst der Armee nothwendig zu verhandeln war, ward mit den damahls wirk=

lich bestehenden Autoritäten abgemacht. So benahm er den Freunden des alten Systems nicht die Hoffnung die ehemahlige Verfassung wieder hergestellt zu sehen. Aber er ließ zugleich den Anhängern der neuen Konstitution einen Ausweg, sich allmählig in die Veränderung zu fügen, anstatt daß Härte und Drohungen sie zur Verzweiflung gebracht hätten.

Diese gute Gesinnung ward dadurch nicht wenig bestärkt, daß die Schafhausener Magistratspersonen sich bei der Besetzung des Kantons durch die Oesterreichische Armee so weislich betrugen. Ihre Lage war um desto kritischer, da die bis dahin bestandene Verfassung durch kein Gesetz, selbst durch keine Verfügung des Oesterreichischen Generals umgestoßen war. Aber sie war durch eine Thatsache aufgelöset, durch die Flucht des Statthalters und durch die Aufhebung der Kommunikation mit den gesetzgebenden Räthen und der Regierung überhaupt. Die, welche im Kanton Schafhausen am Ruder

waren, durften, nach ihrer übernommenen Pflicht, ihren Posten nicht verlassen, und dennoch war die Hierarchie der Gewalten völlig unterbrochen. Die ganze Schweiz richtete ihre Augen auf diesen Kanton. Von seinem Beispiel mußte überaus viel abhängen.

Zum Glück befanden sich unter den Magistratspersonen Männer von eben so viel Einsicht als Rechtschaffenheit. Sie traten in der Stille zusammen mit anderen fähigen, damahls gerade nicht angesetzten Mitbürgern, und beschlossen ungefähr eben einen solchen Mittelweg zu nehmen, wie ihn der Erzherzog zu wünschen schien.

Die Verwaltungskammer, welche das Oekonomische des Staats, vorzüglich die Domänen zu besorgen hatte, blieb unverletzt. Sie übernahm nicht nur die gemeinen Geschäfte, welche die damahlige Bewegung der Armee unvermeidlich machte: sie unterzog sich auch gleich, auf die stillschweigende Bitte der Einwohner, der übrigen Regierungsgeschäfte, die keinen Aufschub litten, ohne daß

wegen der Form etwas bestimmt ward. Die Gerichte blieben, wie sie waren: In einem solchen Drang des Vaterlandes erstarben ohnehin die Prozesse.

So ward die Ordnung und der Betrieb der öffentlichen Angelegenheiten in dem Kanton nicht unterbrochen. Ohne daß die bestehende Regierung aufgehoben wäre, trat eine andere einstweilen an ihre Stelle. Aus dieser konnte man Alles machen, eben weil sie keine bestimmte Organisation hatte. Die Einwohner giengen indeß unvermerkt in eine andere Lage über, ohne Gewaltthätigkeit, ohne Feindschaft, ohne Verfolgung. Wie sehr werden sie einst das Andenken der Männer segnen, denen sie die glückliche Bewerkstelligung dieses Wechsels verdanken.

XXIII. Brief.

Winterthur, den 5ten Jun. 1799.

In Schafhausen schon traf ich den Alt-Schultheiß, Herrn von Steiger, in dem Hause, wo ich abtrat. Meine innige Theilnehmung an dem Schicksal der Schweiz knüpfte bald ein freundschaftliches Band mit ihm, dessen Geist, Einsicht und Standhaftigkeit so große Rechte auf die allgemeine Hochachtung geben. Ich kann Ihnen nicht sagen, mein geliebter Freund, wie sehr ich mich freuete, diesen würdigen Greis persönlich kennen zu lernen.

Alles was ich in Bern von den letzten Tagen der alten Schweiz hörte, hatte mich schon unendlich für ihn interessirt. Mallet du Pan's beredte Schilderung bestärkte mich

in dieser Empfindung. Aber meine Erwartung, wie gespannt sie auch war, fand sich dennoch übertroffen. Seine geistvolle, weise, herzliche Unterhaltung muß jeden hinreißen, der nicht eingenommen, nicht ganz verblendet ist. Rechnen Sie dazu das Andenken an seine Leiden, an das Unglück, die Schmach seines Vaterlandes, die wahrscheinlich durch zeitige Befolgung seines Raths abgewandt wären. Und nun, für mich vollends, eine gewisse Aehnlichkeit im Aeußeren mit Friedrich II. der sich in zwei Lagen seines Lebens so groß bewährte, im Unglück, da fast Alles für ihn verloren schien, und in dem ruhigen Genuß dessen, was er für sein Reich erworben hatte, nur noch beschäftigt mit der Sorge, das von außen gesicherte Land an sich selbst vollkommen glücklich zu machen. So wäre auch Steiger gewesen, hätte ihn der Himmel auf eben diesen Fleck gesetzt. Er würde Friedrich geglichen haben im Thun, wie er ihm in Ton und Art gleichen soll. Möchte ihm doch am Abend seines Lebens noch der

Trost werden, sein Vaterland unter einer ganz angemessenen Regierung wahrhaft frei zu sehen! Ich hoffe es mit Zuversicht, wenn es den Oesterreichern gelingt, die Franzosen aus der Schweiz zu vertreiben. Dann würde er eine vorzügliche Stimme haben bei der neuen Organisation. Und ich traue ihm Stärke des Geistes genug zu, sich über das Vorurtheil hinaus zu setzen, man habe nur zwischen der neuen und der alten, ganz unveränderten Konstitution zu wählen, ohne einen Mittelweg suchen zu dürfen, der die gerechten Wünsche aller Gutgesinnten befriedigen könnte *).

---

*) Dieser Wunsch ward bekanntlich nicht erfüllt. Er starb zu Augsburg am 3ten Dezember 1799 in seinem siebzigsten Jahre, als die Sachen in der Schweiz schon eine ungünstige Wendung genommen hatten. Unerschütterlich im Unglück, nahm er dennoch bessere Hoffnungen mit in das Grab. Sein Leichnam ward am 7ten auf eine seinem Rang und Stande angemessene, feierliche Weise zur Erde bestattet. Ein rühmlich bekannter Gelehrter setzte ihm folgende merkwürdige Grabschrift:

Während der Tage die ich mit ihm in Schafhausen zubrachte, kamen verschiedene

---

Hic jacet Frid. de Steiger
Urbis et Status Bernensis
Praefectus,
Senatus dignitate et meritis
Primus,
Helvetiae decus et consilium,
Extraneis
Fons sapientiae.
Pro patria amore aestuans
Illi cor et vitam vovit.
A Gallis raptam
Majorum libertatem
Restituere conatus,
In dierum crepusculo
Exul,
Superata impavidus sorte
Ut suis in tanto
Temporum luctu
In coelo patronus
foret,
Mori properavit.

Das schönste, aufrichtigste Denkmal errichtete ihm nachher sein Feind, der Erdirektor la Harpe, durch

Schweizer-Offiziere zu unserer Gesellschaft. Sie standen theils in Französischem, theils in Sardinischem Dienst. Unter der neuen Ordnung der Dinge wollten sie nicht fortdienen. Jetzt kommen sie, die neue Schweizer-Legion zu organisiren, die für Englische Rechnung errichtet wird. Sie eilten auf den ersten Ruf herbei: einige aus weit entfernten Landen. Wahrer Eifer für das Wohl der Schweiz scheint sie alle zu beseelen, wiewohl in verschiedenem Grade und nach verschiedenen Modifikationen.

Die Anzahl der Schweizer, die unter ihrer Anführung fechten wollen, ist bis jetzt nicht beträchtlich. Sie kann es auch nicht sein, weil die Franzosen noch fast allenthal-

---

folgende Stelle seiner Vertheidigungsschrift: „Ehr„würdiger Greis, großer Feind, dessen Charakter in „einem Alter, welches sonst das Herz erstarren macht, „durch Unglück sich entfaltete, ruhe in Frieden unter „einer fremden Erde. Die Freunde der Helvetischen „Unabhängigkeit wissen, daß du diese kräftig wolltest, „daß du die Annäherung der Parteien, wechselseitiges „Vergeben und Vergessen wünschtest.“

den herrschen und mit eisernem Zepter herrschen. Vielleicht wäre es auch wünschenswerth, daß dieser Plan nie einen großen Fortgang hätte. Es sind immer Schweizer, gegen welche diese Schweizer fechten sollen. Wer den Geist der Erbitterung kennt, der ohnedies durch die Revolution in der Schweiz angefacht ist, der wird gewiß nicht wollen, daß auch nur ein neuer Funken hinzugefügt werde.

Sonst scheinen mir die angeworbenen, oder vielmehr enrollirten Schweizer — so heißt es in der Kunstsprache — gutmüthig genug zu sein. Mehrere von ihnen, mit denen ich mich in Gespräche einließ, sagten mir bestimmt, sie würden ihre Brüder schonen und nur die Franzosen verfolgen. Allein diese Gesinnungen erhalten sich schwerlich unter dem Tummel der Waffen, im Sturm der Leidenschaften. Suchen doch die Franzosen selbst, so sehr auch die Politik es abräth, die Erbitterung keineswegs zu mäßigen oder zu ersticken. Sie begehen, noch bei

ihrem Rückzuge, auf dem Lande Grausamkeiten und Ausschweifungen genug.

Ferner hatte ich in Schafhausen auch den Herrn von Haller wiedergefunden, mit dem ich in Rastadt in freundschaftlichen Verhältnissen stand. Er ist jetzt im Hauptquartier des Erzherzogs. Hier schreibt er die politisch = militairischen Nachrichten; ohne Zweifel wird man von seinen Talenten und seinem Eifer noch mehr Gebrauch machen, wenn die Armee weiter in der Schweiz vorrückt.

Mit Steiger und Haller und den Schweizern, die bei der Legion als Offiziere dienen sollten, reisete ich nun auch nach Winterthur. Ich hatte da die Freude, auf dem Wege Zeuge zu sein, von der ungeheuchelten Zuneigung, womit man sie in der Schweiz empfieng.

In Aedelfingen trafen wir einen starken Transport Französischer Kriegsgefangener. Sie sollten dort übernachten. Dieser Anblick war mir auch neu: um desto mehr interessirte er mich.

Die Gefangenen waren großentheils schlecht gekleidet. Einige hatten leichte Wunden. Viele schienen mir sehr ermüdet. Aber ihr guter Humor verließ sie nicht.

Sie erzählten, daß sie, bei einer ärmlichen Kost, starke Märsche machten. Die kaiserlichen Gefangenen wären viel besser daran. Sie würden von den Einwohnern unterstützt. Aber das sei nun einmahl nicht anders. Sie hätten sich brav geschlagen. Vielleicht würden sie bald ausgewechselt. Die Zahl der kaiserlichen Gefangenen wäre viel größer.

Wenn man ihnen sagte, daß die ihrigen geschlagen wären, so glaubten sie es nicht. Sie könnten nur in kleinen Affairen unterliegen, wenn der Feind überwiegend zahlreich wäre, und die böse Kavallerie brauchte. In Hauptschlachten würde der Sieg immer auf ihrer Seite sein. Das lasse sich nicht bezweifeln. Sie seien ja noch niemahls aus einem fremden Lande herausgeschlagen; vielmehr giengen sie stets vorwärts.

Auf alles Ungemach, was ihre jetzige Lage

nothwendig mit sich brachte, waren sie sehr gefaßt. Man sperrte sie des Abends in die Kirche ein, wo sie wenigstens kein bequemes Quartier hatten. Das ließen sie sich nicht anfechten. Sie sangen und waren guter Dinge. Aber bei der mindesten Beleidigung, die sie für absichtlich hielten, sah man sie auffahren. Natürlich mußten sie den Stärkeren weichen. Allein diese Art Trotz würde mir an dem überwundenen Feinde nicht mißfallen.

Uebrigens war es ein äußerst buntscheckiges Gemisch. Menschen aus allen Provinzen; von sehr verschiedenem Alter; von sehr ungleicher Erziehung und Bildung; Truppen von aller Art durch einander.

Die Bedeckung war verhältnißmäßig sehr schwach. Man versicherte mich, sie wäre dennoch hinlänglich. Aeußerst scharfe, unerbittlich und auf der Stelle vollzogene Strafen der Widersetzlichkeit entfernte alle Gefahr.

Unter den gefangenen Offizieren herrschte in Ganzen derselbe Ton. Freilich waren sie

aber von sehr verschiedener Bildung. Die Wirkung der Verschiedenheit war bei ihnen noch merklicher, als bei den Gemeinen.

Wenn sie in einen Ort kamen, erlaubte man den Offizieren in die Wirthshäuser zu gehen. Sie durften sich so gütlich thun, als sie konnten: doch war immer eine kaiserliche Wache zugegen.

In dem Wirthshause, wo ich abtrat, waren gerade mehrere Offiziere in der Gaststube. Sie unterhielten sich über die letzten Treffen. Der Oesterreichische Offizier mischte sich in das Gespräch. Er schien sie nicht vollkommen zu verstehen: auch sprach er das Französische sehr gebrochen. Indeß irrte er sich nicht, wenn er glaubte, sie ließen den kaiserlichen Truppen nicht Gerechtigkeit wiederfahren.

Auf seine Erinnerung erwiederte einer unter den Gefangenen, schon ein ältlicher Mann, er schimpfe ja um deswegen nicht auf die Kaiserlichen, weil er zeige, daß sie in der Disposition gefehlt hätten.

Der Oesterreicher antwortete durch ein bitteres Scheltwort.

Sogleich stand der Franzose auf: „Ah! Vous ne me traiteriés pas ainsi, si j'avois mon épée! Sachés cependant que je ne souffrirai pas Vos impertinences."

Er gieng aus dem Zimmer und stellte sich vor die Thür des Hauses, verfolgt durch ein schallendes Gelächter seines Gegners.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr mich dieser Vorfall schmerzte. Indessen hat man mich nachher versichert, er gehöre zu den seltenen. Dann begreife ich freilich, daß sich dergleichen nicht ganz vermeiden läßt. Die Generale und die Offiziere der höheren Grade müßten nur suchen möglichst vorzubeugen, durch eigenes Beispiel, durch Belehrung, durch strenge Mißbilligung, selbst durch ernstliche Bestrafung gröberer Unarten. So verbreitet sich in der Armee ein Geist, der durch die Macht der Sitten und der Meinung Allem entgegen wirkt, was der wahren Ehre des Kriegers zuwider ist, wenn er auch

nicht gerade von seinen Oberen bemerkt wird.

In Winterthur gieng ich gleich am folgenden Morgen zu dem Hofrath von Faßbender. Er hatte mir versprochen, für mich um eine Audienz bei dem Erzherzog zu bitten. Jetzt schien ein günstiger Augenblick zu sein, weil die Verlegung des Hauptquartiers in die Stadt einige Ruhetage hoffen ließ.

Wirklich hatte ich das Glück, dem Erzherzog am 31sten aufzuwarten. In der Figur hat er viele Aehnlichkeit mit unserm Kronprinzen; gewissermaßen auch im Aeußeren. Schon dies erweckte bei dem ersten Eintritt in das Zimmer angenehme Erinnerungen.

Der Erzherzog spricht ungemein gut, mit einer einnehmenden Freundlichkeit. Ich möchte sagen, er zieht auch unwillkührlich aller Herzen an sich. Er flößt in gleichem Grade Ehrerbietung und Zutrauen ein.

Als ich ihm meinen Wunsch vortrug, meine Freunde in Zürch noch einmahl zu sehen, ehe ich in mein Vaterland zurückkehr-

te, sagte er mir, daß dieser Besuch jetzt große Schwierigkeiten haben würde. Von einer Armee zu der anderen könne man nicht reisen, ohne den Vorposten durch einen Trompeter förmlich übergeben zu werden. Man thue das nicht gern ohne Noth. Auch wünschte ich wahrscheinlich selbst nicht so viele Förmlichkeiten.

„Wollen Sie aber", setzte er sehr gütig hinzu, „noch einige Tage bei uns bleiben, „so können Sie mit uns nach Zürch gehen."

Natürlicher Weise nahm ich das gnädige Anerbieten mit dem verpflichtetsten Dank an.

„Ich hoffe nicht", sagte der Erzherzog weiter, „daß es über acht Tage dauern soll. „Es wäre möglich früher hinzukommen, durch „eine allgemeine Schlacht, die ich wahrscheinlich gewinne. Allein kann ich meinen Zweck „auf einem anderen Wege auch erreichen, so „halte ich es für meine Pflicht, Menschenblut zu schonen."

Wie ich mich beurlauben wollte, wagte ich es, dem Erzherzog zu sagen, daß ich noch

eine Bitte hätte, da ich nun doch so glücklich wäre, in Seinem Hauptquartier zu sein.

Er erlaubte mir sie vorzutragen.

Nun erbat ich mir die Erlaubniß bei einem Treffen zugegen zu sein; denn wahrscheinlich werde doch ein Treffen noch vorfallen, ehe die Franzosen Zürch räumten.

Der Erzherzog lächelte über meinen kriegerischen Sinn.

Ich antwortete, daß ich von Jugend auf einen entschiedenen Hang zum Militair gehabt hätte. Durch Umstände abgehalten, mir meine Bestimmung danach zu wählen, erhielte sich doch diese Neigung stets. Und so wünschte ich gar zu sehr, mich auch durch eigene Erfahrung zu überzeugen, ob ich mir von einem Treffen eine richtige Vorstellung mache. Zugleich nahm ich Gelegenheit anzuführen, daß ich neulich das Schlachtfeld bei Stockach besucht hätte, das für Deutschland so höchst wichtig geworden sei.

Der Erzherzog sagte selbst Einiges über jene Schlacht, besonders über den entschei-

denden Angriff der beiden Kavallerieregimenter.

Dann versprach er mir sehr gütig, für die Befriedigung meiner Neugier zu sorgen.

Den Mittag hatte ich die Ehre an der Tafel zu speisen. Hier lernte ich kennen den Erzherzog Ferdinand von Modena, einen noch jungen General, den der Erzherzog Carl wegen seines Muths und seiner Talente vorzüglich schätzt; ferner den Grafen Olivier Wallis, den Fürsten Reuß, den Grafen Collowrath, den General von Stipschütz, und mehrere andere verdiente Offiziere. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie interessant mir diese Unterhaltung war. Aus der musterhaften Art, wie der Erzherzog daran Theil nahm, konnte ich noch besser beurtheilen, wie sehr seine Armee ihn verehrte und liebte.

Nach einigen Tagen entwickelte sich schon der Plan des Erzherzogs.

Die Französische Armee hielt jetzt die Berge diesseits Zürch besetzt, die längs der

Glatt laufen. Man konnte sie nur von einem Punkt bequem angreifen, wo eine ziemliche Strecke flaches Land vor ihrer Fronte war. Allein hier vertheidigten eilf Redouten den Zugang. Der Angriff konnte nicht ausgeführt werden, ohne großen Verlust.

Statt dessen beschloß der Erzherzog zur linken auf dem Berge von Wytcken anzugreifen. Dieser Berg ward für unwegsam gehalten für ein größeres Korps, wegen seiner Abgelegenheit und seiner waldigten Umgebungen. Er war daher nur schwach besetzt: die Verschanzungen nur erst angefangen.

Diesen Posten überrumpelten die Oesterreicher am 2ten Junius bei einbrechender Nacht.

Nun war die Kette der Französischen Verschanzungen wirklich durchbrochen, die Andreossi und der Ingenieur-General Chevallot auf der ganzen Linie vor Zürch angelegt hatten. Massena konnte sich nun unmöglich in seiner Stellung behaupten, zumahl da die Oesterreicher am oberen Zürcher-

see gegen Westen so große Fortschritte machten.

Dennoch wollte er sich nicht zurückziehen, ohne erst einen Angriff abzuwarten. Sein linker Flügel stand außerhalb der Schanzen am Wipkinger und Wininger Berge, der rechte innerhalb derselben zwischen Zürch und dem Windikoner Berge.

Der Erzherzog mußte es also vorerst mit dem rechten Flügel zu einem Treffen kommen lassen. Diesen kommandirte der General Soult. Er verbreitete sich in dem äusserst durchschnittenen Terrain zwischen Windikon und Zürch.

Früh am 3ten wurden die Franzosen auf der ganzen Linie angegriffen. Nach einigen Stunden richtete die Hauptmacht sich gegen den rechten Flügel. Massena begab sich selbst dahin.

Der General, Graf Bey, hatte in der Gegend von Schwarzenbach über die Glatt gesetzt. Auf der anderen Seite war Feldmarschall-Lieutenant, Prinz Joseph von

Lothringen bei Dübendorf vorgerückt. Beide nahmen Windikon, General Jellachich zugleich Zollikon und Riesbach mehrere Mahle weg. Eben so oft nahmen es die Franzosen wieder mit gefälltem Bajonet.

Um fünf Uhr Nachmittags ließ Massena die Oesterreicher, die ihre Angriffe immer erneuerten, von allen Punkten der Linie angreifen. Nach einem hartnäckigen Widerstand zogen sich die Oesterreicher zurück. Die Franzosen nahmen ihre Position wieder ein. Sie machten etwa 500 Gefangene. Ihr Verlust an Todten und Verwundeten war größer. Der Chef des Generalstabs, der Divisionsgeneral Cherin, ein ausgezeichneter Krieger, erhielt eine gefährliche Schußwunde, an welcher er gestorben sein soll. Solche Umstände erfährt man meistens von Gefangenen und Ueberläufern, deren es immer einige giebt.

Den ganzen Tag über hörten wir in Winterthur das starke Kanonieren. Die

gespannte Erwartung, worin wir waren, läßt sich nicht beschreiben. Ich fürchtete indeß nichts. Weil mir der Erzherzog gesagt hatte, er würde wahrscheinlich siegen, so war mein Zutrauen unerschütterlich. Aber meine Bitte glaubte ich vergessen.

Erst bei einbrechender Nacht erhielt Steiger eine Feldpost. Es sei ein partielles Gefecht gewesen; nichts Entscheidendes. Der Erzherzog kam nicht nach Winterthur zurück. Er blieb bei den Truppen.

Kaum hatte ich einige Stunden geruhet, als man mich weckte. Ein Feldjäger mit Pferden aus dem Hauptquartier war angekommen, mich an Ort und Stelle zu bringen.

Sie können glauben, daß ich auf das Pferd flog.

In einer Stunde waren wir da, wo der Erzherzog die Nacht zugebracht hatte.

Eben brach der Tag an. Ein schöner Morgen: balsamische Luft. Wie gespannt auch meine Brust war, warf ich doch einen Blick auch auf die schöne Gegend. Sie

strahlte in üppiger Pracht, durch die Morgensonne geröthet.

Vor zwei Stunden schon waren die Oesterreicher aus ihren Lagern bei Pfungen, Embrach und Naftenbach gerückt.

Feldmarschall Reuß marschirte mit seiner Division am rechten Ufer der Glatt auf der Straße, die von Kloten nach Zürch führt.

Es war ein erhabener Anblick. Von einer kleinen Anhöhe sah man alle diese Tausende in majestätischem Zuge sich bewegen. Die geschlossenen Reihen und Glieder, die Kavallerie, die Artillerie. Alles in der vollkommensten Ordnung wie beim Exerziren: Alles belebt durch herrliche Feldmusik.

Fürst Rosenberg, der die Avantgarde kommandirte, rückte auf die Glattbrücke los.

Noch war kein Schuß gefallen. Alles stille, dem Schein nach ruhig.

Jetzt knallte der erste Schuß. Sogleich verbreitete sich vor uns ein unordentlicher Donner des Geschützes. Sonst hörte man nichts.

„Es geht los,“ sagte der Oberstlieutenant Duca, der mir zur Seite hielt; „die Brücke wird genommen.“

Sie ward genommen. Nicht lange und nun zog die Armee über die Brücke dem Feinde entgegen. Funfzig Feuerschlünde an der Fronte rückten gegen die ganze Französische Linie.

Zur Linken von uns wollte General Hotze über die Glatt bei Wallissellen ziehen, an der Straße von Winterthur nach Zürch. Allein es war den Franzosen gelungen, die Brücke in der Nacht anzuzünden. Massena hatte den Punkt vortrefflich gedeckt. Die zahlreiche Artillerie seines rechten Flügels bestrich die ganze Gegend von Stellbach bis über Schwammendingen. Es war weder möglich den Brand zu löschen, noch eine andere Brücke zu schlagen.

General Hotze zog sich daher mit seiner Kolonne noch weiter links nach Dübendorf, um Massena's rechten Flügel so in die Flanke zu fallen. Er ließ vor Wallissellen

bloß ein Regiment mit einer Division Kavallerie und einer Batterie Reservegeschütz, um Miene zum Uebergang zu machen.

Unterdeß war das Gefecht auf unserer rechten Seite schon sehr lebhaft. General Jellachich nahm den Franzosen einige Schanzen. Er warf sie über Riesbach ganz nahe an die Wälle von Zürch. Seine Vorposten kamen einzeln bis in die Vorstädte. General Bey vertrieb die Franzosen aus Windikon und dem zerstreueten Ort Harchlanden. General, Graf O'Reilly, der die Avantgarde des Prinzen von Lothringen kommandirte, trieb sie von den Adlersbergen und Dobelhofen zurück. Nun stellte der Prinz von Lothringen seine übrigen Truppen bei Windikon, und vereinigte sich mit dem General Bey.

Der Erzherzog befand sich auf einem kleinen Hügel ungefähr in der Mitte der Positionen. Hier war der Generalstab bei ihm, der Hofrath Faßbender und einige an=

dere. Von hieraus konnte man Alles übersehen.

Gegenstände an den Punkten selbst, wo gefochten ward, zu unterscheiden, war nicht möglich. Aber aus den Bewegungen der Masse, aus der Richtung des Geschützes konnte man über den Erfolg urtheilen. Man hörte nicht nur das Geschütz und das Feuergewehr. Zuweilen erscholl dabei ein dumpfes Geklirr; dann ward mit dem Bajonet angegriffen. Die Musik verlor sich meistens in ein wildes Getöse. Auch der Pferde Wiehern konnte man deutlich vernehmen.

Von allen Seiten kamen beständig Adjutanten, dem Erzherzog Bericht abzustatten. Ich war den ganzen Tag Zeuge, wie der Erzherzog darauf seine Ordres ertheilte. Sein kleiner Russischer Wurstwagen diente ihm zum Schreibtisch. Auf der Lehne schrieb er die Befehle, welche die Adjutanten mitnahmen.

Oft begab er sich auch nach einzelnen Punkten, wo gefochten ward. Sobald es

irgendwo nicht gehen wollte, wie man gehofft hatte, eilte er hin, um selbst zu sehen. Gewöhnlich begleitete ihn dann ein Theil der Offiziere. Aber auf dem Hügel blieb immer ein Depot. Selbst während des Erzherzogs Abwesenheit kamen Adjudanten, und wurden wieder abgesandt. Mehrere Ingenieur-Offiziere beobachteten unausgesetzt den Gang der Schlacht durch Fernröhren. Ich bemerkte, daß sie, wie auf einem Plan, fleißig Zeichen machten *).

Der Hügel war Massena's rechtem Flügel so nahe, daß eine Streifkugel ihn wohl hätte erreichen können. Doch soll ein Fall der Art so selten sein, daß er nicht in Berechnungen kommen kann.

Massena wollte indeß die Oesterreicher durchaus von seinem Lager abhalten.

Er verstärkte seine Truppen an der Glatt sehr beträchtlich, und führte in der Eile eine

---

*) Viele von den braven Kriegern, die damahls auf dem Hügel standen, sind nachher geblieben.

große Anzahl Batterien auf. Der Prinz von Lothringen, der sich schon dem Verhau auf dem Zürcher Berge genähert hatte, ward zurückgetrieben. Sogar die Flanke des Fürsten Rosenberg bei Seebach war bedrohet. Die Kolonne des General Hoze ward vor Schwammendingen aufgehalten. Der General war gleich bei dem ersten Angriff auf Stellbach durch eine Musketenkugel im linken Arm verwundet. Dennoch kommandirte er unter des Wundarztes Händen, bis er seine Krieger nach Schwammendingen gebracht hatte. Hier mußte er das Kommando dem Feldmarschall-Lieutenant Petrasch übergeben.

Als der Erzherzog sah, daß bei Seebach Gefahr wäre, sandte er die Infanteriedivision des Fürsten Reuß, und einen Theil der Kavalleriedivision des Fürsten von Anhalt-Köthen zur Verstärkung ab. Nun ward Seebach genommen. Fürst Rosenberg rückte vor, nahm das Dorf Oehrli-

kon weg, besetzte die Anhöhen und ein vorwärts liegendes Wäldchen.

Hier vereinigte er sich mit Petrasch. Zu diesem war das Regiment gestoßen, was vor Wallisellen zurückblieb. Oberst Plunket hatte es durch die Glatt geführt. Nun drang Petrasch so weit vor, daß seine Avantgarde fast den halben Französischen Verhau nahm, der von der Schwammendinger Straße an den Zürcher Berg hinauf läuft.

Nach der Vereinigung wurden sogleich zwischen Oehrlikon und der Straße nach Zürch 4 Divisionen Kavallerie aufgestellt. Sie waren durch eine kleine Höhe gegen alles feindliche Feuer geschützt. Wollten die Franzosen aus dem Mittelpunkt ihrer Position etwas gegen die Oesterreicher unternehmen, so hätten sie ihre Flanke angegriffen.

Die Franzosen machten diesen Versuch nicht. Aber sie griffen den Fürsten Reuß auf den Höhen von Seebach an, um so den Fürst Rosenberg zu zwingen sich von Oehrlikon zurückzuziehen. Der Angriff ward

wiederholt erneuert. Aber die Oesterreicher behaupteten sich.

Ungefähr um Mittag schien das Feuer etwas nachzulassen. Jetzt ward auch auf dem Hügel etwas kalte Küche gespeiset. Das wenige Geschirr war von Blech. Man trank aus blechernen Feldflaschen.

Der Erzherzog machte wieder eine Tour näher nach dem rechten Flügel der Franzosen. Er bemerkte, daß das Feuer auf den Haupthöhen gegen den Zürcher Berg immer auf der einen Seite des Adlersbergerhofes blieb. Es schien nicht weiter zu können.

Als er zurückkam, beschloß er das Französische Retranchement im Rücken zu nehmen. Er ließ zwei Grenadierbataillons mit dem General Hiller, und zwei Infanteriebataillons mit dem General Sebottendorf über Schwammendingen vorrücken, um den dortigen Verhau und die Verschanzungen mit dem Bajonet zu erstürmen. Der General Wallis erhielt das Kommando

über diese Kolonne und den ganzen linken Flügel.

Die Bataillons, die zum Sturm kommandirt wurden, standen nicht weit von dem Hügel.

„Kommen Sie," sagte Faßbender; „nun sollen Sie sehen, wie unsere Leute zum Sturm gehen."

Sie waren zum Theil noch mit Abkochen beschäftigt, als der Befehl kam. Alles sprang in größter Schnelligkeit vom Sitz und Kesseln auf. In einem Augenblick standen sie in Gliedern. Die Bataillone formirten sich. Mit klingendem Spiel zogen sie vor dem Hügel vorbei. Sie mußten aber links einen ziemlichen Umweg nehmen, um sich nicht dem feindlichen Feuer vor der Zeit auszusetzen.

Nicht lange nachher ließ der Erzherzog sein Pferd vorführen. Er ritt selbst mit den Grenadieren.

Als sie bei den Zürchbergerhof kamen, bewegte ihn der General Wallis sich zu

entfernen. Sie waren gerade vor dem Feuer.

„Vorwärts Kinder!" rief Wallis, indem er mit geschwenktem Degen an ihre Spitze trat.

In demselben Augenblick traf ihn eine Kartätschenkugel in den obern Schenkel.

Auf eben diesem Punkt ward bald nachher der General Hiller mit einer Musketenkugel ebenfalls durch den obern Theil des Schenkels geschossen.

Beide Generale mußten das Schlachtfeld verlassen. Ihre Wunden machten es ihnen unmöglich, zu Fuß zu fechten.

Der Angriff ward unter der Leitung des Generals Sebottendorf fortgesetzt. Die Grenadiere griffen mit dem Bajonet an, drangen in den Verhau an der Waldseite ein, und bemächtigten sich einer Schanze.

Allein hinter dem Verhau waren stärkere Verschanzungen, von denen man nicht gewußt hatte. Die Franzosen waren hier überlegen. Man mußte das weitere Vordringen aufgeben.

Sebottendorf besetzte mit einem Batail=lon den Rand des Waldes gegen den Zürch=bergerhof und stellte die übrigen Truppen bei Schwammendingen auf. Dadurch ge=wann man so viel, daß die Franzosen gegen den Prinzen von Lothringen nicht weiter vor=rücken konnten.

Unterdeß gelang es den Vorposten der Generals Hotze und Rosenberg bis auf einen Büchsenschuß weit von den Verschan=zungen zu dringen und sich dort aufzustellen.

Hier machte die einbrechende Nacht dem Gefecht ein Ende. Es war gegen zehn Uhr. In den letzteren Stunden, da schon die Däm=merung einbrach, erhielt das Schauspiel noch eine eigene Furchtbarkeit. Man sah nichts deutlich mehr, als die Blitze aus den Feuer=schlünden. Dies machte bei der immer zu=nehmenden Dunkelheit, bei der größeren Stille einen desto stärkeren Eindruck.

Während des Gefechts waren in Oehrli=kon einige Häuser in Feuer aufgegangen. Auch in Seebach schien Feuer zu sein. Diese

einzeln lodernden Flammen vermehrten das Schauderhafte des Anblicks.

Dazu kömmt der ganz eigene Einfluß der kriegerischen Musik. Nach meiner Empfindung hat sie wirklich eine Art von Zauberkraft. Sie betäubt, überstimmt die Töne der Fallenden und Klagenden, reißt unwillkührlich mit sich fort. In den Abendstunden schien auch sie mir mächtiger noch zu wirken.

Es war halb elf Uhr als ich nach Winterthur zurückritt. Damahls war auf dem Schlachtfelde Alles still. Die Truppen kampirten in ihren Stellungen.

XXIV. Brief.

Zürch, den 7ten Juni 1799.

Am Tage nach der Schlacht vor Zürch, blieben beide Armeen ruhig. Der Kampf war so heftig gewesen, daß Alles der Erholung bedurfte.

Indeß bestimmte der Erzherzog sich zu einem neuen Angriff. In der Nacht vom 5ten auf den 6ten sollten die Französischen Verschanzungen erstürmt werden. Alles war dazu vorbereitet.

In dieser Rücksicht unternahm der Erzherzog mit seinen meisten Generälen am 5ten eine Rekognoszirung.

Die Stellung der Franzosen war ungemein stark. Sie ward vertheidigt durch eine zahlreiche Artillerie, durch geübte Truppen,

angeführt von dem geschickten, muthigen, äußerst hartnäckigen Massena.

Den äußersten rechten Flügel deckten am See die Batterien von den Wällen der Stadt. Von da geht ein Bergrücken bis an den rechten Flügel ihres Verhaues auf dem Zürcher Berg. Hier ist der ganze Boden vor den Dörfern Hotlingen und Fluntern gegen Hirschlanden so durchschnitten, daß selbst Einzelne nicht ohne Mühe zu Fuß an ihre Stellung kommen konnten. Längs der Spitze des Zürcher Berges, und auf der anderen Seite des Abhangs nach der Schwammendinger Straße war ein starker Verhau, durch Schanzen und viele Artillerie vertheidigt. Vor dem rechten Flügel dieses Verhaues ist eine kleine offene Ebne. Hier konnten die Franzosen, unter dem Schutz der Kartätschen von ihren Batterien Kavallerie mit Vortheil gebrauchen. Alle Zugänge an dem Adlersberg und Dobelhof waren durch Verhaue gesperrt.

Der Mittelpunkt der Französischen Stel-

lung war auf einer tiefen und offenen Bergebne, die fast ganz abhängig gegen Oehrlikon zu herabfällt. Ihr Rand war durch elf Redouten und Fleschen vertheidigt. Diesem Mittelpunkt beinahe gegen über liegt der kleine Hügel, von dem ich am 4ten der großen Schlacht zusah.

Der linke Flügel hatte eine waldige Anhöhe, eben wie die auf dem rechten. Sie war auch eben so stark verschanzt. Dieser Flügel schloß sich rückwärts Höng mit drei Batterien, welche den Zugang längs der Limmat ganz bestrichen.

Dabei war die Position äußerst konzentrirt. Fast aus jedem Punkte konnte man die vorliegende Gegend auf mehr als eine Stunde weit übersehen.

Dennoch fand Massena jetzt nicht für gut, den abermahligen Angriff abzuwarten. Er wagte bei den Fortschritten der Oesterreicher am oberen See zu viel, wenn er es auf einen Sturm ankommen ließ.

Noch in derselben Nacht, wo Alles zum

Sturm vorbereitet war, zog er sich mit dem Gros seiner Armee aus den Verschanzungen. Als wir in Winterthur jede Minute erwarteten, die Kanonen donnern zu hören, kam die Nachricht, die Regimenter hätten auf dem Marsch Gegenbefehl erhalten.

Die Oesterreicher besetzten schon um sieben Uhr eben die Verschanzungen ohne Flintenschuß, die sie erstürmen wollten. Sie fanden noch 25 Kanonen, 3 Haubitzen und 18 Munitionskarren.

Schon vom frühen Morgen an war ein unaufhörlicher Zug von Verwundeten durch Zürch gegangen. Nun folgte denn nach und nach Alles, was zur Armee gehörte. Massena reisete um 3 Uhr mit seinem Generalstab nach Bremgarten ab. Zuvor hatte er die Kanonen auf den Wällen vernageln, die Patronen ausleeren und wegwerfen lassen. Die Infanterie von den Wällen folgte unmittelbar. Nur ein Piket Husaren blieb an jedem Thor stehen. Um halb 4 Uhr zogen auch diese ab. Der ganze

Rückzug geschah in der größten Ordnung.

Massena ließ der Munizipalität mündlich danken für ihre Freundschaft und Gefälligkeit. Er hoffte dagegen, sie werde seinen ruhigen Rückzug als einen Beweis seiner fortdauernden Gewogenheit ansehen.

Sobald die Oesterreicher merkten, daß keine Franzosen mehr auf den Wällen wären, kamen die Vorposten an die Thore. Man konnte sie nicht aufmachen. Der Kommandant der Arriergarde hatte die Schlüssel mitgenommen. Der Magistrat ließ sie mit Gewalt öffnen.

Nachmittags um 4 Uhr rückte der Fürst Rosenberg mit der Avantgarde ein. Seine Truppen besetzten sogleich die Thore und Wachtposten.

Dann zogen von verschiedenen Seiten leichte und schwere Reiterei, Infanterie, Artillerie und Uhlanen, in und durch die Stadt. Ein Theil derselben rückte vor in das Sihlfeld, und nach Windikon, Albisried und Altstädten.

Der Feldmarschall-Lieutenant Hotze eilte nun auch nach seiner Vaterstadt. Er bezog noch an demselben Abend das Quartier, was Massena vor wenig Stunden verlassen hatte.

Auch das Hauptquartier des Erzherzogs ward sogleich nach Kloten verlegt. Hier sandte die Munizipalität eine Deputation an ihn ab, der er die Versicherung seines Schutzes nochmahls wiederholte.

Wir erfuhren die Einnahme von Zürch in Winterthur noch Abends. Die Freude war allgemein. Man nannte die Besetzung der Stadt durch kaiserliche Truppen eine Befreiung. So können sich die Meinungen ändern.

Am andern Morgen kam die Nachricht, daß General Hotze schon in Zürch wäre. Nun konnte jeder mit Sicherheit hinreisen.

Ich hatte diese Tage in Winterthur neben dem großen Interesse, was mich hauptsächlich beschäftigte, noch sonst manche Unterhaltung gefunden. Meine Freunde in

Schafhausen gaben mir sehr nützliche Adressen. Man gab mir Gelegenheit, mit manchen nützlichen ökonomischen Einrichtungen bekannt zu werden. Besonders besah ich eine Bandfabrik, die zu den vorzüglichsten der Schweiz gehört. Sie zeichnet sich auch durch Wohlfeilheit des Arbeitslohns aus, durch den Gebrauch, den man schon von der Arbeit der Kinder zu machen weiß.

Am Tage nach der Schlacht beschäftigte ich mich vorzüglich mit Erkundigungen nach den Verwundeten.

Ich hatte schon öfterer gehört, daß dieser Theil der militärischen Organisation gewöhnlich sehr vernachlässigt werde. Bei der kaiserlichen Armee sollen die Anstalten noch besser sein, als bei irgend einer anderen. Allein ich gestehe Dir, sie haben mich nicht befriedigt.

Es regnete fast den ganzen Tag. Nun kamen während des Tages gegen 300 Wagen mit Verwundeten nach und nach an.

Ich kann Dir kaum schildern, wie mir bei diesem Anblick ward.

Alle, ohne Ausnahme, selbst die Offiziere, waren der Witterung ausgesetzt. Sie leiden abwechselnd von Kälte, von Hitze, Wind und Regen. Ihr Lager von Stroh muß bei der nothwendigen Erschütterung des Wagens sich sehr oft verrücken. Oft liegen sie auch so nahe bei einander auf einem Wagen, daß einer den andern berührt. Das alles muß die Schmerzen sehr vermehren.

Fast alle hatten eine bleiche Gesichtsfarbe. Man sah, daß sie litten: viele waren von Blutverlust geschwächt.

Für ihre Nahrung war, wie es mir schien, schlecht genug gesorgt. Weil die Wagen zum Theil sehr langsam fahren mußten, so litten sie besonders an Durst, ohne mit etwas zu ihrer Erquickung versehen zu sein.

Nur Offiziere und einige, besonders schwer verwundete, waren allein auf einem Wagen, und hatten ein bequemeres Lager.

Die übrigen waren zu 3, 4 ja 6 auf einem, nicht eben großen Wagen.

Und nun vollends die Zeit, die vergeht, ehe man den Leidenden zu Hülfe kömmt.

Zwar sind eine Anzahl von Wundärzten immer bei den Regimentern und Korps, die meistens auf der Stelle die gefährlicheren Wunden verbinden. Allein sie können es unmöglich bestreiten, wenn die Zahl in die tausende geht. Viele bleiben also in ihrem Blut liegen, wenn sie nicht sich fortschleppen können. Von denen, die auf dem Schlachtfeld bleiben, werden die meisten von dem gefangen, der das Schlachtfeld behauptet: und von diesen stirbt bei weiten die größte Zahl. Unter den übrigen kann die Armee, welche das Schlachtfeld einnimmt, nur wenige mit sich fortbringen. Kommen sie dann in die Positionen, oder Quartiere, so werden sie von den Wundärzten untersucht. Die, welche gefährliche Wunden haben, werden sogleich verbunden. Man bringt sie in das Hospital, oder wenn kein Hospi-

tal in der Nähe ist, in das erste Transport=hospital. Hier bleiben sie dennoch nicht, wenn die Wunden einen weiteren Transport zulassen, um den Raum nicht für die Nachrückenden zu beengen. Die leichter Verwundeten werden zuerst in dem Transporthospital verbunden. Dann gehen sie weiter an das nächste Hospital, auch wol erst an das Hauptspital.

Nach dem Hauptspital hat man gewöhnlich viele Meilen zu fahren. Wenn nun der Wirkungskreis der Armee ziemlich ausgedehnt ist, so muß man die armen Verwundeten oft zu 3 bis 4 ja noch mehreren Spitälern bringen.

Nun war in Winterthur ein solches Transporthospital. Die Verwundeten kamen aus der Schlacht alle hier an. Ich war dabei zugegen, wie viele Wagen abgeladen und wieder beladen wurden. Man sorgt natürlich immer dafür, auf jeden Tag die ungefähr nöthige Anzahl bereit zu halten. Diese Leute, die oft lange warten müssen,

welches sich nicht vermeiden läßt, werden dann ungeduldig, und vermehren die allgemeine Unlust durch ihre Klagen und ihr Murren. Es mag auch wohl sein, daß sie es die Verwundeten auf der Reise entgelten lassen, zumahl in fremden Ländern. Wenigstens habe ich mich durch eigene Erfahrung überzeugt, daß sie nichts weniger als behutsam und schonend zu fahren pflegen.

Das Abladen geht nun gut. Dann sind fast alle Verwundeten froh. Sie erhalten Erleichterung: wenigstens werden sie durch Hoffnung getröstet.

Aber wenn nun der eben Verbundene weiter gebracht wird, dann geht es an ein Klagen und Jammern, ohne Ende. Die Wundärzte versichern mich, man dürfe nicht immer glauben, daß der Klagende so viel leide. Viele, besonders die jüngeren, des Kriegs noch nicht gewöhnt, wären sehr weichlich. Andere stellten sich auch ungeberdig, in der Hoffnung, es zu bewirken, daß sie nicht weiter gebracht würden. Aber wenn

man auch etwas abrechnet, so bleibt noch immer genug übrig, um sich zu dem innigsten Mitleid bewogen zu fühlen. So viel weiß ich, es wäre mir nicht möglich, Feldwundarzt zu sein, ob ich gleich begreife, daß eine gewisse Härte ihnen eben so nothwendig ist, als dem Richter, und überhaupt einem jeden Geschäftsmann, der etwas mit der Ausführung öffentlicher Maßregeln und Vorschriften zu thun hat.

Am andern Tage ward es noch schlimmer. Nun sollten gegen Abend die gestern in dem Hospital blieben weiter gebracht werden. Mein Gott, wie klagten sie, wenn der Wundarzt sein: fertig gemacht! aussprach. Sie wurden in Winterthur sehr gut, sehr menschenfreundlich verpflegt. Die Einwohner versahen sie reichlich mit Allem. Man durfte sich also nicht wundern, daß sie schon deswegen gern blieben. Denn in den größeren Spitälern ist das natürlich nicht so.

Heute besuchte der Oberchirurgus selbst alle Kranken, und bestimmte einem jeden

sein Loos. Er bestätigte mir eben das, was mir gestern die Unterchirurgen sagten.

„Es ist nicht Mangel an Gefühl," sagte er, „was mich so anscheinend kalt macht: es ist feste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, gestützt auf so vielfache Erfahrungen. Sie glauben nicht, zu welchen Mitteln die Burschen ihre Zuflucht nehmen, um mich zu betrügen. Der eine bekömmt eine Ohnmacht, der andere will ersticken, dem dritten vergeht die Luft. Jetzt stellt sich einer, als ob er nicht auf das Bein treten kann: dann hat einer einen ganz steifen Arm — und was sie weiter für Pfiffe haben. Allein ich darf mich nicht irre machen lassen. Ich kann ziemlich bestimmt wissen, ob der Kranke wirklich viel leidet, vor allen Dingen, ob sein Zustand gefährlich ist, oder es durch den Transport werden kann. Nur diese kann ich hier lassen: es wäre pflichtwidrig, den Raum durch andere zu beengen."

Indem kamen wir zu einem schönen jungen Grenadier, der schrecklich klagte. Der

Wundarzt untersuchte seine Wunde, erkundigte sich nach allen Umständen.

„Fertig gemacht!" hieß es; und er gieng weiter.

Mitleidig sah ich auf den Verurtheilten, der in wüthende Klagen ausbrach, der Stunde fluchte, wo er die Uniform angezogen. Es ist nicht genug, sagte er, daß man schrecklich an seiner Wunde leidet; man soll noch dazu weiter geschleppt werden — Gott weiß, wie weit, und bei jeder Bewegung erneuert sich der Schmerz der Wunde.

Ich nahm einen gelegenen Augenblick wahr, den Wundarzt für den jungen Grenadier zu bitten.

„Thun Sie es nicht," sagte er. „Er hat eine Fleischwunde. Sie schmerzt sehr, aber es ist nicht die geringste Gefahr. Er hat fast kein Fieber. Ich darf ihn in der That nicht lassen."

Wir giengen weiter.

„Schauen Sie," sagte er, „dort liegt einer, der muß bleiben. Er liegt stille, aber

er hat ein heftiges Fieber. Wollte ich ihn fortsenden anstatt des schreienden jungen Menschen, so mordete ich ihn. Glauben Sie mir: Die, welche am meisten schreien sind bei weiten nicht einmahl die, welche am meisten leiden."

Wir waren am Ende der einen Reihe von Lagerstätten, als mich mit hohler Stimme jemand anrief.

„Sie! haben wir Zürch?"

Ich sah mich um. Der Verwundete hatte eine zerschossene Kinnlade. Auf seinem Gesicht war der Todeskampf. Die eine Seite des Gesichts war schon völlig schwarz.

„Ja!" sagte ich, „wir haben es. Hotze ist schon in Massena's Quartier."

„Gottlob! nun will ich gerne sterben. Hilf mir, heilige Mutter Gottes!"

O mein Bruder! welche Wunden schlägt der Krieg dem menschlichen Gefühl. Wie schwere Verantwortung liegt auf den, der ihn muthwillig beginnt.

Ich fragte den Wundarzt, ob dieser genesen könne?

„Nein! er lebt nicht bis Mitternacht; vielleicht keine Stunde mehr."

Als wir die zweite Reihe herunter waren, giengen wir wieder vor seinem Lager vorbei. Er war schon todt!

Dies ist gewiß das traurigste Loos des Kriegers. Nicht die Gebliebenen sind so sehr zu beklagen: ihr Leiden ist kurz. Aber die auf dem Schlachtfelde Verstümmelten, die dort halb todt zertreten werden, die nachher so mannichfaltiges Elend ausstehen, ehe sie von ihren Wunden geheilt werden, die oft, nur durch Versäumniß nachher Glieder oder Gesundheit verlieren — das sind die bedaurenswürdigsten Opfer des Kriegs.

Um so mehr sollte man suchen, das Uebel zu vermindern. Und in Ansehung der Verwundeten scheint dies wirklich ausführbar.

Vor allen Dingen, dünkt mich, müßte man auf dem Schlachtfelde selbst schneller für die unglücklichen Verwundeten sorgen.

Einige Wundärzte mehr — das ist die ganze Sache. Zeit genug die Verwundeten zu besorgen ist immer hinter dem Kampf. Und die Besoldung einiger Offizianten — was ist sie gegen das Leben — ich will nicht sagen von Hundert — nur gegen eben so viel Soldaten, Kopf gegen Kopf gerechnet?

Wer weiß, wie viel ein Soldat überhaupt einer Armee kostet, und vollends einer Armee, die wirklich Krieg führt — der wird hier über das Resultat nicht zweifelhaft sein. Und Soldaten, die schon gebildet, schon geübt sind, größtentheils schon gefochten haben, sind so ungemein viel mehr werth in jeder Rücksicht, als rohe, ungeübte Soldaten. Wenn man diesen, höchst relevanten Umstand, mit in die Wagschale legt, wie doppelt wichtig wird dann die Erhaltung der Verwundeten?

Ferner sollte durchaus bei jeder Armee eine Einrichtung sein, die Verwundeten vor der Witterung schützen zu können. Ich will nicht gerade bedeckte Krankenwagen haben,

wie die Russische Armee bei sich führt. Die Vermehrung der Bagage hat wieder ihre anderen, eben so großen Nachtheile. Aber ich dächte Ueberzüge von Segeltuch, über die Wagen zu spannen, ließen sich an Rollen fortbringen, ohne viel Raum einzunehmen. Ordnung und Aufsicht werden freilich dazu erfodert; aber was läßt sich bei einer Armee überhaupt ausrichten, wo diese fehlen?

Eben so müßte ein solcher Vorrath von einigen einfachen Mitteln zur Linderung und Stärkung der Verwundeten vorhanden sein, daß man, ohne große Mühe, jedem abgehenden Transport so viel davon mitgeben könnte, als ungefähr nöthig wäre, um auszuruhen bis man sich wieder aufs neue versehen könnte. Ich berufe mich hier auf die Erfahrung der Aerzte, wie unendlich viel oft bloß dadurch verloren geht, daß man dergleichen Mittel nicht schnell genug anwenden kann.

Endlich sollten diese Wagen mit Verwundeten nie allein abgehen. Jedem Trans-

port müßte beides ein Wundarzt und ein Subalternoffizier mitgegeben werden, zur Erhaltung der guten Ordnung und auf unvorhergesehene Fälle während der Reise. Wenn man es so einrichtet, daß diese Begleitung an schicklichen Stellen wechselte, so ist nicht einmahl eine erhebliche Schwierigkeit zu besorgen, die dennoch mit den größeren Vortheilen in keinem Verhältniß stehen würde.

Nur der Vernachläßigung der noch anwendbaren Vorsichtsmittel zur Erhaltung der Verwundeten ist es beizumessen, daß so viele von ihnen sterben, oder wenigstens für den Dienst verloren gehen.

Erfahrne Oesterreichische Wundärzte haben mich versichert, von allen Verwundeten sterben ihnen in Durchschnit die Hälfte, wo nicht physisch, doch militärisch: bei anderen Armeen aber vielleicht zwei Drittheile. Ueber das Verhältniß bei anderen Armeen kann ich nicht urtheilen, weil ich es nicht untersucht habe. Allein Sachkenner haben mir

eingeräumt, daß diese große Sterblichkeit nicht von der Gefährlichkeit der Wunden an sich herrührte. Bei einer vorsichtigen, sorgfältigen Behandlung soll man wenigstens die $\frac{2}{3}$ wo nicht die $\frac{3}{4}$ der Verwundeten retten können. Ich bitte Dich, welche wichtige Resultate gäbe das schon allein für eine große Armee? Die Rekrutirung würde dadurch um $\frac{1}{6}$ vielleicht um $\frac{1}{4}$ der Zahl nach vermindert; und dieses $\frac{1}{6}$ oder $\frac{1}{4}$ wäre dem Kriegsgehalt nach vielleicht noch einmahl so viel werth.

Uebrigens habe ich einen Maßstab gefunden, die Zahl der Todten aus der Zahl der Verwundeten zu berechnen. Ich bin freilich nur durch ein Ungefähr darauf gekommen: allein erfahrne Offiziere, die viele Feldzüge mitmachten, halten ihn für ziemlich sicher. Ich rechne nämlich auf 2 Verwundete einen Todten. Die Sache ist von großer Wichtigkeit. Denn die Verwundeten kann man immer zählen: die Todten sehr selten.

Von den Verwundeten kann man rechnen, daß nachher wenigstens die Hälfte stirbt, oder für den Dienst verloren geht. Also kann ein Feldherr seinen Abgang mit Sicherheit allemahl nach den Verwundeten, die vom Schlachtfeld kommen, berechnen, nämlich auf $^2/_3$ der ganzen Anzahl.

Natürlich sind die Gefangenen, oder, wie es in der Deutschen Kunstsprache schon seit undenklichen Zeiten richtiger heißt, die Vermißten, darunter nicht begriffen. Allein hier fehlt es auch ganz an einem Maßstab zu Berechnungen. Denn für die Schätzung der Feigheit und Ungeschicklichkeit haben wir noch keine mathematische Formeln.

Nach diesen Grundsätzen berechnete ich den Verlust der Oesterreicher in der Schlacht vom 4ten Juni auf 1800 Mann an Todten und Verwundeten, weil die Letzteren nach den Listen der Hospitäler 1200 betrug. Wie viel Gefangene die Franzosen machten, kann ich nicht genau bestimmen. Nach ihren eigenen Berichten waren es 1200; auch

dies ward nur dadurch verursacht, daß sich ein Korps der Vorposten zu nahe an den Feind wagte. Den Verlust der Franzosen gaben die Oesterreicher auf 4000 an Todten und Verwundeten an; Gefangene machten sie 500. Die Angaben über die Todten und Verwundeten des Feindes sind aber nie zuverlässig. Es fehlt an allen hinlänglichen Daten. Nur wenn man seine hinterlassenen Todten auf dem Schlachtfeld beerdigt und sich die Mühe giebt, sie zu zählen, kann man mit einiger Zuverläßigkeit die Verwundeten wenigstens auf das Doppelte setzen, und danach den ganzen Abgang berechnen.

Dies vorausgesetzt, sind freilich die Berichte keiner kriegführenden Partei zuverlässig: auch die Oesterreichischen nicht. Man hat gegen mich behauptet, es sei nicht rathsam, den Verlust genau anzugeben, um nicht nachtheilige Vorstellungen zu erregen. Ich gestehe Dir, daß ich das nicht zu beurtheilen vermag. Mich dünkt vielmehr, man wage

nichts dabei, die Wahrheit zu gestehen. Im Gegentheil, wenn der Feind aus solchen Angaben Schlüsse zieht, so scheint sogar Gewinn dabei zu sein, von ihm für minder stark gehalten zu werden, als man wirklich ist. Und wenn niemand unsere Angaben für wahrhaft hält, wozu nützen sie denn überall?

Indeß fand ich bei meiner Ankunft in Zürch, daß die Franzosen der ganz entgegengesetzten Meinung sind. Massena hatte seinen eigenen Verlust so unglaublich verkleinert, den der Oesterreicher so über alles Verhältniß vergrößert, daß man in Zürch den Erfolg nicht begreifen konnte. Es schien wirklich auffallend, daß er sich bei immerwährenden Vortheilen über den Feind dennoch entschloß ihm seine feste Position, die Stadt, einen nicht unbeträchtlichen Strich Landes zu überlassen.

Gleichwol war es so. Der Besitz von Zürch gab den Kaiserlichen einen festen Punkt

in der Schweiz, von welchem aus sie mit Erfolg sich weiter ausbreiten konnten.

Diese Ueberzeugung hatten wir alle, die jetzt dem Hauptquartier folgten, und uns so lebhaft für den Fortgang der kaiserlichen Waffen interessirten. Steiger sagte mir noch bei der Abreise aus Winterthur: „ist „der Erzherzog jetzt nur stark genug, so sind „die Franzosen in vierzehn Tagen aus der „Schweiz.“

Wir reiseten schon heute Nachmittag hieher. Der Weg gieng jetzt über Kloten, wo schon das Hauptquartier sich befand. Er führte dicht vor der Glattbrücke vorbei, über welche die kaiserliche Armee am 4ten zur Schlacht zog. Weiterhin bemerkte man, in einer geringen Entfernung vom Wege, nur zu deutliche Spuren der Schlacht; näher bei Zürch auch mehrere Folgen der unvermeidlichen Verheerung des Feuers.

Ich kann Dir nicht sagen, mit welcher innigen Freude ich meine Freunde wieder sah. Was hatte ich für sie gefürchtet, wie

ich sie jenseits des Berges wußte, den wir nur durch eine gewonnene Schlacht erstei- gen konnten! Wie lebhaft fühlte ich für sie alle Schrecknisse des Zustandes einer Stadt, die im Sturm genommen wird. Schon hatte ich darauf gerechnet, meine drin- genden Fürbitten bei mehreren kaiserlichen Befehlshabern würden ihnen vielleicht nützen.

Aber meine Besorgnisse waren alle ver- gebens. Die Stadt hatte nicht einmahl während der letzten Zeit des Aufenthalts der Franzosen besonders gelitten. Die Requisi- tionen, die Foderungen aller Art hatten eher abgenommen. Es schien, als dächten die Franzosen schon darauf, sich die Einwohner für künftige Ereigniße minder abgeneigt zu machen.

Jetzt fand ich denn bei meinem Freund Füeßli, der mich auch diesmahl in seinem Hause aufnahm, nicht wie sonst Franzosen im Quartier. Ich fand an ihrer Statt einen kaiserlichen Hauptmann, den Herrn

von Romberg, einen wackeren Mann, von dessen Umgang ich mir für die Zeit, die ich hier zubringen werde, viel Vergnügen verspreche.

XXV. Brief.

Zürch, den 13ten Juni 1799.

Nein, lieber Freund! Sie dürfen nicht glauben, daß Massena die Schweiz räumen wolle, weil er Zürch verlassen hat. Nichts weniger. Er hat eine neue Stellung eingenommen, nicht minder fest als die vorige.

Er hat sich gleich jenseits Zürch auf dem Bergrücken gesetzt, der aus dem Kanton Swyz unter dem Namen Albis und Urtli, parallel mit dem Zürchersee und der Limmat von Südosten nach Nordwesten läuft. Bei Baden, wo er sich allmählig neigt, schließt er sich an den Lägenberg, das Ende des Jura an. An den Albis aber stößt wieder die Bergkette, welche Lecourbe besetzt hält, nachdem er genöthigt ward Glarus und Uri zu

verlassen, nämlich über die Josterhöhe, den Rigi, den Seelisberg bis Grinsal. So ist die ganze Französische Macht in der Schweiz verbunden, und im Stande sich hülfreiche Hand zu leisten.

Zürch gegen über ist der Urtli 1521 Fuß über den Zürchersee erhaben; weiterhin, wo die Straße nach Luzern darüber geht 1235 Fuß. Die ganze Länge gegen Osten ist sehr steil, an vielen Orten ganz unersteiglich. Von der Fronte ist die Position fast unbezwingbar. Die Franzosen verstärken sie überdies noch durch Verhaue und Schanzen, allerwärts, wo Wege hinauf führen.

Das einzige Mittel ihn zu nöthigen sich hier zurück zu ziehen, scheint daher ein Uebergang über die Limmat und die Aar zu sein. So allein könnte er umgangen werden.

Wahrscheinlich war es daher nur eine Demonstration, daß ein Theil der Oesterreichischen Avantgarde unter dem General Fürst Rosenberg, am 8ten Nachmittags die Französische Fronte angriff, da wo

der Weg nach Bremgarten über den Berg führt. Auch war das Gefecht von keiner Bedeutung. Anfangs rückten die Oesterreicher bis über Albisrieden vor. Allein als der General Soult die gewichene Französische Halbbrigade verstärkte, wurden die Oesterreicher wieder zurückgetrieben. Beide Theile nahmen ihre vorigen Stellungen wieder ein, nachdem sie, jeder einige hundert Mann eingebüßt hatten.

Indeß gab mir das Gefecht eine unverdächtige Gelegenheit, die Gesinnungen der Zürcher kennen zu lernen. Es scheint mir ausgemacht: die große Mehrheit ist hier, wie in Winterthur und Schafhausen, entschieden für die Kaiserlichen. Sie hoffen von dem Fortgang ihrer Waffen die gänzliche Befreiung von dem Französischen Joch, die Wiederherstellung einer Verfassung, die ihrer Neigung, ihrer Lage angemessener ist.

Wenn einige Einzelne anders denken, so ist das noch größtentheils eingeflößten Vorurtheilen zuzuschreiben, die sich ohne Zweifel

verlieren werden, jemehr die Schweizer durch eigene Erfahrung die treffliche Disciplin bei der Armee des Erzherzogs kennen lernen. Nur solchen Verführungen ist es zuzuschreiben, daß der Erzherzog noch aus Paradis am 27sten Mai eine Proklamation gegen das Schießen auf die Oesterreicher aus den Häusern erlassen mußte, daß es einer eigenen Proklamation bedurfte, um das unsinnige Gerücht zu widerlegen, daß die junge Mannschaft in den besetzten Oertern der Schweiz mit Gewalt zum kaiserlichen Kriegsdienst ausgehoben würde.

Noch viel weiter sind die Franzosen mit solchen Ausstreuungen gegen die Russen gegangen, die man als Hülfstruppen der Kaiserlichen in der Schweiz erwartet. Sie haben den guten Schweizern die lächerlichsten Fabeln aufgebürdet: und unglücklicher Weise haben diese Lügen nur zu viel Eingang gefunden, weil sie vielleicht mit älteren Nachrichten aus der Zeit übereinstimmen mögen, wo die Russen noch auf einer niedrigeren

Stuffe der Kultur unter den Europäischen Völkern standen. Indeß bin ich in der That nicht ohne Furcht vor den nachtheiligen Folgen eines solchen Vorurtheils, wenn einst die Russen wirklich in die Schweiz kommen*).

Dagegen ist auf der anderen Seite das jetzige Schweizerdirektorium in einem Grade verhaßt, den Sie sich kaum vorstellen können. Man betrachtet es allgemein nur als ein blindes Werkzeug in den Händen der Französischen Regierung.

So übersieht man, daß es in der That seiner Selbsterhaltung wegen jetzt zu manchen Maßregeln gezwungen wird. Denn wer will mit den Mitgliedern darüber rechten, wenn sie, nach ihrer Ueberzeugung, ihr Sistem dem Staat noch immer zuträglich finden?

So wie die Gefahr näher kam, stiegen auch alle strenge Maßregeln. Die gesetzge-

*) Der Erfolg hat diese Besorgniß leider nur zu sehr bestätigt.

benden Räthe beschlossen am 18ten Mai, ganz Helvetien solle sich in ein Läger umbilden, alle Bürger zum Aufbruch bereit sein. Die außerordentliche Polizeivollmacht des Direktoriums ward um sechs Wochen verlängert. Die strenge Aufsicht auf die Fremden, die Verhaftung aller vermeintlich Verdächtigen, schien mehr als je zur Tagesordnung zu gehören.

Dabei suchte man sich vergebens gegenseitig Muth einzusprechen, neue Hoffnungen einzuflößen. Der gesetzgebende Rath hatte am 22sten allen obersten Gewalten untersagt, ohne ausdrückliches Dekret der Gesetzgebung Luzern zu verlassen. Am 27sten ward schon das Direktorium eingeladen, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, daß die höchsten Autoritäten vereinigt von Luzern abreisen könnten. Darauf ward schon am folgenden Tage, auf ein Schreiben von Massena, die Verlegung der Regierung nach Bern beschlossen; die abwesenden Repräsentanten wurden zurückberufen. Drei Tage nachher ver-

ließen die obersten Autoritäten Luzern. Die gesetzgebenden Räthe eröffneten am 3ten Juni ihre Sitzungen in Bern, indem sie erklärten, die Fränkischen und Helvetischen Truppen hörten nicht auf sich um Helvetien verdient zu machen. Aber die große Mehrheit ihrer Mitbürger widersprach ihnen laut genug.

Weniger, als ich es erwartet hatte, fand ich jetzt das Französische Militär gehaßt. Sei es, daß sie sich in der letzteren Zeit besser betrugen, oder daß die Einwohner sich mehr an ihre Art gewöhnten — ich hörte in Zürch nicht viele Klagen. Besonders wußte man es ihnen Dank, daß die Offiziere so gute Mannszucht hielten, da sie doch schon wußten, daß sie Zürch räumen müßten.

Aber schnell war sie allerdings die Veränderung! Am Sonntag, den 9ten Juni, gab die Stadt den kaiserlichen Offizieren zu Ehren einen Ball in eben dem Saal, wo noch vor acht Tagen die Franzosen tanzten. Ich konnte mich dieser Betrachtung über die Veränderlichkeit der menschlichen Schicksale

nicht erwehren. Dennoch schienen wenige der Anwesenden diese Idee zu theilen. Froh und sorglos überließen sie sich dem Genuß des Augenblicks. Nur ein ältlicher Offizier sagte, indem er mich an das Fenster zog: „mir ist „doch nicht recht wohl zu Muth, so lange „ich die Franzosen hier gerade gegen über „auf dem Urtli sehe. Haben wir sie erst von „dort weg, so tanze ich wol selbst noch „mit *).“

In eben dem Zimmer, wo vor wenig Tagen Massena seine Generalsbefehle gegeben hatte, lag auch jetzt Hotze an seiner Wunde. Aber dieser wackere, tapfere Mann überhob sich nicht seines Sieges. Stets belagert von der Partie von Schweizern, die alles Alte wieder herstellen wollten, die nur zu oft zu gewaltsamen Schritten, zu Verfolgungen der anders Denkenden riethen — lieh

*) Bekanntlich redete er nur zu wahr. Die Franzosen blieben in dieser Stellung, und man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, sie haben von dem Urtli aus, Europa umgeformt.

er ihnen dennoch nicht sein Ohr, wenigstens nicht seinen Arm.

Ich werde niemahls vergessen, wie gut er es aufnahm, als ich, an seinem Bette sitzend, eben an dem Tage jenes Balls, gegen einige Schweizer Offiziere mit Wärme vertheidigte, was ich für die Sache der Weisheit und der Menschlichkeit hielt.

„Ew. Excellenz", sagte ich, „sind ein „zu tapferer Krieger, und ein zu guter Schwei„zer, um gegen Verirrte je anders als milde „und großmüthig zu handeln, wenn sie nicht „sich der jetzt einzuführenden Ordnung wi„dersetzen. Und das wird in der Schweiz ge„wiß nicht der Fall sein."

„Nein!" antwortete er ganz bestimmt, indem er mir zum Zeichen seines Beifalls die Hand reichte. „Ein solches Zeugniß eines „unparteiischen Fremden bestärkt mich noch „mehr in meiner Ueberzeugung. Sein Sie „versichert, daß sie nie wanken wird."

Inzwischen bestimmte mich diese Unterredung einen Versuch zu machen, ob ich der

geliebten Schweiz, noch ehe ich sie gesegnete, vielleicht einen erheblichen Dienst leisten könnte.

Ohne übertriebene Anmaßung durfte ich mir eine ruhigere Ueberlegung, eine größere Unparteilichkeit zutrauen, als den meisten von denen, die sich jetzt mit der künftigen Organisation der Schweiz beschäftigten. Unter solchen Umständen sieht ein Fremder, der nur einige Lokalkenntniß hat, manchmahl am richtigsten; wenigstens kann er auf Ideen führen, die eine sorgfältigere Entwicklung verdienen. Dazu kam, daß ich die Schweizer während der Revolution sorgfältig beobachtet hatte, mit einsichtsvollen, wackeren Männern von allen Sistemen bekannt war, mich viel mit Nachdenken über diesen Gegenstand, auch in allgemeiner wissenschaftlicher Rücksicht, beschäftigte.

Ich wagte es darauf, gleich am folgenden Tage in das Hauptquartier zu gehen, um zu erfahren, ob es angelegt wäre, wenn ich, ein ganz unbefangener Fremder, der die Schweiz sorgfältig beobachtet hätte, meine

Ideen überreichte, über das, was nach meiner besten Einsicht, jetzt für die Schweiz geschehen müßte, in Verbindung zugleich mit dem wahren Interesse des kaiserlich-königlichen Hofes?

Die Antwort war überaus günstig, ich möchte sagen, schmeichelhaft.

Sie können denken, mein würdiger Freund, mit welchem Eifer ich mich an die Arbeit machte! Wie oft haben Sie nicht selbst in meinen Jugendjahren diesen Trieb bei mir ermuntert, Gutes zu wirken, um des Guten willen, ohne alle Rücksicht auf uns. Natürlich war das hier ganz der Fall.

Ungewiß, ob ich je durch meinen Aufsatz wirklich etwas von meinem Zweck erreichen werde, finde ich doch schon hinreichende Belohnung in dem Bewußtsein, diesen Zweck gewollt zu haben.

Vielleicht interessirt es Sie den Aufsatz zu lesen: ich weiß ja, daß Sie keinen unzeitigen Gebrauch davon machen*).

*) Eben weil der Druck dieses Memoire durch die nach-

„1) Von den jetzigen Regierungen in den Kantonen der Schweiz läßt sich nicht allgemein vermuthen, daß sie gegen die Oesterreicher, noch weniger, daß sie der Französischen Revolution zugethan sind. An vielen Orten haben die Mitglieder, woraus sie bestehen, hauptsächlich die Absicht gehabt, Uebel nicht ärger zu machen, und aus dieser Ursache sich diesem Geschäfte unterzogen. Dagegen darf man als ausgemacht annehmen, daß die, welche eigentliche Revolutionaire und durch die Stimme des Publikum der Verachtung und der allgemeinen Abneigung übergeben werden, die Ankunft der Oesterreicher nicht abwarten, und sich vorher durch die Flucht der etwanigen Rache ihrer Mitbürger entziehen werden."

„2) Rache oder Verfolgung gegen die

---

her so sehr veränderten Umstände ganz unbedenklich ward, ließ ich ihn nachher, jedoch ohne Namen, in dem Deutschen Magazin für 1800 drucken, und glaube mich jetzt ungescheut öffentlich dazu bekennen zu können.

Mitglieder der bisherigen Regierung in den einzelnen Kantonen würde daher sowol ungerecht als unweise sein. Man würde Leute gegen die gute Sache sich aufzulehnen zwingen, die bisher ihr ergeben gewesen, oder doch jetzt ohne große Widersetzlichkeit ihre Irrthümer verlassen würden. Und unter diesen befinden sich gerade manche der tauglichsten Männer, die der Schweiz von unendlichem Nutzen sein und die großmüthigen Absichten des Erzherzogs vor andern befördern könnten."

„3) Von den zu dem Direktorium gehörigen Personen und den Mitgliedern der gesetzgebenden Räthe gilt ungefähr eben das, was von den Regierungen in den einzelnen Kantonen behauptet ist. Man wird also auch hier nicht in die traurige Nothwendigkeit gesetzt sein zu strafen, weil die Schuldigen von selbst sich der Ahndung entziehen werden."

„4) Das Volk wird fast allenthalben die Oesterreicher als Befreier mit Freuden

aufnehmen. Wenn in einigen Gegenden heimliche oder offenbare Freunde der Franzosen noch sein sollten, so ist ihre Zahl so unbeträchtlich, daß man weder etwas von ihnen zu fürchten hat, noch Sicherheits halber strenge Maßregeln gegen sie ergreifen darf. Auch diese unglücklichen, meistens verleiteten Menschen, werden durch Schonung sicher gewonnen. Härte würde sie erbittern, und muß daher auf den Fall eingeschränkt werden, wo ihre feindselige Gesinnung wirklich in friedestörende Thaten ausbrechen sollte."

„5) In Absicht auf die künftige Regierungs-Einrichtung giebt es drei verschiedene Parteien. Die eine, welche in den Städten ohne Vergleich die zahlreichste ist, und vielleicht selbst auf dem Lande in den meisten Kantonen die Mehrheit für sich hat, will Alles auf den alten Fuß wieder hergestellt wissen, vielleicht aus überschwenglicher Gnade, mit Abstellung einiger, gar zu auffallender Mißbräuche. Die zweite, welche gerade der ersten entgegen strebt, will die

jetzige Konstitution beibehalten wissen, jedoch mit Aufhebung des Traktats mit Frankreich und mit gänzlicher Entfernung alles Französischen Einflusses, den fast jeder Schweizer jetzt als ein wahres Unglück betrachtet. Die dritte, welche einen vorsichtigen Mittelweg gehen, und dadurch den sonst kaum vertilgbaren Saamen des Mißtrauens und der inneren Uneinigkeit ersticken möchte, will die Wiederherstellung der alten Regierung in den einzelnen Kantonen, ungefähr auf den ehemahligen Fuß; sie wünscht aber zugleich, daß die ehemahligen Unterthanen in Zukunft, wie mittelst der Revolution, eigene Kantone ausmachen, und daß die ganze Schweiz in auswärtigen Angelegenheiten, im Kriegswesen, in allgemeinen Polizeisachen, und in Beilegung der Streitigkeiten der Kantone unter sich, durch einen beständigen Kongreß repräsentirt werde, welcher dem ganzen Sistem mehr Einheit und Haltbarkeit gebe. Diese Partei, welche jetzt die schwächste der Zahl nach scheint, ist gleichwol durch Ta-

lente und Einfluß ihrer Anhänger eigentlich die mächtigste, da es ihr nicht entstehen kann, bei weiten die meisten von den beiden andern Parteien gleichfalls zu gewinnen."

„6) Alle diese verschiedenen Parteien bestreben sich jetzt schon, und werden sich immer eifriger bestreben, so wie die Oesterreichische Armee weiter vorrückt, den Erzherzog für sich einzunehmen. Insonderheit aber wird die erste geschäftig sein, in diesem Augenblick die provisorische Regierung nach ihren Wünschen einzurichten, auch, wo möglich, gelegentliche Verfolgungen und Verhaftungen der sogenannten Patrioten zu bewirken. Sie will überdies, um ihrer Sache desto sicherer zu sein, alle Personen in Zukunft von der Regierung ausgeschlossen wissen, die, wiewol oft aus sehr guten und weisen Gründen, während der einmahl nicht mehr aufzuhaltenden Revolution, an öffentlichen Geschäften einigen Theil nahmen. Diese Partei dringt daher vor allen Dingen auf die Wiederherstellung der ehemahli-

gen städtischen Verfassung ihrem ganzen Umfange nach, weil dadurch die Frage von wesentlichen Verbesserungen zugleich präjudizirt ist. Die zweite und dritte Partei hingegen, die sich vor der Hand nur auf bloße Wünsche reduzirt sehen, haben für diesen Augenblick ein gemeinschaftliches Interesse, so sehr es in der Folge auch immer sich trennen mag. Sie sind zufrieden wenn sie nur nicht verfolgt werden, und wenn die provisorische Regierung ungefähr in der gegenwärtigen Form bleibt, um einen gänzlichen Umsturz und gefährliche Verwirrung zu vermeiden."

„7) Sobald die Schweiz von den Franzosen ganz befreiet sein wird, oder diese wenigstens bis in die Gebirge des Jura zurückgedrängt sein werden, muß nothwendig etwas für die Anordnung der künftigen Regierung der Schweiz geschehen. Man kann damit nicht warten, bis zum allgemeinen Frieden, denn dabei würde das innere Wohl des Landes sehr leiden, und das Haus Oe-

sterreich würde eine sehr erwünschte Gelegenheit verlieren, sich einen wohlthätigen Einfluß auf die Konstitutionirung der Schweiz zu verschaffen."

„8) Nach dem ganzen Geist und Gang des gegenwärtigen Krieges, nach den Proklamationen des Erzherzogs, nach seinen gerechten und großmüthigen persönlichen Gesinnungen, selbst nach dem wahren Interesse des Hauses Oesterreich darf man wol nicht fürchten, daß dieses mächtige Reich noch irgend eine Vergrößerung in der Schweiz wolle. Es ist also zu vermuthen, daß der Befreier der Schweiz bloß die gedoppelte Absicht habe, die Franzosen für jetzt aus der Schweiz zu verjagen, und dieser Republik behülflich zu sein, daß sie eine Konstitution sich gebe, wobei sie in Zukunft ihrer bisherigen Freiheit ungestört genieße, und ferner der strengen Neutralität sich erfreue, welche für Frankreich und für Oesterreich sehr glückliche Folgen gehabt hat."

„9) Jedoch auch unter dieser Voraus-

setzung ist es unumgänglich nothwendig, daß der Antrieb zur Errichtung einer solchen Konstitution von dem Erzherzoge Karl komme. Hier sind die Rathschläge der Politik und die Stimme der Menschlichkeit auf das genaueste vereinigt. Wenn man die Schweizer ganz und gar sich selbst überlassen wollte, so würde nichts, als die schrecklichste Verwirrung und Anarchie entstehen, und die Oesterreichischen Truppen würden unvermerkt in einen verderblichen inneren Krieg hineingezogen werden."

„10) Es scheint daher, neben der Anordnung einer provisorischen Regierung in jedem von den Franzosen befreieten Kantone, welche bisher von Seiten der Armee mit musterhafter Vorsicht geschehen ist, sobald die Franzosen bis an den Jura getrieben sind, eine Einladung des Erzherzogs nothwendig, wodurch alle jetzt bestehenden 18 Kantone aufgefodert werden, jeder in möglichst kurzer Zeit 3 Deputirte nach Zürch zu senden, um dort sich selbst mit voriger Freiheit

einer der ganzen Schweiz, als einer gemeinschaftlichen Republik, angemessene Konstitution zu geben. Der Erzherzog müsse der Versammlung bloß seinen Schutz versprechen, und zur etwaigen Regulirung der das Haus Oesterreich interessirenden Punkte einen Kommissär zu Zürch ernennen. Dieser könnte denn mittelbar sich leicht den zum eigenen Besten der Schweiz nöthigen Einfluß auf die Versammlung der Deputirten verschaffen."

"11) Es wäre freilich in manchem Betracht vielleicht besser, wenn der Kommissär der Oesterreichischen Regierung eine unmittelbare Stimme und Mitwirkung hätte. Allein nach dem gewöhnlichen Charakter der Menschen und der bisherigen Eifersucht der Schweizer auf ihre Freiheit, ist es glaublich, daß nie eine andere Konstitution allgemeinen Beifall erlangen und als frei gelten wird, als welche sie sich selbst geben. Der Kommissär der Oesterreichischen Regierung würde sich daher öffentlich nur auf vertrauliche Rathschläge einzuschränken haben. Es kann ihm

aber bei der gegenwärtigen Lage der Umstände, und bei einer vorsichtigen Amtsführung, nicht entstehen, daß er nicht einen entschiedenen Einfluß in allen Stücken erlangte, und wahrscheinlich bei entstehenden Streitigkeiten in der Versammlung zum Schiedsrichter gewählt würde."

„12) Um das allgemeine Zutrauen desto mehr zu befestigen, wäre es vielleicht gut, wenn in dieser Einladung zugleich feierlich versichert würde, daß das Haus Oesterreich sich in der Schweiz nicht vergrößern wolle. Vielmehr wäre der Republik die Versicherung zu ertheilen, daß solches ihre Neutralität garantiren, alle bisherigen freundschaftlichen Verhältnisse mit ihr wieder herstellen, und die Truppen zurückziehen wolle, sobald, nach dem zu erwartenden Frieden, die Grenze für sicher zu achten wäre."

„13) Die Art der Wahl zu dieser ersten Versammlung müßte in der Einladung nothwendig bestimmt werden, weil auch hierüber, ohne eine Vorschrift der militärischen Ge-

walt, unübersehbare Streitigkeiten entstehen würden. Alles wohl überlegt, möchte es noch am rathsamsten sein, die Deputirten durch Wahlmänner ernennen zu lassen, die ihres Orts, in jedem Kanton nach Zahl der Hausväter zu wählen wären, etwa je von 250 Hausvätern ein Wahlmann. Ob man in Ansehung der Personen der Wahlmänner die vollkommenste Freiheit lassen, oder bestimmen sollte, daß sie nur aus den Hauptörtern der Kantone genommen werden könnten, ist eine schwere Frage. Indeß scheint es, daß hier die größte Freiheit doch die weiseste Maßregel ist. Nur wäre es zu Verhütung alles Argwohns gut zu bestimmen, daß die Mitglieder der bisherigen gesetzgebenden Räthe nicht zu Deputirten der ersten Kongreßversammlung sollten gewählt werden können."

„14) In der Einladung wäre ferner, jedoch mit möglichster Behutsamkeit und gleichsam nur als eine Vermuthung anzuzeigen, daß der Erzherzog (denn es ist immer besser, daß Er als kommandirender General

rede, als daß das Haus Oesterreich rede) glaube, die Konstitution werde nur die eigentlich gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Schweiz, als einer Republik, betreffen, und hingegen die innere Verfassung jedes Kantons, den Einwohnern selbst überlassen. Nach den vielfachen traurigen Erfahrungen der Schweiz, insonderheit in den letzten Jahren, steht es zu erwarten, daß jeder Kanton seine innere Verfassung so ziemlich zur Zufriedenheit beider Theile bestimmen werde. Auf allen Fall wäre der Kongreß befugt, die Streitigkeiten zu schlichten, welche sich deß ungeachtet noch ergeben möchten."

„15) Wahrscheinlich werden dann die kleinen Kantone Zug, Uri, Glarus, Schweiz, Unterwalden, Appenzell, ihre Landesgemeine und übrige Einrichtungen so wieder herstellen, wie sie seit Jahrhunderten bestanden sind. In den Kantonen Schafhausen, Solothurn, Luzern und Freiburg werden wenige Schwierig-

keiten eintreten. Die Kantone Bern, Zürch und Basel hingegen, könnten dem fernern Mißvergnügen wohl nur durch zwei Veranstaltungen zuvor kommen, die freilich in allen 7 großen Kantonen zu wünschen wären, da die einfacheren 6 kleinen auch ihrer nicht einmahl bedürfen. Diese Veranstaltungen sind die Eröffnung des Bürgerrechts der Hauptstädte, und die Errichtung eines allgemeinen, von der Regierung unabhängigen Tribunals. Jeder andere Einwohner eines Schweizer Kantons, der sich in der Stadt ankauft oder in derselben zwar nur niederläßt, aber doch in einem gewissen Bezirk um dieselbe ein Gut kauft, müßte nach dieser Idee das Bürgerrecht gewinnen, und in dieser Stadt zu Allem gelangen können. Und dann sollte in jedem Kanton ein allgemeines Gericht über die Streitigkeiten in letzter Instanz erkennen, theils als Appellationsgericht, theils als Obergericht, wo der Streit Mitglieder der Regierung beträfe. Der Zürcher Magistrat wird nie wieder für

unparteiisch gehalten werden, wenn er in Prozessen zwischen Männern seines Mittels und den Seebauren erkennt: aber dergleichen Keim zu künftigen Unruhen zu ersticken, ist eben eine der ersten Angelegenheiten der neuen Regierung. Das geschieht am besten durch ein von Stadt und Land gemeinschaftlich besetztes Tribunal, das sich nur zu gewissen Zeiten im Jahre versammelte, und auch nicht sehr kostbar sein würde."

„16) So sehr es zu wünschen wäre, daß diese Ideen durch die Erklärung des Willens des Erzherzogs eine gewisse Sanktion erhielten, so dürfte das gleichwol nicht zu rathen sein, weil die einzelnen Kantone diesen Wink schon als eine Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten ansehen, und der Einrichtung vielleicht schon um deswillen abgeneigt sein würden. Daher wären sie in der Einladung auch nicht einmahl zu nennen, sondern nur durch gelegentliche Aeußerungen gegen die besten Bürger eines jeden Kantons in Umlauf zu bringen, und durch die Be-

mühungen des kaiserl. Kommissärs von dem Kongreß aus zu unterstützen."

„17) Aber das ist eine andere Frage, ob man in der Einladung nicht auf eine veränderte Bestimmung der künftigen Grenzen der Kantons hindeuten müßte. Es scheint kaum möglich, daß die Kantons sich darüber unter sich jemahls vereinigen können, ohne daß ihnen der kommandirende General zu Hülfe kömmt. Denn die Leute, die Unterthanen gewesen und nachher frei geworden sind, werden niemahls unter ihr voriges Verhältniß zurückkehren wollen. Wirklich war das Verhältniß in einigen Gegenden sehr unförmlich, indem dergleichen Unterthanen sogar mehreren, und bis acht, ja zwölf Kantonen unterworfen waren. Auch läßt es sich nicht läugnen, daß eben diese Provinzen nicht vorzüglich regiert waren, weswegen die Eingebungen der Französischen Revolutionsapostel hier am ersten Eingang fanden."

„18) In diesem Falle sind die neuen

Kantons Argau, Baden, Thurgau, Sentis, ein Theil von Linth, Bellingone, Lugano, das halbe Wallis und Leman. Alle diese Lande waren in Rücksicht auf innere Verfassung auf eine sehr mannichfaltig verschiedene Weise organisirt, und standen alle in einer, nur den Graden nach ungleichen, Unterwürfigkeit gegen die anderen, älteren Kantons. Die Regierungen dieser letzteren hatten in der Regel keine erhebliche Vortheile von dieser Verbindung, und den Einkünften des herrschenden Staats wuchs dadurch kaum einiger Vortheil zu. Das einzige Interesse dieser Oberherrschaft war das Herrschen selbst, welches die regierenden Familien selbst oder durch ihre Klienten, als Landdröste oder Amtmänner ausübten. So fest sie an dieses halten mögen, und so unbezweifelt es scheint, daß sie deshalb jene alte Verbindung werden wieder herstellen wollen, so wenig darf doch wol die künftige Ruhe dieser Laune, ob sie gleich rechtlichen Grund für sich hätte, aufgeopfert werden. Denn was auch zu An-

fang der Revolution gewaltsamer Weise eingeführt ward, und wenigstens nicht auf die Art hätte geschehen sollen, läßt sich dennoch jetzt nicht Alles wieder auf den vorigen Stand zurückbringen, weil einmahl durch die Revolution eine wesentliche Veränderung in der Lage der Dinge bewirkt ist."

„19) Die Kantons Argau und Baden dürften daher als ein neuer Kanton anzusehen sein, welcher etwa den Namen Erguel wieder erhalten könnte. Der Kanton Thurgau und diejenigen Distrikte des Kantons Sentis, die nicht zu Appenzell und St. Gallen gehören, sofern der Fürst von St. Gallen in seine alten Rechte wieder hergestellt werden sollte, welches doch auch große Schwierigkeiten haben dürfte, würden abermahls einen neuen Kanton ausmachen, dessen Hauptort die Stadt St. Gallen wäre. Derjenige Theil des Kanton Linth, welcher nicht zu den alten kleinen Kantons gehörte, müßte sich, nach dem Willen der Wahlversammlungen, entweder zu einem derselben

schlagen, oder mit zu Thurgau gelegt werden. Das letztere scheint das beste, mit Ausnahme der Oerter um den Zürcher-See, die zu Schweiz kommen würden.

„20) Wallis macht einen eigenen Kanton aus, da die Unterwürfigkeit des oberen Wallis unter das untere nicht wieder hergestellt werden kann. Die Italienischen Vogteien oder die jetzigen Kantons Bellingona und Lugano müßten gleichfalls einen eigenen Kanton ausmachen, für den ein anderer Name zu wählen wäre."

„21) Der Kanton Leman könnte zwar mit dem Kanton Bern wieder vereinigt werden, sobald die Regierung von Bern, wie sie es gewiß thun wird, die Bedingung des §. 15. erfüllen würde. Um inzwischen den Saamen zu künftigem Mißvergnügen desto sicherer vorzubeugen, wäre es doch vielleicht besser, diesen Kanton unter dem Namen des Waadtlandes zum eigenen Kanton zu machen. Dagegen wird der Kanton Oberland geradehin mit dem Kanton Bern wieder ver-

einigt, und die Stadt Biel mit ihrem Gebiet zu demselben geschlagen, da solches nicht bei Frankreich bleiben darf."

„22) Sonach würde die Schweizer-Republik, als verbündete Republik, in Zukunft aus 13 Kantons bestehen, nämlich aus den sieben größeren alten, den sechs kleineren, welche auf dem Kongreß einen einzigen Kanton, unter dem Namen der kleinen Kantons, ausmachten, dem Kanton Erguel, Thurgau, Wallis, den Italienischen Vogteien und Leman, oder aus 12, wenn der Kanton Leman gleichwohl bei Bern bleiben sollte."

„23) Diese Eintheilung würde der Form nach wohl dem ersten, jetzt zu ernennenden Kongreß zu überlassen sein; allein der kaiserliche Kommissär würde sich doch bei demselben ausdrücklich und bestimmt für die zuträglich befundene Bestimmung zu verwenden haben. Vielleicht dürfte man daher in der Einladung diesen Gegenstand als ein Geschäft des Kongresses bloß anzeigen, und sich dabei die Mit-

wirkung des kaiserlichen Kommissärs vorbehalten."

„24) Es gäbe auch noch einen andern Weg, die Landbewohner der sogenannten aristokratischen Kantons zufrieden zu stellen, indem man ihnen einen Antheil an der Regierung dadurch verschaffte, daß eine mäßige Anzahl Landdeputirte den Sitzungen des Raths beiwohnte. Allein diese Maßregel, welche die Einheit der Regierung stören und ihre Kraft ungemein schwächen würde, scheint minder zuträglich zu sein, als die §. 15. gemachten Vorschläge."

„25) Die Repräsentation der Kantons in dem nach der neuen Konstitution anzuordnenden beständigen Kongreß, der sich am besten in Zürch versammeln würde, müßte in dem Verhältniß der Bevölkerung dergestalt geschehen, daß die größeren Kantons Bern, Leman, Zürch, Wallis, und die kleinen Kantons doppelt so viele Deputirte, als die andern, gäben. Wenn man demnach 3 Deputirte für jeden der letzteren rechnete,

und 6 für jeden der ersteren, wobei gerade jeder der kleinen Kantons einen ernennte, so bestünde der ganze Kongreß aus 48 Deputirten, von welchen, mit Ausnahme der 6 Deputirten der kleinen Kantons, zwei Drittheile Bürger von Städten, ein Drittheil aber Landleute sein müssen."

„26) Die Geschäfte dieses Kongresses würden die Repräsentation der gesammten Schweiz gegen auswärtige Angelegenheiten, den Krieg, Frieden und Landesvertheidigung betreffen, Anstalten der allgemeinen Polizei und des ausländischen Handels, sofern solche der ganzen Schweiz angehen, die Beilegung der Streitigkeiten einzelner Kantons unter sich, und die Behauptung der Verfassung, die jeder Kanton sich geben wird, sobald die rechtmäßige Regierung den Schutz des Kongresses requirirte."

„27) Was die Dauer, der Amtsführung, die Art der Wahl, die Formalitäten, die nothwendigen Sekretäre und Bedienten des Kongresses betrifft, müßte von

dem jetzt zusammentretenden Kongreß bestimmt werden. Die Besoldungen müßten mäßig sein und aus einer gemeinschaftlichen Nationaleinnahme bestritten werden. Eine besondere Wache müßte der Kongreß nicht haben, sondern seinen Schutz von dem Kanton, in dessen Hauptort er sich versammelt, erwarten. Der Kongreß müßte auch nicht beständig versammelt sein, sondern nur während gewisser Monate im Jahre, und zur Besorgung der laufenden Geschäfte in der Zwischenzeit einen beständigen Ausschuß aus seinem Mittel wählen."

„28) In der oft gedachten Einladung könnten die Gegenstände, welche einem dergleichen beständigen Kongreß zu überlassen wären, etwa Erklärungsweise genannt werden, ohne jedoch irgend in eine nähere Bestimmung einzugehen. Der kaiserliche Kommissarius aber würde bei dem ersten Kongreß gehörig dahin zu wirken haben, daß die auf die wahre Wohlfahrt der Schweiz gerichteten wohlthätigen Absichten des Oesterreichischen

Hauses bei Festsetzung der einzelnen Punkte erfüllet würden."

„29) Der erste Kongreß müßte aus einander gehen, sobald er diese Konstitution entworfen hätte, und solche dem Volke mitgetheilt wäre. Denn es bedarf zur Gültigkeit derselben keiner besonderen Annehmung, indem sie das freie Werk der von dem Volk selbst gewählten Deputirten wäre. Die Mitglieder des ersten Kongresses könnten zu dem nächsten Kongreß wieder gewählt werden, ohne jedoch irgend die Wahl durch Zwang auf einen Theil derselben zu lenken."

„30) Endlich wären in der Einladung die Regierungen aller Kantons feierlich aufzufodern, in Ansehung alles Vergangenen in den letzten zehn Jahren, sofern nicht die Folgen gültiger Rechtsurtheile eintreten, die vollkommenste Amnestie zu bewilligen. So wie daher von Entschädigungen verfolgter Patrioten nicht mehr die Rede sein würde, so sollte auch die jetzt siegende Partei aller Rache und Verfolgung entsagen. Nichts

würde mehr dazu beitragen, die Gemüther wieder zu besänftigen, und der neuen Ordnung geneigt zu machen. Daher sollten auch durchaus keine Ausnahmen Statt finden. Denn die Wenigen, welche man schlechterdings nicht gern zurückkehren sähe, würden entweder kraft der früheren rechtskräftigen Urtheile ausgeschlossen sein, oder sich auch selbst ausschließen, ohne darum ihr Vaterland, das sie nicht ausstieße, anfeinden zu können."

„31) Alle Gesetze, Verfügungen und Verhandlungen der bisherigen gesetzgebenden Versammlung und des Direktoriums müßte der Kongreß nach seinem Gutfinden aufheben, oder der Regierung der einzelnen Kantons anheim zu stellen bevollmächtigt werden. Denn die gesetzgebende Gewalt sollte, nach dem Sinn der neuen Verfassung, ungefähr wie in Amerika, jedem Kanton unumschränkt verbleiben, sofern es nicht, wie oben angemerkt ist, wahrhaft gemeinschaftliche Angelegenheiten gilt."

„32) Insonderheit scheint es zur Wie-

derherstellung der Ordnung und Ruhe nothwendig, daß die Zehnten und Grundzinsen wieder, wie sie bisher bestanden, hergestellt werden, weil diese Einrichtung fast die einzige Quelle des Staatsvermögens ist, wodurch andere Abgaben überflüssig werden. Nur die einzige Erleichterung sollte dabei eintreten, daß die Loskündigung derselben nach billigen Regeln zugelassen würde. Auch für diesen Wunsch, der in der That jetzt schon der Erwartung fast des ganzen Volks, selbst der Zehntpflichtigen entspricht, würde sich der kaiserliche Kommissär gleichfalls zu verwenden haben."

Schon am 12ten übergab ich diesen Aufsatz, geleitet von meinen besten Wünschen, und ich darf sagen, von einiger Hoffnung. Der Erzherzog Karl hat sicher die großmüthigsten Gesinnungen für die Schweiz. Es ist bis jetzt wenigstens auch die größte Wahrscheinlichkeit, daß es keiner Partei gelingen wird, einseitige Absichten durchzusetzen, daß der Befreier der Schweiz zugleich dauer-

hafte Ruhe und Ordnung herstellen will *).

Ich hatte das Glück dem Erzherzog noch einmahl aufzuwarten, ihm meine innigste Theilnehmung an seinen schnellen Fortschritten zu bezeugen. Was er sagte, bestätigte auf das vollkommenste meine großen Erwartungen von seiner Verwendung für das Wohl der Schweiz. Wie eifrig wünschte ich, daß die Verstärkung, die er so sehnlich verlangt hatte, ihn recht bald in den Stand setzen möchte, den Angriff zu erneuern.

An der Tafel fand ich nun schon viele Bekannte; die braven Offiziere, denen ich persönlich zu dem glänzenden Erfolg Glück wünschen konnte, zu dem sie so viel beigetragen hatten.

---

*) Es ist übrigens merkwürdig, daß sich zwischen meinen damahls entwickelten Ideen, und der nachher in der Schweiz wirklich eingeführten Konstitution eine große Uebereinstimmung findet. Schon früher erhielt ich einen schmeichelhaften Beweis, daß sie nicht unanwendbar wären, durch den Beifall von Johannes Müller, dem ich meinen Aufsatz in Wien mittheilte.

Von dem Hofrath von Faßbender trennte ich mich nicht ohne eine Empfindung, die viel tiefer lag, als die kurze Dauer unserer Bekanntschaft erwarten ließ. Aber es giebt Zeiten, Verhältnisse des Lebens, wo man sich einander sehr schnell nähert; wo die Lebhaftigkeit eines gemeinschaftlichen Interesse Bande knüpft, die sonst nur sich auf besondere Privat-Rücksichten zu gründen pflegen. Meine innigen Wünsche werden ihm stets folgen, und ich bin überzeugt, daß er in seiner Lage noch sehr viel Gutes wirken wird.

Die kaiserliche Armee verlasse ich unter den glücklichsten Aussichten. Wird der Erzherzog bald verstärkt, so darf man nicht zweifeln, daß er Massena ganz nach Frankreich zurücktreibe. So wie die Kaiserlichen vorrücken, wird der Aufstand der Einwohner allenthalben bedeutender. Schon jetzt müssen die Franzosen in den gebirgigen Gegenden noch immer mit ihnen kämpfen. Erhalten sie nur einige Unterstützung von kaiserlichen Truppen, so werden sie leicht die Oberhand

gewinnen. Vorzüglich wichtig für die kaiserliche Armee scheint der Aufstand in Wallis. Diese muthigen, von den Franzosen so sehr gemißhandelten Bergbewohner haben ihrem vorjährigen Anführer, den jungen Grafen von Courten selbst aus dem Auslande berufen. Schon haben sie den Franzosen und den Lemanischen Truppen großen Abbruch gethan. Jetzt können sie leicht Verstärkung erhalten, seitdem der kaiserliche General Haddick am 28sten Mai den Gotthardsberg eroberte. Zwar sind an eben dem Tage ihre Verschanzungen bei Lösch erobert: allein sie können ihre Sachen bald wieder herstellen. Geht dann vollends Haddick durch das Aoster Thal über den St. Bernhardsberg, welches nicht sehr schwierig sein soll, so ist Wallis gänzlich befreiet. Ueberdies können die Oesterreicher dann in das Waadtland einfallen, und Massena muß an die Vertheidigung der Französischen Grenze denken, die von dieser Seite her offen ist. Auch scheint eine solche Kommunikation mit Italien den Oesterrei-

chern ihre dortigen Eroberungen sehr zu erleichtern, vorzüglich zu sichern *).

Wie lebhaft wurden diese Ideen bei mir, als ich noch vor meiner Abreise den Feldzeugmeister Grafen Wallis auf seinem Krankenlager besuchte. Ich machte seine Bekanntschaft, als ich das erste Mahl an der Tafel des Erzherzogs speisete: jetzt lag er an der Wunde, die er in der Schlacht von Zürch erhielt.

Er ist schon ein alter Mann, sein Gesicht hat noch viel Feuer; sein Betragen viel Würde. Seine jetzigen Leiden trug er mit großer Fassung.

---

*) Als ich dies im Juni 1799 niederschrieb, war dieser Uebergang sehr stark im Werke. Allein er unterblieb, zum großen Nachtheil der Oesterreicher. Eben so gieng es späterhin mit dem Uebergang über die Limmat. Alles war schon dazu vorbereitet; ich glaube sogar die Pontons waren schon hingebracht — als Gott weiß welches Mißgeschick den Plan vereitelte. Wären diese beiden Unternehmungen ausgeführt, so wäre, menschlichem Ansehen nach die jetzige Lage von Europa ganz anders, als sie ist und zu werden scheint.

„Ich glaube nicht, daß ich an dieser „Wunde sterbe*)! Aber soll es sein, so ver„lasse ich die Welt mit der ruhigen Ueber„zeugung, meinem Vaterlande gut gedient „zu haben.“

Auch meine letzte Unterredung mit dem würdigen Steiger betraf größtentheils die Hoffnungen für die Schweiz.

Ich fand den General Bachmann bei ihm, einen verdienten Offizier, der sich jetzt damit beschäftigte ein zweites Schweizer-Regiment für Englische Rechnung zu organisiren. Es ward viel gesprochen von den militärischen Positionen. So viel ein Laie urtheilen kann, ward es mir evident, daß Massena die Schweiz fast ohne Schwertschlag räumen müßte, wenn der Erzherzog mit einer hinlänglich starken Armee über die Limmat gienge, und die Oesterreicher von der anderen Seite durch Wallis vorrückten.

So nahm ich denn von Haller Ab-

*) Er starb dennoch daran, einige Wochen nachher.

schied, in der sicheren Hoffnung, wir würden uns einmahl unter glücklicheren Umständen wieder sehen, als da ich seine Bekanntschaft in Rastadt machte. Damahls kam er, um zu versuchen, ob nicht die auswärtigen Mächte sich der Schweiz annehmen, sie von ihrem schon damahls drohenden Untergang retten wollten. Aber er gieng nur weg, um Bern fallen zu sehen. Jetzt hingegen ließ sich hoffen, daß ich ihm einst bei unserm Wiedersehen Glück wünschen würde, zu der Wiedererlangung einer freien Konstitution, geläutert, im Vergleich mit der ehemahligen, durch so manches erlebte Unglück, vervollkommt durch so viele lehrreiche Erfahrungen.

Doch errathen Sie leicht, daß ich ihm nicht von meinem eigenen Aufsatz sagte. Stets meinem Grundsatz getreu, niemahls Confidencen zu machen, die nicht nothwendig sind, wenn sie irgend einen Nachtheil haben können, wird in der Schweiz keine Seele durch mich etwas davon erfahren.

Nicht einmahl mit meinem Freunde

Füeßli sprach ich davon, als wir noch den Abend vor meiner Abreise einen köstlichen Spaziergang im Sihlhölzchen machten, uns noch einmahl der schönen Gegend, der herrlichen Natur freueten, noch einmahl unsere Hoffnungen für das politische Besserwerden summirten.

Füeßli, einer der klügsten und der wohlgesinntesten Menschen, die ich kenne, gehört unstreitig zu der kleinen Zahl derer, die man an der Spitze der neuen Regierung wünschen sollte. Seine Einsichten umfassen ihren Wirkungskreis; seine Erfahrung, seine freie Menschenkenntniß machen ihn zu einem sehr geschickten Rathgeber; sein sanfter, friedlicher Sinn zu einem glücklichen Vermittler. Lesen Sie nur die beiden angelegten Reden *) und

*) Anrede bei der feierlichen Einsetzung des neuen Zürcherschen Kantons-Erziehungsraths, der Erziehungs-Kommissarien und ihrer Suppleanten, gehalten Donnerstags den 13ten Dez. 1798. Anrede an die neuerwählten Mitglieder der vaterländisch-gemeinnützigen Gesellschaft in Zürch, gehalten den 21sten Febr. 1799.

urtheilen Sie, ob nicht er, ein Aristokrat, ein Mitglied der alten Regierung vor der Französirung der Schweiz meisterhaft es versteht, die neuen Formen als Hülle zu benutzen, um das Gute zu erreichen, was wir uns unter allen Umständen zum Ziel setzen sollen. Solche Männer gehören in den Rath, wenn gleich andere sie übertreffen an Kraft der Ausführung. Und eben diese Verbindung verschiedener Talente zu einem Zweck, macht die Stärke der Regierung, das Glück der Zeitgenossen, die Hoffnung der Nachwelt.

XXVI. Brief.

Regensburg, den 21sten Juni 1799.

Verschiedene Umstände, mein Freund, die eintraten, wie ich in Zürch war, und die ich nicht vorhersehen konnte, haben mich bestimmt, meine Reiseroute gänzlich abzuändern. Ich gehe nun vorerst so schnell ich kann, nach Wien. Dort erst werde ich meinen weiteren Plan zur Rückreise in das Vaterland machen können.

Der Weg von Zürch nach Regensburg über Konstanz ist einer der angenehmsten, in Ansehung der Gegend. Die Straße gehört nicht zu den besten.

Zuerst kam ich wieder durch Winterthur, dann durch Frauenfeld drei Stunden von Winterthur.

Frauenfeld ist die Hauptstadt des fruchtbaren Thurgau; eine kleine Stadt, ziemlich gut gebauet. Hier schlug sich Hotze so hartnäckig mit den Franzosen, ehe er von St. Gallen aus sich mit dem Erzherzog vereinigen konnte. Man zeigte mir die Höhen, welche so viel Blut kosteten. Dann sah ich das Haus, wo sich die einst ehrwürdige Tagsatzung versammelte. Wer kann den einfachen Saal betreten, ohne von großen Erinnerungen ergriffen zu werden, ohne innige Wünsche für die Wiederherstellung des echten, alten Schweizersinns.

Von Frauenfeld nach Konstanz sind 4 Stunden. Der Weg ist durchaus eben, die Gegend sehr fruchtbar. Nahe bei der Stadt bleibt Digerwyl rechts liegen. Um die Stadt herum sind mäßige, reizende Hügel.

Konstanz liegt auf der linken Seite des Rheins, bei dem Ausfluß des Flusses aus dem Bodensee in einer sehr angenehmen Gegend. Ueber den Rhein führt eine Brücke, bei der ein merkwürdiges Mühlwerk ist. Von

den Thürmen der Hauptkirche haben Sie eine treffliche weite Aussicht über den Bodensee und dessen Umgebungen. Auch auf der Brücke am Hafen ist die Aussicht über den See reizend. Wenn er immer so schön ist, als er mir erschien, so übertrifft er alle Seen von dem Umfang, die ich kenne. Seine Länge beträgt zehn, die Breite von Rosch-ach bis Buchhorn fünf Französische Meilen. Beide Ufer sind fruchtbar, besetzt mit mäßigen Bergen und lieblicher Waldung. In dem See liegen zwei Inseln, beide sehr angenehm. Die eine ist Meinau am westlichen Ende, die andere Lindau am östlichen. Von Konstanz ab erstreckt sich links landeinwärts ein anderer Theil des Sees, den man den Zeller-See nennt. Dieser geht bis Rudolphszell. Auch er hat eine ungemein angenehme Insel, Reichenau.

An dem Hafen liegt das Kauthaus, sonst das Konzilienhuus. Diesen Namen hat es von der berühmten Kirchenversammlung in den Jahren 1414 bis 1418. Auch zeigt

man noch mehrere Denkmähler, die an den verdienten Huß erinnern. Ich sah das Haus, wo er verhaftet ward; sein Brustbild ist noch in der Mauer in Stein gehauen. In dem jetzt aufgehobenen Dominikanerkloster zeigt man sein Gefängniß. Sein Bild in Stein gehauen ist unter der Kanzel der Hauptkirche. Jeder kennt noch den Platz, wo er stand, als ihm sein Urtheil verkündigt ward.

Von dem Spaziergang, das Paradies genannt, haben Sie eine treffliche Aussicht: es ist einer der reizendsten die ich kenne.

In der Nähe der Stadt ist eine Mannichfaltigkeit schöner Gegenden. Von der Hardt, eine starke Viertelmeile weit, ist eine treffliche Aussicht. Die Wege längs dem See, rechts nach Arbon und St. Gallen, links am Zeller-See nach Stein sind unendlich angenehm für den Fußgänger, aber freilich sehr beschwerlich für Wagen. Sie führen in den fruchtbarsten Theil des Thurgau's, unstreitig eine der schönsten Ge-

genden der Schweiz. Jetzt zumahl war sie in ihrer vollen Pracht. Wenn Sie nach Stein gehen, kommen Sie nahe vorbei vor Salenstein, Mamré und Sandeck, drei Schlösser, die alle gleich reizend liegen.

Konstanz hatte anfangs durch den Aufenthalt vieler Emigrirten während der ersten Zeiten der Revolution mannichfaltige Vortheile. Auch nachher während des Krieges wurden Handel und Schifffahrt auf dem Bodensee lebhafter. Allein seitdem die Franzosen sie besetzten, hat sie sehr gelitten. Man sieht in der Stadt selbst und in den umliegenden Gegenden viele Spuren der Verwüstung durch die letzten Angriffe.

Die Stadt ist sehr alt, groß, aber schlecht gebauet. Sie scheint mir jetzt sehr menschenleer. In der Gärtnerei besteht ein vorzüglicher Erwerbzweig der Einwohner. Diese Gärtner wohnen meistens im Paradies. Sie treiben einen starken Handel mit den besten Sämereien nach Schwaben und der Schweiz.

Man empfahl mir den Weg über Mörs-

burg, Ravensburg, Waldsee nach Biberach als den besten. Auf diesem Wege hätte ich die bischöfliche Residenz Mörsburg gesehen, die sehr schön am Bodensee liegt, ferner das Reichsstift Wiengarten nahe bei dem Marktflecken Altdorf.

Allein ich wollte über Pfullendorf gehen, um das erste Schlachtfeld zu besehen, wo dieser Feldzug für die Oesterreicher so glorreich eröffnet ward. Mörsburg hätte ich dennoch sehen können. Es sind anderthalb von Konstanz bis Rad, wo man über den See kömmt: dann noch eine halbe Stunde auf dem See bis Konstanz. Dann haben Sie bis Salmannsweiler 2 Stunden. Von dort bis Pfullendorf sind 5 Stunden, sehr böser Weg; nach Ravensburg hingegen ist der Weg sehr gut.

Um jenen bösen Weg zu vermeiden gieng ich über Ueberlingen. Dieser Weg ist eine Stunde näher. Man gewinnt aber gewiß nicht viel: denn auch von Ueberlingen nach Pfullendorf ist der Weg schlecht.

Von Konstanz aus kommen Sie zuerst über den Rhein, nach der Abtei Petershausen, die Vorstadt von Konstanz. Sie ist noch in die Festungswerke eingeschlossen. Auch hier ward seit Erneuerung des Krieges hitzig gefochten. Dann geht es rechts dem See zu nach Almannsdorf und Egg 1 Stunde von Konstanz. Auf dem Hügel vor Egg ist eine treffliche Aussicht. Besonders macht die schöne Komthurei auf Meinau einen der reizendsten Gesichtspunkte. Sie liegt nur eine Viertelstunde vom Ufer. Von dem Garten, und noch vollkommener von dem Schloß aus genoß ich die letzte treffliche Aussicht im großen Stil auf Schweizergegenden. Man übersieht beinahe den ganzen Bodensee, eine unendlich fruchtbare, abwechselnde, sehr angenehme Landschaft, auf der einen Seite bis auf die Tyroler Gebirge, auf der andern bis an die Appenzeller. Wie gerne hätte ich nun auf dem See die kleine Tour nach Mörsburg noch gemacht: aber ich mußte eilen.

Von der Höhe vor Dögelstorf 2 Stunden von Konstanz hatte ich wieder eine schöne aber ganz verschiedene Aussicht. Sie umfaßt nur den kleinen Theil des Sees bis Mörsburg herunter.

Nun geht es über den See nach Ueberlingen. Diese Reichsstadt liegt ungemein angenehm an einem Busen des Bodensees, der nach ihr der Ueberlinger-See heißt. Sie hat vorzüglichen Weinbau. Ihr Handel ist beträchtlich, besonders mit Getreide und Salz. In dem Stadtgraben ist ein sehr guter Steinbruch. Von dem großen Münster hat man eine treffliche Aussicht über den ganzen Ueberlinger-See. Sie macht gerade das Gegenstück zu der Dögelstorfer Höhe.

Von Ueberlingen aus, bis ich in das Baiersche kam, hatte ich Gelegenheit in der größten Fülle jene unendliche Durchkreuzung der großen, mittleren und kleineren unmittelbaren Reichslande zu bemerken, worüber ich so oft seufzte. Es ist fast nicht möglich

diese Grenzen bestimmt zu bezeichnen: an einem Tage bin ich über dreißig Mahl in ein anderes Gebiet gekommen. Eben so unmöglich ist es, bei einer solchen Abwechslung Polizei und Justiz gehörig zu handhaben. So lange diese Verfassung fortdauert, darf Deutschland in keinem Betracht auf die Einheit Ansprüche machen, die zur Stärke der Staaten und dem Wohlsein der Einwohner so viel beiträgt.

Anfangs geht der Weg am See weg; dann den Bergen zu. Obingen eine Stunde von Ueberlingen geht es den Berg hinauf. Hier ist die Aussicht schön, zumahl rückwärts über den See. Dann geht es immer bergauf bis Herdwangen 2½ Stunde. Nachher geht es etwas bergab. Bei Ahn 4 Stunden, kömmt links der Weg von Stockach nach Pfullendorf. Es sind auch 5 Stunden, aber besserer Weg. Das ist der Weg, den der Erzherzog nahm, als er den Franzosen entgegen rückte.

Pfullendorf liegt an einem Berge,

der sich in mehreren Zweigen bis Ostrach verbreitet. Um das ganze Schlachtfeld zu sehen, nahm ich meinen Weg über Sulgau. Gerade von dort marschirte an dem Tage der Schlacht die erste oder rechte Kolonne unter den Befehlen des Fürsten von Fürstenberg.

Gleich hinter Pfullendorf kömmt man in ein Wiesenthal, ungefähr eine Viertelstunde, dann geht es allmählig einen Berg hinan. Hier fängt der Oesterreicher Wald an, der sich wohl auf zwei Stunden weit erstreckt. An diesem Wald liegen die Höhen, wo die Franzosen ihre starke Stellung hatten. Man sieht hier noch allenthalben Spuren der kriegerischen Vorkehrungen.

Ostrach ist ein langes Dorf, das zu Salmannsweiler gehört. Gleich nachher kömmt man über den kleinen Fluß Ostrach nach Tafertsweiler. Dann hält sich der Weg nach Sulgau mehr links durch die Dörfer Bachhaupt und Bolstern. Die Abtei Schussenried bleibt in der Rich-

tung zur Rechten liegen, ungefähr eine Stunde vom Wege. Hier hatte der Erzherzog am 20sten März sein Hauptquartier, aus dem er zur Schlacht aufbrach.

Die ganze Gegend ist bergig, aber fruchtbar. Ackerfelder wechseln mit Waldungen ab.

Sulgau oder Saulgen ist eine kleine Oesterreichische Stadt, vier Stunden von Biberach. Man ließ mich von Pfullendorf für eine Post oder vier Stunden bezahlen; es sind aber kaum drei Stunden.

Hinter Sulgau geht es anfangs durch das Thal bis Steinbrunn. Nachher wird die Gegend wieder hügelig. Man kömmt durch die Dörfer Reichardsweiler, Bierstett, Reichenbach, wo rechts der Weg nach Schussenried geht, Steinhausen, Muttersweiler, wo der Weg von Buchau herkömmt, und Reuth. Von den Bergen ist links, zum Theil über den Federsee weg eine schöne Aussicht.

Biberach ist eine gut gebauete, sehr wohlhabende Reichsstadt von 900 Häusern.

Sie hat gegen 8000 Einwohner, die sich theils von Ackerbau und Viehzucht nähren, theils auch von einigen Manufakturen. Besonders sind die Gärbereien beträchtlich und sehr geschätzt. Die Gegend ist sehr fruchtbar: ein angenehmes Bergthal, durch welches die Rüs läuft, die rechts von den Bergen kömmt. Bei diesen Bergen war es, wo Moreau auf seinem Rückzug noch die merkwürdige Schlacht lieferte.

Bis Ulm haben Sie zehn Stunden oder drittehalb Posten. Sechs Stunden von Biberach werden Pferde gewechselt in Laubheim, einem reichsritterschaftlichen Ort mit einem Schloß. Man kömmt durch die Dörfer Oberhöf, Aephingen, wo die Teine vorbei fließt, und Baldringen; hinter Laubheim durch Altstedten, Stette, Delmensingen, Dingerstadt, Gecklingen. Von Biberach geht rechts ein angenehmer Weg nach Ochsenhausen, etwa zwei Stunden weit. Bei Gecklingen kömmt die Donau links von Ehingen her. Zur Lin-

ken sieht man jenseits immer Berge, etwas weiter weg den Michaelsberg bei Ulm. Dann geht es, immer auf der hohen Gegend fort. Eine halbe Stunde von der Stadt kömmt man durch Orbach.

Ulm ist eine große Stadt in einer bergigen Gegend, an der Donau. Die Donau nimmt eine halbe Stunde von der Stadt bei Gecklingen die Iler auf und wird dadurch schiffbar. Auch fließt bei der Stadt der kleine Fluß Blau in die Donau. Die Wälle der Stadt sind sehr beträchtlich. Rund herum an denselben sind kleine Häuser, welche den Soldaten zum Theil als Sold gehören: eine Einrichtung, die ganz in den reichsstädtischen Sinn paßt.

Rings um die Stadt sind viele Obstbäume, und treffliche Gärten. Sie hat etwa 17 bis 1800 Häuser und 15000 Einwohner. Zu beiden Seiten liegen hohe Berge: links der Michaelsberg, rechts der Hochgerichtsberg. Beide haben Schanzen: indeß behaupten einsichtsvolle Militärperso

nen, die Lage sei gegen einen hinlänglich starken Feind nicht haltbar.

Die Stadt scheint mir, ihrer großen Ausgaben ungeachtet, wohlhabend: es giebt viele reiche Leute. Sie treibt einen starken Leinenhandel und Spedition. Es giebt hier treffliche Bleichen; auch wird in der ganzen Gegend viel Leinwand gewebt. Sie erhält sowol Holländische als Schweizer Appretur.

Ehedem soll die Stadt noch viel beträchtlicher gewesen sein. Man findet in einer alten Chronik, sie habe 70,000 Einwohner gehabt, täglich waren 5 Kinder getauft.

Die Stadt hat 5 Thore, aus denen sieben Landstraßen führen, nach Frankfurt und Stuttgardt, Augsburg, die Schweiz und den Bodensee. Die Aussicht von Stuttgardt von Geislingen her soll besonders frappant sein.

Das Gebiet der Stadt ist gegen 17 Quadratmeilen und hat 25,000 Einwohner. Durch die Mitte geht eine Bergkette,

auch hier die Alpen genannt: längs der Donau ist es sehr fruchtbar.

Der Münster, die größte und höchste Kirche in Deutschland, ward zu Ende des 14ten Jahrhunderts erbauet. Von dem künstlichen Thurm muß man eine weite Aussicht haben. Sie geht bis an die Schweizer und Tyroler Alpen. Aber das äußerst regnichte Wetter hinderte mich fast ganz, sie zu genießen.

Von Ulm bis Donauwörd sind 9 Meilen oder $4\frac{1}{2}$ Posten. Man wechselt Pferde in Günzburg und in Dillingen, jedesmahl auf $1\frac{1}{2}$ Post.

Hinter Ulm kömmt man wieder über die Donaubrücke, auf der man hereinfährt; dann geht es links herum an der Donau weg. Doch bald wird die Gegend wieder bergiger. Man kömmt durch Pfuhl, Nersingen, Oberfalheim, Unterfalheim, Leipheim; hinter Günzburg durch Gundelfingen, Eichebrunne und Lauingen; hinter Dillingen durch Steinheim, Höch-

stett, Schweininge und Tapfheim.

Die ganze Gegend ist sehr fruchtbar: ein treffliches Kornland. Berge sieht man immer in der Ferne; aber nie sehr hohe. Vor Oberfalheim geht es einen kleinen Berg hinan, von dem man eine schöne Aussicht hat. Hinter dem Ort fließt die Donau in einer großen Tiefe. Das giebt von der Höhe aus einen romantischen Anblick. Nicht weit von Günzburg kömmt man über die Donau, die nachher rechts bleibt. Gundelfingen ist das erste Baiersche Städtchen, an der Brenz, die nachher zur Rechten in die Donau fällt. Nicht weit von Lauingen kömmt man an die Donau, die rechts aus einem Walde kömmt. Vor Lauingen ist wieder eine vorzüglich schöne Aussicht. Höchstett, 2 Stunden von Dillingen ist auch ein Pfalzneuburgisches Städtchen an der Donau. Nahe dabei bleibt das Dorf Blindheim etwas zur Linken liegen. Das ist die Gegend, die so berühmt ward durch die Niederlage der Franzosen im Jahre

1704 *). Bei Schweiningen 4 Stunden, werden die Berge höher. Münster und Edelshofen bleiben rechts an der Donau liegen. Bei Münster führt eine Brücke über die Donau.

Donauwörd, eine Stadt in der Oberpfalz von etwa 2000 Einwohnern, hat eine romantische Lage am Abhang eines Berges, wo sie sich der Länge nach gegen die Donau hinstreckt. Dicht vor der Stadt kömmt die Werniz von der Linken her; eine Brücke führt darüber. Sie fließt bei der Stadt in die Donau. Ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt fällt an der andern Seite der Donau auch der Lech hinein. Gerade aus, nahe an der Nürnberger Straße, eine kleine halbe Stunde von der Stadt liegt der berühmte Schellenberg.

Von Donauwörd bis Regensburg hatte ich noch 15½ Meilen, oder, wie hier im-

---

*) Bekanntlich erfochten dagegen die neueren Franzosen hier zu Ende desselben Jahrhunderts einen großen Sieg.

mer gerechnet wird, 7¾ Posten. Bis hieher war Alles Taxische Post: nun wird sie Baiersch. Der Weg ist eine treffliche Chaussee.

Bis Neuburg sind anderthalb Posten. Man kömmt erst über dieselbe Brücke über die Wernitz, nachher über die Donau. Die Berge ziehen sich nun links näher an die Donau. Man kömmt durch Nordheim und Gunderkingen nach dem Städtchen Rhain 2 Meilen. Zwischen Gunderkingen und Rhain führt eine Brücke über den Lech. Er kömmt links her und fließt vorbei in die Donau. Bei Staudheim wird der Weg hügelig; doch sind die Aussichten koupirt. Man kömmt durch die Oerter Burkheim, Straß, Oberhausen, Unterhausen und Ditlingen. Von einem Hügel kurz hinter Unterhausen hat man eine treffliche Aussicht, auf eine Landschaft die 24 Ortschaften befaßt. Links an den Bergen sieht man die Donau.

Neuburg ist eine kleine, sehr hübsche Stadt, mit Mauern umgeben. Die Gassen

sind breit, die Häuser neu und gut gebauet. Hauptsächlich nähren sich die Einwohner vom Feldbau. Die Stadt hat ein Schloß, ehemahls der Wohnsitz einer fürstlichen Familie, und eine recht hübsche öffentliche Promenade. An Klöstern ist ein seltener Ueberfluß; Ursalinerinnen, Karmeliterinnen, barmherzige Brüder und Franziskaner.

In Neuburg führt wieder eine Brücke über die Donau, die nun rechts bleibt. Man kömmt durch Ried, Berchhem, Erchetsheim, Dünzlau und Gabel. Von Dünzlau bis Gabel ist nur Holz. Nachher kömmt eine große Ebne, wo man nur weit weg zur Linken Berge sieht. Ingolstadt sieht man schon von Dünzlau aus, wo es etwas die Höhe hinan geht. Bei Gabel scheidet sich der Weg von Eichstädt, der zur Linken abgeht.

Zwischen Neuburg und Ingolstadt an der rechten Seite der Donau, liegt das Donaumoos, das in der neueren Kulturgeschichte eine merkwürdige Erfahrung

darbietet. Kein Reisender sollte es unterlassen, sich damit bekannt zu machen. Solche Landesvermehrungen sind doch sicherlich allen andern vorzuziehen.

Dieser große Landstrich, zwischen den Märkten Pötmeß und Reichertshofen, und einer Menge dicht an einander liegender Dörfer, soll vormahls ein See gewesen sein, durch den die Donau gieng. Auf der Südseite und Westseite ward es von sanften Hügeln eingeschlossen: gegen Osten und Norden von der Donau, längs welcher waldige Niedergründe sich hinziehen; noch näher aber von der Sanderach, dem verlassenen Bett der Donau und der Paar. Die Breite beträgt in der größten Ausdehnung beinahe 2, die Länge 4 Meilen; der Flächeninhalt 4 Quadratmeilen. Die Acha durchströmt es. Neuburg und Baiern besaßen es gemeinschaftlich.

Es war ein unübersehbarer Morast; in nassen Jahreszeiten ein See, der nur durch wenige Kieselstellen unterbrochen ward. Der

Grund ist eine Thonschichte. Auf dieser ruhet eine Torflage von 1 bis 30 Schuh, bedeckt mit schwarzer Moorerde. Im Torf sind viele unverwesete, bis auf den Kern schwarz durchbeizte Holzstämme, alle in einer Richtung. Das Sumpfwasser konnte die Thonschichte nicht durchdringen: daher bildete es in nassen Jahren die ganze Oberfläche des Mooses; selbst in trockenen stand es noch ein bis zwei Fuß tief unter der Oberfläche. Das ganze Moos hatte die nachtheiligsten Wirkungen auf die Wirthschaft und die Gesundheit der Einwohner. Nichts wuchs darauf als einige Gesträucher, Moose, saure Sumpf- und Futterpflanzen. Es diente nur dazu, daß die angrenzenden Einwohner ihr Vieh dahin trieben, oder etwas schlechtes Heu machten. Eigentlich hatten 62 Gemeinden Antheil daran: aber gegen 200 andere, zum Theil sehr entlegene, Orte besaßen besondere Wiesen darin, die wohl 2 bis 3 Meilen von ihnen entfernt waren.

Sobald alle diese Interessenten unter

einem Landesherrn vereinigt waren, machte der Statthalter von Neuburg, Graf Pappenheim, 1778 einen Vorschlag zur Austrocknung. Der Kurfürst Karl Theodor, in der ersten Zeit seiner Regierung über Verdienst vergöttert, in der letzten unbillig geschmähet, lieh sich gern diesem, wie jedem großen, gemeinnützigen Vorschlag. Er trug dem Grafen die Leitung auf; dem Minister Cranz die Ausführung. Dieser hatte den ersten Plan entworfen: hatte mit Gefahr seines Lebens die Beschaffenheit des Mooses untersucht. Indeß verschob sich die Sache bis 1787, wo eine Kommission niedergesetzt ward. Man entwarf einen besseren Plan. Aber erst 1790 ward mit der Arbeit ernstlich angefangen. Durch das ganze Moos ward ein Hauptkanal in die Sanderach gezogen, und mit der Aacha und der Brautlacha, dem gemeinschaftlichen Abfluß aller Moosgewässer vereinigt. Dahin leitete man alle Abzugsgräben und Arrondissements-Kanäle. Man legte neue Landstraßen und Ne-

denwege an, mit Weiden und Pappeln besetzt. Diese Arbeiten waren schon im Dezember 1793 vollendet. Das Moos war schon damahls vollkommen trocken. Zur Aufbringung der Kosten, die bis 1794 nur 530,000 Gulden betrugen, ward eine Gesellschaft errichtet, die 30 Aktien, jede zu 10,000 Gulden übernahm. Sie erhielt von den Eigenthümern ⅓ des ausgetrockneten Landes für die Kosten und gab ihnen die ⅔ zurück. Ueberdies genießen sie 15 jährige Steuerfreiheit, und daß sie von jedem Tagewerk jährlich 4 Kreuzer zu den Kanalarbeiten zahlen. Auch besitzen sie jetzt das Land als Eigenthum, da es vorhin Lehn war.

So enthält nun das Moos 52,143 Tagwerke Wiesenland, an Werth etwa 6 Millionen, wenn man 40,000 Tagwerk Wiesen auf 100 Gulden nur, und etwa 8000 Tagwerk Ackerland nur auf 300 Gulden jedes rechnet. Das ist 15 mahl mehr, als es vorher werth war. Vorhin

unterhielt das Moos 6300 Stück Vieh ärmlich; jetzt 20,000 Stück reichlich.

Und in dieser Schöpfung entstehen auch haufenweise gutgebauete Hütten, wohlhabende Familien. Das untere Moos, zwischen Reichertshofen und Lindenau hat schon seit 1794 ein großes sehr wohlgebauetes Dorf Karlskrone, jetzt der Sitz eines eigenen Moosgerichts. Auf dem urbaren Moos sind Kolonien angelegt, die immer mehr in Aufnahme kommen. Die Kolonisten erhalten 9 Tagwerk als Eigenthum geschenkt, und Unterstützung zu Haus und Vieh. Ihr Fleiß wird ihnen reichlich gelohnt. Der Boden trägt in größter Ueppigkeit Alles, was man säet. Auch Obstbäume und Maulbeerbäume gedeihen zum Bewundern.

Ueberhaupt ist diese ganze Gegend äußerst fruchtbar, aber nicht in eben dem Verhältniß bevölkert. Ingolstadt hat nur 7000 Einwohner. Es liegt an der Donau und ist stark befestigt. Aus den drei Thoren führen drei Hauptstraßen, aus dem Do-

nauthor nach München, aus dem Kreuzthor nach Neuburg, aus dem Feldkircherthor nach Neustadt und Regensburg. Die Gegend nach München ist bergig. Klöster sind vier: zwei Mönchsklöster für Augustiner und Franziskaner und zwei Nonnenklöster.

Von Ingolstadt bis Neustadt sind 2 Posten; dann 1¼ Post bis Postsaal, und 1½ Post bis Regensburg.

Bei Feldkirch, ½ Stunde von Ingolstadt ist eine schöne Gegend: das Land ist hoch, die Aussicht trefflich. Man kömmt durch Malling 1 Stunde, Märing 2 Stunden, Mönning 2½ Stunden nach Vohburg, einem Markt von 200 Häusern jenseits der Donau 4 Stunden. Dicht an dem Flecken ist eine Brücke über die Donau, und gleich nachher wieder eine Brücke über einen Arm der Donau, der längs dem Marktflecken läuft. Dann geht es durch Schweig nach Neustadt einem Städtchen von ungefähr 200 Häusern.

Hinter Neustadt ist die Gegend anfangs

ganz eben: nachher wird sie koupirt und hügelig. Man kömmt über die Ams oder Abends nach dem Städtchen Amsberg oder Abendsberg 1½ Stunden; dann nach Dorbing 3 Stunden. Bei Dorbing ist ein großer Wald; nachher sieht man rechts Berge und fast rauhe Klippen. Vor der Post liegt das Dorf Obersaal 3¾ Stunden.

Gleich neben der Post bleibt Herrensaal jenseits der Donau liegen. Die Donau fließt dicht hinter Saal. Zwei Stunden weit bis Alkhof fahrt man nahe an der Donau weg. Dann kömmt man durch Abbach; rechts bleibt Grosselfingen liegen drei Stunden von Postsaal *). Auf dem Wege nach Alkhof sieht man fast eine ganze Stunde lang rechts schreckliche Klippen, ein

*) Ich kann aus eigener, sorgfältiger Beobachtung bezeugen, daß die bisherigen Karten von Schwaben unglaublich unrichtig sind. Hoffentlich wird die neue, große Karte von Ammon richtiger; dann giebt sie in mehreren Rücksichten ein wichtiges Hülfsmittel.

beinahe ganz rauhes Gestein. Dieser Weg war ehedem sehr gefährlich: beinahe nicht zu gebrauchen. Kurfürst Karl Theodor ließ diese Landstraße, so wie die bei Friedberg und Dachau möglichst bequem und sicher machen. Das dankt ihm eine Inschrift, die noch jetzt jeder Reisende gerne wiederholte. Sie ward von dem Statthalter Thöring errichtet, der das Werk 1797 vollendete. Eben dieser Kurfürst gab auch der Donau zwischen Neuburg und Ingolstadt eine andere, gerade Leitung. Diese Unternehmung stand in genauer Verbindung mit der Kultivirung des Donaumooses. Der Strom machte bis dahin 5 Krümmungen, die alle anliegenden Grundstücke bedroheten. Jetzt sind ihr fünf gerade Durchschnitte gegeben. Dadurch ist viel Land gewonnen; die Schifffahrt ist beträchtlich erleichtert.

Bei Alkhoff verliert sich plötzlich die rauhe Gegend, die so manche Spuren der Zerstörung enthielt. Die Berge treten rechts zurück; der Weg verfolgt sich schlängelnd die

Krümmungen der Donau. Abbach ist ein wohlgebaueter Flecken. Hinter Grosselfingen sind drei Berge oder Höhen. Von der zweiten übersieht man eine treffliche Gegend; sehr weit und fruchtbar. Schon vorher blickte ich auf diese Aussicht in einem Durchschnitt, den der Weg giebt. Dann kömmt ein kleines Gehölz. Vor der letzten Höhe von Regensburg zeigt sich die Stadt sehr schön, der ganzen Länge nach. Einen anziehenden Gesichtspunkt macht die Karthause, die rechts liegen bleibt. Auch giebt die Promenade um die Stadt den Ankommenden eine angenehme Vorstellung.

Regensburg ist eine alte, große Stadt. Sie mag ehedem fest genug gewesen sein: jetzt möchte die Befestigung wohl nicht mehr haltbar sein. Die Stadt hat etwa 2500 Häuser und gegen 25,000 Einwohner. Sie treibt einen bedeutenden Handel mit Salz, Holz und Getreide, auch große Schiffbauerei. Alle Schiffe zur Donaureise werden hier gebauet. Aber die vorzüglichste Nah-

rungsquelle für die Einwohner ist der Reichstag. Seit länger als einem Jahrhundert ist Alles vorzüglich darauf berechnet. Auch ist die größte Merkwürdigkeit, die man Ihnen zeigt, das Rathhaus, wo sich die Reichsstände versammeln. Ich betrat die Säle nicht ohne eine sehr gemischte Empfindung der Ehrfurcht für diese, unstreitig einst weise Verfassung, und der Trauer: daß man sie nicht mit der Zeit fortrücken ließ. Auf dem Wege allein konnte sie bewahrt werden vor dem Einsturz, der ihr jetzt täglich mehr droht.

Die Brücke über die Donau ist ein vorzügliches Werk der Baukunst. Sie ist von 1135 bis 1146 aus den größten Quadersteinen gebauet, 1091 Schuh lang und 23 breit auf 15 großen Bogen. Der Stadt gegen über fällt der Fluß Regen in die Donau. Jenseits der Donau liegt Stadt am Hof, gewissermaßen die Vorstadt von Regensburg, aber unter Baierscher Landeshoheit.

Rings um die Stadt ist die Gegend sehr angebauet. Mäßig hohe Berge geben eine Mannichfaltigkeit schöner Aussichten. Unter mehreren angenehmen Landsitzen in der Nähe ist Birnlingen, das dem Fürsten von Thurn und Taxis gehört, der vorzüglichste.

Mir gewährte der diplomatische Zirkel um so mehr eine interessante Unterhaltung, weil ich viele Bekannte von Rastadt vorfand, und in dem Hause unsers Ministers, des Freiherrn von Diede zum Fürstenstein so überaus gütig aufgenommen ward. Wie es nicht möglich ist, dem Könige mit größerem Eifer und mehr Innigkeit zu dienen, so erwerben auch die geselligen Tugenden diesem Minister eine allgemeine Achtung und Zuneigung. Die Bekanntschaft mit dieser liebenswürdigen Familie werde ich stets zu den größten Vortheilen meiner Reise ansetzen, und selten verließ ich einen Ort, nach einem so kurzen Aufenthalt, mit so lebhafter Rückerinnerung.

Sehr viel ward in dieser Zeit über den

Gesandtenmord bei Rastadt gesprochen. Sie wissen ohne Zweifel, daß der Markgraf von Baden schon am 3ten Mai über den schrecklichen Vorfall einen Bericht unmittelbar an den Kaiser abstattete. Darauf hat der Kaiser am 11ten Juni die Sache an den Reichstag gebracht. Ich theile Ihnen das kaiserliche Hofdekret vom 6ten Juni wörtlich mit. Es ist merkwürdig und in vielen Rücksichten, auch schon als die wahrscheinlich letzte Urkunde über den unglücklichen Kongreß.

„Seine kaiserliche Majestät erhielten mittelst eigenes eigenen an Allerhöchst Sie von des Herrn Markgrafen von Baden Durchlaucht am 3ten des vorigen Monats unterzeichneten Berichts die leidige Nachricht, daß die zum Reichs-Friedenskongreß bevollmächtigten Französischen Gesandten am 28sten April Abends spät auf ihrer, ihnen von mehreren widerrathenen, nächtlichen Wegreise von Rastadt, eine kurze Strecke von der Stadt „durch einen Trupp in kaiserliche Militär-„uniform gekleideter Personen angehalten,

„die Minister Bonnier und Roberjeot
„durch viele Säbelhiebe ermordet, der Mini=
„ster Jean Debry, der dem Tode bloß
„durch einen glücklichen Zufall entkommen,
„stark verwundet, und alle eines großen
„Theils ihrer Effekten beraubt worden seien."

„Allerhöchst Dieselbe vermögen nicht, Ihr höchst empörtes moralisches und rechtliches Gefühl, und die Stärke des Abscheues durch Worte auszudrücken, welchen die Nachricht von dieser, auf Deutschem Reichsboden, an Personen, deren Unverletzbarkeit unter dem besonderen Schutz des Völkerrechts steht, verübte Greuelthat in Ihnen erregt, und unauslöschlich bei Ihrer unverbrüchlichen Achtung für Menschenwürde, Moralität und die geheiligten Grundsätze des Völkerrechts in Ihrem, durch dieses unselige Ereigniß erschütterten, Gemüth hinterlassen hat."

„Nicht durch lieblosen Argwohn und kühne Muthmaßungen, nicht durch verläumderische Anschuldigungen und parteisüchtige Verbreitung verwegener Erfindungen, oder

durch leidenschaftliche Ausbrüche eines verkehrten Herzens und zügellose Erzeugnisse einer verirrten Einbildungskraft in- und ausländischer Herausgeber öffentlicher Blätter, nicht durch feindselige auf Machtvergrößerung, Gelderpressungen, oder andere geheime Absichten kalkulirte Darstellungen, weder durch tobende Konventsreden und rachsüchtige Proklamationen an die Französische Nation und alle Staaten — nur durch eine gewissenhafte, und nach den gesetzlichen Vorschriften mit aller rechtlichen Strenge geführte Untersuchung kann die Gräuelthat nach allen ihren Umständen ausgemittelt, die Urheber und Theilnehmer an diesem Verbrechen mit Wahrheit ausfindig gemacht, und dann die Zurechnung des Verbrechens sowol in Hinsicht seiner subjektiven als objektiven Größe gehörig bestimmt werden. Auch sind zu diesem Ende unverzüglich die angemessensten Anordnungen getroffen worden, und Seine kaiserliche Majestät erklären zugleich vor der allgemeinen Reichsversammlung, dem

gesammten Deutschen Publikum und ganz Europa auf das feierlichste, daß nur die vollkommenste Genugthuung mit Hintansetzung aller nur denkbaren Rücksicht, wen immer der unparteiische Ausspruch der strafenden Gerechtigkeit für schuldig erklären wird, die gerechten Empfindungen des Reichsoberhaupts befriedigen könne."

„Es wollen aber Seine kaiserliche Majestät, daß der Hergang dieses leidigen Vorfalls, den Allerhöchst Sie in verschiedener Hinsicht selbst als eine Deutsche Nationalangelegenheit betrachten, nicht nur nach aller rechtlichen Ordnung mit der gewissenhaftesten Unparteilichkeit untersucht, und die vollkommenste Genugthuung geleistet werde, Allerhöchst Sie hegen überdies den lebhaftesten Wunsch, und sind dazu insonderheit durch die fortwährenden der gesetzmäßigen Untersuchung vorgreifenden Urtheile eines Theils des in- und ausländische Publikums dringendst aufgefodert, daß selbst der möglichste Verdacht irgend einer Konnivenz ent-

fernt werden möge; sohin desfalls weder das Reichsoberhaupt, noch das gesammte Reich nie irgend eine Art von Beschuldigung über Mangel der bedächtlichsten Aufmerksamkeit treffen könne. Diese Absicht am sichersten zu erreichen, ergeht daher der reiflichst erwogene Antrag an die allgemeine Reichsversammlung sowol einige Deputirte aus ihrem Mittel zu ernennen, um der eröffneten Untersuchung beizuwohnen, als auch in dem hierüber baldmöglichst zu erstattenden Gutachten, mit patriotischer und edler Offenheit Alles von Handen zu geben, was in jeder Rücksicht die Wichtigkeit eines so unerhörten und verabscheuungswürdigen Vorfalls nach ihrer Klugheit und Weisheit erheischen dürfte: somit durch die Ertheilung ihres einsichtsvollen Beiraths die ganze unparteiische Welt zu überzeugen, daß Kaiser und Reich nur von einerlei Empfindungen zur Handhabung der strengsten Gerechtigkeit und Leistung der vollkommensten Genugthuung, nur von

gleichem gerechtem Abscheu gegen eine so ruchlose Schandthat, und gleicher pflichtmäßigen Achtung für Moralität und die geheiligten Grundsätze des Völkerrechts durchdrungen seien.“

Unstreitig war dieser Beschluß des kaiserlichen Hofes der angemessenste und würdigste. Aber wird er einigen Erfolg haben? Ich glaube es nicht. So viel man hört, wird die große Mehrheit sich dafür erklären, die ganze Untersuchung lediglich dem Kaiser zu überlassen. Was sollen auch die Reichsstände sonst thun. Sie sind zu fern von Umständen, von Mitteln um durch ihre Mitwirkung die Untersuchung irgend zu fördern.

Und wollen Sie nun mein individuelles Urtheil wissen, lieber Freund?

Nachdem ich so oft und so reiflich über die traurige Katastrophe nachgedacht — nachdem ich so viele, höchst verschiedene Urtheile darüber gehört habe — erkläre ich Ihnen, daß ich ganz meiner ersten Ansicht ge-

treu bleibe. Die Urheber werden nie gerichtlich ausfindig gemacht: dem kaiserlichen Hof wird nie etwas über die Untersuchung bekannt.

Ich habe vier verschiedene Erklärungen gehört.

Die Feinde des Oesterreichischen Hauses meinen, die That könne gar wohl befohlen sein. Zwar so unsinnig ist niemand, daß er dem erhabenen, großherzigen Anführer der Armee den geringsten Theil davon beilege, auch nicht dem Monarchen, dessen Tugend und Herzensgüte jeder ehrt. — Aber man meint das Oesterreichische Kabinet — bekanntlich vielen ein Stein des Anstoßes — könne wol eine solche heimliche Schandthat veranstaltet haben, des großen Vortheils wegen.

Allein wenn man auch alles andere für möglich halten wollte — so stieße sich die Sache eben an dem Vortheil. Ein solches Verbrechen begeht man nie, wenn es sich nicht reichlich der Mühe lohnt. Und das

wäre hier der Fall gewesen? Der Besitz der Papiere der Französischen Gesandten wäre für das Haus Oesterreich von solcher Wichtigkeit gewesen? Deswegen sollte das Ministerium, oder auch nur ein Mitglied insonderheit, eine solche Gefahr laufen? Denn Gefahr war doch allerdings bei der Greuelthat in mehr als einer Rücksicht, wenn auch das Französische Volk nicht über alle Erwartung gleichgültig sich bezeigt hätte. Was wollte man auch aus den Papieren erfahren? — Geheime politische und militärische Plane wurden den Ministern in Rastadt gewiß nicht anvertrauet. Die Kenntniß ihrer eigenen Berichte, der Instruktionen des Direktoriums war zu der Zeit schon von keinem Nutzen mehr. Ueber alte Verhandlungen Deutscher Fürsten mit ihnen, sie mochten noch so sehr hinterrücks dem Hause Oesterreich betrieben sein, konnte sich jetzt der kaiserliche Hof leicht wegsetzen. Selbst was sie zu anderen Zeiten mit dem Preußischen Hofe mochten verhandelt haben, war

jetzt ziemlich gleichgültig geworden; auf keinen Fall ein Gegenstand von großer Erheblichkeit. Und wenn man dieser Papiere nun durchaus habhaft werden wollte, so hätte es kein leichteres, unendlich besseres Mittel gegeben? Welcher vernünftige Mensch, der irgend ein wenig diplomatische Routine hat, wird diese Frage verneinen?

Die leidenschaftlichen Feinde des Direktoriums behaupten, das Direktorium selbst habe die Mordthat veranstaltet. Es giebt Leute, die in ihren Phantasieen so weit gehen, daß sie sogar wissen wollen, wer die Uniformen in Strasburg verfertiget habe. Franzosen selbst halten das Direktorium des Streichs nicht für unfähig. Die Französischen Offiziere in Zürch nahmen die ganze Sache sehr leicht, und fügten doch am Ende hinzu: Et puis il n'y a que notre gouvernement qui soit capable d'une telle bassesse.

Aber das Französische Direktorium hatte eben so wenig, als das Oesterreichische Kabi-

net, einen irgend hinlänglichen Grund. Von den rückkehrenden Ministern verrathen zu werden, daß es den Frieden nie gewollt habe — war keine so gar schreckliche Besorgniß. Eine unauslöschliche Feindschaft zwischen Frankreich und Oesterreich zu stiften, blieb immer ein problematischer Erfolg. Geheimnisse von Privatverbindungen der Minister mit Deutschen Fürsten zu erfahren, konnte das Direktorium auch nur wenig interessiren.

Gerade im umgekehrten Sinn schreiben andere die Mordthat dem Englischen Gelde zu, dem unseligen Gelde, das so viel Unglück schon soll gestiftet haben.

Auch diese berathen sich nur mit ihrer Leidenschaft, nicht mit der Vernunft. Das Englische Ministerium konnte vollends kein anderes Interesse haben, als die Erbitterung im Kriege zu vermehren, den Krieg zu verewigen. Dazu bedurfte es wahrlich dieses scheußlichen Mittels nicht. Kann England, wie es gewöhnlich heißt, den Krieg immer anspinnen, wenn es will, so hat es weiter

keine Hülfe nöthig, am wenigsten ein so bedenkliches Wagstück. Sie sehen, ich bringe nicht einmahl die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten der Ausführung in Anschlag; und doch halte ich diesen Grund in der Schaale der Wahrscheinlichkeit für keinen von den schwächsten.

Endlich giebt es einige, die eines einzelnen Mannes schwarzer Rachsucht die Schandthat zuschreiben. Sie wagen nicht, mit der Beschuldigung geradezu hervorzutreten: sie ist zu abscheulich, um sie ohne einige Begründung zu gestehen. Aber sie beriefen sich auf die Möglichkeit, daß ein Mann von Gewicht, von Einfluß bei der Armee, vielleicht auch im Kabinet, einen Befehl an irgend einen Unterkommandirenden erschleichen konnte, seiner Rache wegen persönlicher Beleidigungen mehr noch, als wegen seiner politischen Verhältnisse, auf eine so unwürdige Weise zu fröhnen.

Diese Möglichkeit leugne ich. Nach allen Erkundigungen, nach den Zeugnissen al-

ler Sachkundigen, wenn ich es sagen darf, nach meinen eigenen Erfahrungen, ist es durchaus nicht denkbar, daß ein Befehl von der Art ausgeführt werde, ohne daß wenigstens einer der Nächstkommandirenden darum wisse. Dies will man nicht. Man darf also auch der Rachsucht eines Einzelnen nicht eine solche Wirksamkeit beilegen, wenn man zehnmahl eine so abscheuliche Gesinnung vermuthen will, vor der fast die menschliche Natur zurückbebt. Daß eine Regierung die scheußliche That veranlassen könnte, um höchst wichtige Zwecke zu erreichen, vielleicht die Sicherheit des Staats zu retten, ließe sich doch denken, wie sehr wir es auch mißbilligen. Aber daß ein Privatmann auf die Weise seine Rachsucht sättigen werde, mit der größten Gefahr für Millionen Menschen, die unschuldig unter den Folgen leiden könnten, für sein eigenes Vaterland, für alle, die ihm theuer und werth sind — mit der Gewißheit sein Andenken — wenn man ihn entdeckte — in alle Zeiten verflucht, sei-

nen Namen gebrandmarkt zu wissen — nein! das ist unmöglich.

Es bleibt also nichts übrig, als die Erklärung, die ich schon in Karlsruhe mir gab, als ich, etwas von der ersten Bestürzung zurückgekommen, anfieng über Ursache und Wirkung nachzudenken.

Nach aller höchsten Wahrscheinlichkeit haben Oesterreichische Husaren die Mordthat verübt; allein ohne allen Befehl, bloß um einen Beutestreich auszuführen. Daß solche Gewaltthätigkeiten möglich sind in dem Schauplatz des Krieges, wo zumahl die Vorposten stehen, wird wol kein aufrichtiger Offizier leugnen. Was aber diese That insbesondere so abscheulich machte — lag unstreitig über dem Hoffnungskreis der Thäter. Vom Völkerrecht haben sie sicher keine Begriffe. Auf jeden Fall ließe es sich wol denken, daß sie glaubten, mindere Pflichten gegen Französische Minister auf sich zu haben, von denen und von deren Regierung man sich so nachtheilige, zum Theil wunderliche,

Begriffe gemacht, die lange genug durch öffentlich zugelassene, abgeschmackte Volksblätter, stillschweigend autorisirt wurden.

Selbst das Verfahren bei der Mordthat scheint diese Vermuthung zu bestätigen, in so weit man sich auf die wenigstens in einem gewissen Grad erwiesenen Umstände beschränkt, und nicht in ganz unsichere Schlüsse sich verwickelt. Die Husaren haben gemordet, um desto sicherer rauben zu können. Sie haben geraubt, was sich gleich wegbringen ließ: was sie nicht verbergen konnten, wollten sie in das Standquartier ihres Kommandierenden bringen, um nach Kriegsgebrauch damit zu verfahren. Es mag auch wol sein, daß sie glaubten, die Minister möchten Papiere bei sich haben, die das Militär interessiren konnte, und daß sie daher auch aus einem gewissen Diensteifer die Wagen nach Gernsbach führen wollten.

Nehmen Sie diese Erklärungen an, so werden Sie auch mit mir nicht vermuthen, daß von der angestellten Untersuchung je-

mahls etwas bekannt wird. Es kann nie ein befriedigendes Resultat herauskommen, weil sie zu spät und nicht an Ort und Stelle vorgenommen ward. Um so weniger wird die Kommission sich verpflichtet halten, etwas mitzutheilen. Vielleicht läßt sich schon an sich einige Nachläßigkeit in der Disziplin nicht ableugnen, weil der Vorfall sonst auch so nicht möglich war. Wie viel weniger will man diese eingestehen, wenn es an hinlänglicher Gewißheit fehlt, die Schuldigen zu bezeichnen und danach zur verdienten Strafe zu ziehen.

Sogar die Ausdrücke, deren sich der Erzherzog in seinem ersten Schreiben bedient, das er in demselben Augenblick erließ, als er die schreckliche Nachricht erhielt *), bewiesen die Möglichkeit, daß Husaren die That wirklich verüben konnten. Und wenn nur

*) Das Schreiben ist oben Nr. XVII mitgetheilt. Man muß aber dort die eigentlichen Ausdrücke nachlesen: denn nachher wurden sie in den meisten Blättern und Zeitschriften verstümmelt.

kein Befehl dabei zu Grunde lag, warum will man eine Grausamkeit nicht denkbar finden, wovon der Krieg uns leider! so viele Beispiele giebt, wenn gleich unter etwas veränderten Umständen?

Aber, fragen Sie mich vielleicht, warum konnten es nicht verkleidete Räuber sein, die sich die Uniform kaiserlicher Husaren verschafft hatten?

Dem kaiserlichen Hof würde diese Erklärung natürlich die angenehmste sein, weil dabei niemand etwas zur Last fällt. Aber wer zu jener unglücklichen Zeit in Rastadt war, wird sie, wenn er aufrichtig sein will, schwerlich für möglich ausgeben. In der ganzen Gegend hatte man nicht das Geringste von Räubern gehört: und zu einem solchen Hauptstreich gehören doch in der That große Vorbereitungen. Ueberdies möchten wirkliche Räuber schwerlich es gewagt haben, sich als Szekler Husaren zu kleiden in einer Gegend und zu einer Zeit, wo diese Trup-

pen selbst zugegen waren. Auch werden Sie mir gestehen, daß nur das sonderbarste Ungefähr auch die wirklichen Szekler Husaren gerade zu derselben Zeit herbeiführen konnte.

XXVII. Brief.

Wien, den 25sten Juni 1799.

Sie haben so viele schöne Reisen gemacht, liebe Friederike, und doch keine Donaureise von Regensburg nach Wien. Man hat mir in Regensburg so ungemein viel von ihren Annehmlichkeiten gesagt, daß ich sehr lüstern danach geworden bin. Die Ufer der Donau sollen sich von dem Strom aus so schön ausnehmen, durch eine so unendliche Mannichfaltigkeit der Gegenden und Aussichten anziehen, daß sie die Landreise bei weiten übertrifft. Auch die Reise an sich läßt sich sehr bequem machen. Man miethet oder kauft, wenn Sie wollen, ein sogenanntes Donau-Flöß, das man in Wien fast ohne Verlust wieder verkauft. Die Schiffer, der Reise be-

ständig gewohnt, mit jedem Fleck auf das genaueste bekannt, wissen von keiner Gefahr und keiner Besorgniß. Man setzt Sie ans Land, wo Sie nur irgend landen wollen. Jeden Abend haben Sie ein bequemes Nachtlager: den Mittag wenigstens einen erträglichen Tisch. Sie können, wenn Ihre Zeit es gestattet, so viele Blumen auf dem Wege pflücken, als Sie wollen: so manche noch unbekannte schöne Gegend durchwandeln, die Sie vielleicht von dem Landwege aus nicht ahnen.

Allein diesmahl waren alle diese Lockungen für mich fruchtlos. Das einzige Mißliche bei dieser Reise ist die Zeitbestimmung. Man muß sich gute Zeit geben können, weil sie leicht einige Tage länger dauert. Diese hatte ich nicht auf das Spiel zu setzen: ich mußte also zu Lande reisen.

Auch die Landreise ist sehr angenehm. Eine treffliche Chaussee und reizende Gegenden, zum Theil von sehr verschiedenem Stil.

Es sind 52 Meilen oder 26 Posten *). Auf dem ganzen Wege kommen Sie nur durch zwei Gebiete, durch Baiern und Oesterreich.

Der Weg geht immer an der linken Seite der Donau fort. Er führt durch Unterbaiern, den fruchtbarsten Strich von Baiern. Jenes geht von Landshut bis Vilshofen; es befaßt

---

*) Die Oerter bis Linz sind folgende: Bärtling 2 St. Gailsling 3 St., Phader Station 1/2 Post; Chriestau 1/2 St., Schönach 2/4 St., Rhain 2 3/4 St., Ringan 3/4 St., Straubing 1/2 Post; Ackerhofen 1 St., Straßkirchen 2/2 St., Dobe 3 St., Plattling 2 Posten; Iserhofen 2 St., Windorf 2/2 St., Osterhofen 3 St., Kinzen 4 St., Pleinting 5 St., Vilshofen 2 Posten; Soldenau 1/2 St., Ortenburg 2 St., Fürstenzell 4 St., Engetsheim 5/2 St., Suzbach 6/2 St., Schärding 2 Posten; St. Florian 1/4 St., Lachham, Vilzpaßing, Tiefenbach 1 St., Saamberg, Jechtenham 1/2 St., Taufkirchen 2 St., Leobrechting 2/2 St., Kalling 2 3/4 St., Eggengrün, Alnersam, Siegharding 1 Post; Damelsberg, Jaging, Wezelbach, Wambrechtsham, St. Wilibald 1/2 St., Weg, Günzham, Rittberg 3/4 St., Orsing, Peyerbach 1 Post; Viesbach 1 St., Kalteneck, Weidenholz, Waizenkirchen 1/4 St., Unterbrück 2 St., Reuling 2/2 St., Efferding 1/2 Post; Altkofen 2 St., Willering 4 St., Linz 1 Post.

die beiden Gerichte Straubing und Landshut. Oberbaiern hat die beiden Gerichte Burghausen und München. Unterbaiern hat wenig Bäume, aber einen trefflichen Kornwuchs. Am meisten bauet man Weizen und Gersten. Die letztere heißt vorzüglich Korn, eben wie in Seeland. Hier wird allenthalben viel Bier gemacht, das man weit verführt, besonders in das Oesterreichische. Sehr viel soll bei der Güte des Baierschen Biers, das zu den berühmtesten in Deutschland gehört, auf das Wasser ankommen. Dagegen nehmen die Baiern wieder ihren Wein größtentheils aus dem Oesterreichischen.

Straubing ist eine hübsche Stadt. Sie hat über 1000 Häuser und gegen 12000 Einwohner. Hier wird starker Getreidehandel getrieben, beides zu Lande und auf der Donau. Der Heiligenbilder sah ich hier nicht so viele, als in der Pfalz. Die Stadt ist mit Mauern umgeben: ehemahls war sie wohl befestigt.

Plattling hat eine angenehme Lage;

nach der linken Seite eine große Ebne, durch die sich die Donau schlingt, zur rechten mäßige Hügel.

Hinter Plattling kömmt man über die Iser, die hier in die Donau fällt; dann führen mehrere Brücken über eine sumpfige Gegend, die mit Waldung bewachsen ist. So geht es fast bis Iserhofen. Bei dem Städtchen Osterhofen geht es allmählig wieder den Bergen zu. Dem Dorfe Pleinting schräg gegen über liegt das alte Schloß Hengersberg sehr romantisch an der Donau. Nun kommen Sie dicht an den Fluß. Hier ist ein wahres Donauthal. Der Fluß läuft in der Mitte durch. Zu beiden Seiten Berge mit Waldung und trefflichen Kornfeldern bedeckt.

Vilshofen ist ein hübsch gebauetes Städtchen. Ehe man hinein kömmt, liegt links die kurfürstliche Brauerei und Salzniederlage; rechts ein Kapuzinerkloster. Gleich nachher kommen Sie über die Vils, die hier in die Donau fällt. Wenn man den Um=

weg über Passau nimmt, so geht es gleich zur Linken ab über die Nie. Der Weg läuft zwischen der Nie und der Donau am Fuß der Berge weg. Er ist sehr angenehm. Sie haben eine Post nach Passau *), und wieder eine nach Schärding, wo der Weg wieder einschlägt.

Passau lohnt sehr die Mühe des Umwegs. Es ist eine schöne Stadt am Einfluß des Inn und der Ilz in die Donau. Eigentlich sind es drei Städte, die durch hölzerne Brücken zusammenhangen; die eigentliche Stadt nordwestlich vom Inn, die Innstadt südwestlich vom Inn, und die Ilzstadt östlich von der Ilz. Diese Lage giebt Gelegenheit zu einem lebhaften Handel; aber sie wird nur wenig benützt. Die Stadt hat etwa 800 Häuser und 9000 Einwohner. Die bischöfliche Residenz trägt jetzt das Meiste zum Wohlstand bei. Das beträchtliche Vermögen

---

*) Man kömmt durch die Oerter Hanspach, Neustift und Anerbach, dann vor St. Nikola vorbei.

vieler Einwohner rührt noch von dem ehemahligen starken Handel her.

Der Inn ist bei seiner Mündung am reichsten an Flußgold. Ich weiß nicht, ob Sie das Waschen kennen: es ist sehr einfach. Man versucht zuerst ob es sich der Mühe lohne. Eine kleine hölzerne Schaufel wird über ein Talglicht mit Ruß angelaufen und mit gemeinem Flußsand angefüllt. Dann wird sie so unter dem Wasser gestoßen, daß die leichteren Sandtheile fortschwemmen, die schwerern kleben bleiben. Findet man, daß wenigstens drei Goldflimmerchen kleben bleiben, so wird mit dem Verwaschen der Anfang gemacht. Man schlägt am Ufer des Stroms ein kleines Gerüst von Holz auf, mit einem breiten Brett, das schief und hinten erhoben aufliegt. Der größte Theil des Bretts ist mit einem wollenen Tuch bedeckt, und auf beiden Seiten mit Leisten eingefaßt, in welche ein hölzernes Gitter eingeschoben und wieder herausgenommen wird. Auf das Gitter wird eine Schaufel Sand nach der

andern geworfen, und dann Wasser übergeschüttet. Dieses schlemmt den Sand weg, läuft über das Tuch wieder ab, und läßt die schwereren und feineren Sand- und Goldkörner an dem wollenen Tuch zurück. Was nicht durch das hölzerne Gitter fällt, wird herabgeworfen. Wenn das Tuch stark mit Sand bedeckt ist, wird es in einer hölzernen Wanne rein ausgewaschen. Am Boden zeigt sich dann ein feiner Sand, der aus bräunlichrothen Quarz- und schwarzen Eisenkörnern, die der Magnet anzieht und aus Goldflimmerchen besteht. Zur Sonderung des Goldes von den übrigen Theilen wird etwas Quecksilber darunter gegossen, und so lange mit dem Sand unter einander gerührt, bis alle Goldtheile aufgelöset sind. Das Amalgam wird dann in einen ledernen Beutel gebracht, und das überflüssige Quecksilber wieder durchgepreßt. Was im Beutel zurückbleibt, wird auf eine eiserne Pfanne unter Kohlenfeuer gebracht, wo die Quecksilbertheile in der Luft verfliegen.

Das Gold kömmt nachher in die kurfürstliche Münze. Es werden eigene Flußdukaten daraus geschlagen. Ihrer sind aber nicht viele; keine hundert jährlich.

Meistens sind es Fischer, die sich damit beschäftigen. Jedem solchen Goldwäscher wird ein gewisser Distrikt des Flusses verliehen. Aber, weil der Gewinn geringe ist, beschäftigen sich nur wenige damit. Auch die Donau und die Ilz enthalten Gold: auf jedem Flußdukaten wird daher bemerkt, welchem Fluß er angehöre.

Die Lage der Stadt ist äußerst romantisch: in einem tiefen Thal auf einem niedrigen Hügel, der sich gegen die Donau herabzieht. Größtentheils ist die Stadt zwischen der Donau und dem Inn der Länge nach gebauet; die Straßen spitzen sich zu bei der Vereinigung beider Ströme. Meistens sind sie breit, gerade und hell. Nur die, welche nach der Donau herabziehen, sind schmal. Die Häuser sind in der eigentlichen Stadt alle von Stein, weiß angestrichen, die Gie-

bel mit viereckten Mauern geblendet, worin Fenster angebracht sind. So glaubt man lauter Italienische platte Dächer zu sehen. In der Innstadt, welche nach der Donau herunter geht, sind fast nur schlechte Häuser, von armen Leuten bewohnt. Die Brücke, welche aus der Stadt über die Donau dahin führt, wird beim Eisgang abgenommen.

Vor der Innstadt liegt die bischöfliche Festung Oberhaus, etwa 600 Schritte entfernt, auf der höchsten Spitze des felsigen St. Georgenbergs. Am Fuße dieses Bergs fängt die Vorstadt an, welche der Anger genannt wird. Sie liegt den Berg hinan; die Gärten über die Häuser und über jene die Bäume und die rauhen Felsspitzen.

Der Dom und das Residenzschloß sind schöne Gebäude. Sowol im Dom als in anderen Kirchen finden Sie mehrere vorzügliche Gemählde.

Die Stadt hat auch eine Universität. Viel verspreche ich mir nicht davon. Sie besitzt eine Bibliothek von etwa 10000 Bän-

den, aber keinen Fond zur Vermehrung.

Nach Schärding zu liegt ein großer Kiefernwald auf einem hohen Berge. Von hier zeigt sich die Stadt sehr schön gerade vor. Jenseits wälzt sich die Donau zwischen der Stadt und ihrem hohen felsigen Ufer langsam und majestätisch zwischen großen Felsstücken, die aus dem Wasser hervorragen. Rechts strömt der eben so große Inn schnell und rauschend der Donau zu, sich mit ihr zu vereinigen. Erst nach der Vereinigung erreicht die Donau ihre ganze Größe. Zwischen beiden Strömen sehen Sie die Stadt in einem Dreieck bei ihrer Vereinigung zugespitzt; eine Lage, die einzig in ihrer Art ist. Das jenseitige Ufer der Donau hat durch den Berg, an welchem die Vorstadt der Anger liegt, und auf dessen Spitze die Festung Oberhaus thront, ein nicht minder romantisches Ansehen.

Der Weg nach Schärding geht aus der Innstadt *). An der rechten Seite fließt der

*) Man kömmt durch die Oerter Garten und Zoblichen.

Inn, links weiter weg die Donau. Hier liegt hoch über der Innstadt auf dem Gebirge die Kirche Mariahilf, ein sehr besuchter Wallfahrtsort. Das Urbild der Mutter Gottes thut hier unbezweifelte Wunder; es bereichert die Stadt durch der Pilgrimme Andacht.

Zwischen Schärding und Siegharding ist die Gegend auch hügelig; doch sind die Aussichten nicht so schön *). In Schärding kömmt an der Grenze die erste Oesterreichische Mauth. Auf meiner ganzen Reise von Rastadt aus war ich nie um meine Pässe be-

*) Auch der Weg von Vilshofen nach Schärding ist sehr angenehm. Anfangs ist die Gegend koupirt: aber bald wird sie bergig und waldig. Man hat treffliche Aussichten, nicht so sehr weit, als amphitheatralisch, abwechselnd durch üppige Kornfelder und liebliches Gehölz. Der Weg geht links an Höhen gelehnt. Gegen über zur Rechten sind höhere mit Wald bedeckte Berge. Besonders schön ist die Aussicht bei Ortenburg und dem Kloster Fürstenzell. Nachher wird die Gegend wieder beschränkter, bis auf die Höhen vor Suzbach und Schärding, wo sich die Aussicht noch mehr, als zuvor, erweitert. Vor Schärding führt eine Brücke über den Inn, der rechts aus Baiern kömmt, und der Donau bei Passau zufließt.

fragt, nie visitirt. Hier geschah beides; aber ich hatte alle Ursache zufrieden zu sein. An der Grenze ist man gegen Fremde selten strenge; zumahl wenn es offenbar ist, daß kein Verdacht der Kontrebande sie trifft. Die einzige Kontrebande, die ich bei mir führte, waren einige Bücher, die wohl zu den verbotenen im Oesterreichischen gehören mochten. Allein es fiel niemand ein danach zu sehen: und wie wäre auch die Untersuchung möglich? Eben um deswillen ist es sicherer, seine Koffer nicht plumbiren zu lassen, sondern an dem Grenz-Mauth-Amt einen Visitations-Schein nehmen. Dieser befreiet zwar nicht von aller weiteren Visitation: aber er hat doch die gute Wirkung, daß man an den Thoren von Wien bei der Barriere nur sehr leicht visitirt wird.

In Schärding bekam ich die ersten Oesterreichischen Postillione. Sie tragen kurze ponceaurothe Kollets mit blauen Kragen und Aufschlägen. Ich fand auf der ganzen Reise bestätigt, was man mir in voraus von

ihnen gerühmt hatte. Sie fahren trefflich, sind munter, gefällig, und sehr genügsam. Ueberhaupt halte ich die Beförderung der Extraposten im Oesterreichischen für die beste, die ich kenne. Selbst die unsrige übertrifft sie noch, weil man schneller abgefertigt wird. Auch sind die Oesterreichischen Chausseen vortrefflich, selbst jetzt, ungeachtet sie in den letzteren Jahren durch den häufigen Transport des Geschützes sehr litten. So viel liegt daran, daß eine solche Einrichtung gleich anfangs auf die Dauer gemacht werde.

Zwischen Schärding und Siegharding fließt die Aram im Thal. Diese Gegend liegt in dem Innviertel, das durch den Teschner Frieden an Oesterreich kam. Es wird gegen Baiern durch eine Bergreihe begrenzt, die von Vilshofen ab sich links herum ziehen.

Bei Mazerkirchen kömmt man über die Anschau. Von dem Berge bei Neuburg ist wieder eine treffliche Aussicht; aber wenn es nachher herunter geht, verschwindet sie ganz.

Hinter Efferdingen kommen die Berge wieder zu beiden Seiten. Zur Linken besonders ist die Lage ein schönes Amphitheater. Eine halbe Stunde hinter Efferdingen kömmt man über einen kleinen Fluß, der in die Donau fällt. Hier ist das Ufer besonders schön. Bei dem Cisterzienser Kloster Wilhering fangen die rauhen Klippen an: man hat Waldung zu beiden Seiten. Näher bei Linz werden die Klippen noch größer. Die Häuser scheinen sich unter ihrem Schutz zu lehnen.

Die Lage von Linz ist überaus angenehm. Von der Stadt habe ich aber nichts gesehen. Ich hatte mich in Passau verspätet, und mußte nun mit der möglichsten Schnelligkeit reisen, ohne mich irgend aufzuhalten. Daher sage ich Ihnen nichts über den Weg von Linz nach Wien. Ich machte diese 12 Posten in 18 Stunden. Aber ich war von der Reise so ermüdet, daß ich fast auf nichts Achtung geben, wenigstens nichts aufzeichnen konnte.

Ueber Wien werde ich Sie in der Folge umständlicher unterhalten. Für jetzt statte ich Ihnen nur Bericht ab, von dem Merkwürdigsten, was ich in diesen ersten Tagen gesehen habe.

Unser Landsmann Scheel *) hat mich zu Dokter Gall geführt; eine ungemein interessante Bekanntschaft. Dieser Mann, ausgezeichnet durch seine geistvolle Physionomie und durch seine lichtvolle Darstellung, hat ein ganz neues, eigenes Sistem erfunden, um die Anlagen und Aeußerungen der menschlichen Seele zu erforschen **)! Durch vieljährige Beobachtungen der Thiere fand er, daß die Eigenschaften des Geistes und

---

*) Er ist jetzt Hofmedikus und Stadtphysikus in Kopenhagen.

**) Bekanntlich hat er sein Sistem nachher ungemein viel weiter ausgedehnt und entwickelt. Ich habe aber doch geglaubt, diese erste, ganz einfache Darstellung seiner Lehre, wie ich sie aus einer Unterredung aufzeichnete, werde nicht ohne Werth sein, selbst in Rücksicht auf die Geschichte dieses immer merkwürdigen Sistems.

Charakters auf die Ausbildung des Umrisses des Gehirns Einfluß haben. Bei Thieren, denen wir gewisse Eigenschaften allgemein beilegen und mit Recht beilegen, fand er immer dieselbe Beschaffenheit der Hirnhöhle. Er schloß daraus, die Nerven müßten der Hirnschale durch ihre Bewegung und Thätigkeit gewisse Eindrücke geben, die auch auf die äußere Bildung der Hirnschale wirkten. Wenn er also die Hirnschale eines z. B. noch unbekannten Thiers untersuchte, so würde er diesem Thiere Eigenschaften beilegen, welche er bei anderen bekannten Thieren unter einer gleichen Formation des Gehirns antraf.

Wegen der unverkennbaren Uebereinstimmung der thierischen und menschlichen Natur, wandte er eben diese Lehre auf die Menschen an. Er fand sie auch hier vollkommen bestätigt. Mit einer beinahe unglaublichen Sorgfalt und mit großen Kosten hat er sich eine ziemlich reiche Sammlung merkwürdiger Schädel bekannter Personen verschafft, an denen er seine Vermuthungen prüfen, seine

Schlüsse berichtigen konnte. Vorzüglich kamen ihm dabei auch Schädel hingerichteter Missethäter zu Statten, und Schädel solcher Kranken, die in öffentlichen Anstalten verpflegt, von dem Arzt beständig beobachtet wurden.

Es ist ungemein interessant, ihn bei seinen Köpfen zu sehen und darüber kommentiren zu hören. Vielleicht daß seine äußerst lebhafte Einbildungskraft ihn einige Hypothesen schon als zu sicher annehmen läßt. Aber für sehr viele Sätze, die er jetzt als Summe von seinen Erfahrungen aufstellt, hat er doch schon starke Beweise. Es ist z. B. nicht möglich die Beschaffenheit der Gehirnschale an Wurmsers Kopf zu verdammen, die Gall für ein Kennzeichen des Muths hält. So hat er mir mehrere höchst merkwürdige Köpfe von Verbrechern gezeigt, an deren Kopf sich die Wirkung von den Eigenschaften, die man bei ihnen kannte, auf das deutlichste bewährte. Dies ist es nun, was er die Gehirn-Organe nennt. Sie sind Naturanlagen des

Geistes und Charakters, beweisen durch die Einwirkung auf die Hirnschale, obgleich damit nicht gesagt ist, daß der einzelne diesen Anlagen auch gerade immer gemäß handeln werde. Ueberhaupt maßt er es sich keinesweges an, mit seinem Sistem schon bis auf einen gewissen Grad auf das Reine zu sein. Nur die allgemeinen Ideen, die ersten Umrisse hielt er für ausgemacht und sicher: die näheren Modifikationen müssen erst ein weit längeres, weit ausgedehnteres Studium an die Hand geben.

Ich gestehe Ihnen, daß er mich vollkommen überzeugt hat. Vorausgesetzt, die Beschaffenheit der Hirnschale sei immer da, wo man die bekannte Eigenschaft antrifft, so würde ich auch keinen Augenblick anstehen, diese zu vermuthen, wo ich jene finde. Das erste muß man ihm glauben. Er ist ein zu scharfsichtiger Beobachter, um sich darüber zu irren.

Aeußerst begierig bin ich auf die nähere Entwickelung des Sistems. Man kann die

wichtigsten Folgen davon sich versprechen für Erziehung, für Gesetzgebung, für das ganze praktische Leben. Um so mehr verdiente die Idee die sorgfältigste Prüfung. Gesetzt, sie wäre in ihrer ersten Form noch sehr mangelhaft: ist nicht das die Geschichte aller menschlichen Erfindungen?

Von dem Doktor Gall führte Scheel mich in das Taubstummen-Institut. Diese Anstalt, die erste der Art, die ich sah, hat mich ungemein interessirt. Unstreitig ist sie sehr wohlthätig für diese Unglücklichen. Der Direktor May nimmt sich des Geschäfts mit eben so viel Einsicht, als Wärme an. Ich bin erstaunt über die Fortschritte, welche die Zöglinge schon nach dem Aufenthalt von wenigen Monaten gemacht haben. Man kann daraus mit Zuversicht hoffen, daß sie nach der Vollendung des Unterrichts nützliche Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft werden können, wie sie für ihre Person ihre traurige Lage ungemein erleichtert sehen.

In diesem Institut erhalten 45 taub-

stumme Kinder auf öffentliche Kosten Nahrung, Pflege, Unterricht in der Religion und anderen gemeinnützigen Kenntnissen. Es werden auch Kostgänger für Bezahlung angenommen, die für Alles nicht mehr als 100 Gl. jährlich beträgt. Vermögende Eltern können besondere Bedingungen erhalten.

Die Kinder werden zwischen dem 7. und 14. Jahre aufgenommen. Vor dem siebenten Jahre sollen sie für den Unterricht zu wenig empfänglich sein, nach dem 14ten aber würden sie bis zur Vollendung des Unterrichts zu alt.

Für ein öffentliches Institut ist eine solche Vorschrift wol nöthig; aber mich dünkt, Eltern, welche den Unterricht selbst besorgen, sollten ihn früher anfangen lassen.

Schon im 3ten Jahre kann man sich durch angestellte Proben überzeugen, ob ein Kind taubstumm ist. Wenn ein sonst gesundes und munteres Kind nicht durch eine irgend dabei gemachte Erschütterung der Dinge, die **um**, **neben** und **unter** ihm sind,

aufmerksam gemacht wird, so ist ein solches Kind nach den Beobachtungen des Direktor May sicher taub. Für eine solche Probe hält er, wenn man hinter dem Rücken des Kindes mit einem Glöckchen klingelt, ruft oder pfeift. Er will aber, daß man die Probe öfterer wiederhole.

Dann giebt es verschiedene Grade der Empfindung im Gehör bei Taubstummen. Einige sind des Gehörs völlig beraubt; andere empfinden eine heftige Erschütterung und werden durch ein starkes Getön zur Aufmerksamkeit gebracht. Einige empfinden starkes Pfeifen und Schreien, und sehen sich danach um; allein sie können keine sanfte und schwache Töne angeben und bemerken.

Die letzteren können durch Unterricht zur Sprache gebracht werden, versäumt man sie aber, so nimmt ihre Unempfänglichkeit zu. Desto wichtiger wäre es, früh mit dem Unterricht anzufangen.

Der erste Anfang des Unterrichts geschieht immer durch Schreiben. Dies geschieht

auf einer Tafel; auch giebt man ihnen selbst Schiefertafeln in die Hände. So lernen sie geschwind und gut schreiben, indem sie den Buchstaben, der ihnen nicht geräth, so oft auslöschen und wieder schreiben, bis er ihnen geräth. Haben sie so einige Zeit gelernt, so werden sie angeführt, mit der Feder umzugehen. Schon in dem ersten halben Jahre erlangen sie eine ziemliche Fertigkeit in der Schrift.

Hierauf werden sie in der Tonsprache unterrichtet. Der Direktor May hat ein Alphabet in Kupfer stechen lassen, das ich Ihnen beilege. Sie sehen, daß die verschiedenen Stellungen der Finger das Mittel sind, die Buchstaben zu bezeichnen. Von diesen geht man nachher über zu den mehr zusammengesetzten.

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welcher Geschwindigkeit und Intelligenz die Zöglinge diese Sprache verstehen und anwenden. May versichert, durch eine fortgesetzte Erfahrung sich überzeugt zu haben, daß

der Beobachtungsgeist sich verhältnißmäßig bei ihnen sehr schnell und sehr stark entwickle. So ist es, als ersetze die Natur auf der einen Seite, was sie auf der anderen zu entziehen scheint.

Bei dem weiteren Unterricht richtet er eine ungemeine Sorgfalt auf richtige und deutliche Begriffe. Erst werden die Schüler mit der Benennung sinnlicher Dinge bekannt gemacht. Wenn sie eine Menge von einzelnen Begriffen wissen, so geht man nach und nach zu abstrakten über. Man unterrichtet sie durch Fragen, deren eine aus der andern entsteht, und die von allen Seiten geändert werden, sowol in Ansehung des Ausdrucks als der Wortfolge. Dadurch werden sie mit der Sprache praktisch bekannt, und gelangen nach und nach zu einer Geläufigkeit sich schriftlich und mündlich auszudrücken.

Wahrlich ein Meisterstück der menschlichen Kunst, sogar den Sprachsinn auf gewisse Weise hervorzurufen.

Ich kann Ihnen nicht sagen, mit wel-

chem gespannten Gefühl ich diese Töne hervorbringen hörte. Sie reden sehr verständlich, etwas langsam, nicht zu leise. Aber was mir leid that, war die sichtbare Anstrengung des Redens. Alle Töne haben etwas Aengstliches. Es ist, als würden sie mit physischem Schmerz aus der Brust hervorgeholt. Indeß meint May, diese Beschwerde rühre nur hauptsächlich her von Mangel an Uebung. Sie verliere sich in der Folge, wo nicht ganz, doch größtentheils.

Uebrigens ist die Organisation des Instituts in Allem, was die künftige Versorgung der Zöglinge betrifft, musterhaft. Erst dadurch wird der wohlthätige Zweck vollkommen erreicht.

In der Regel bleiben die Zöglinge 6 bis 8 Jahre in dem Institut. Nach dem zwanzigsten Jahre bleibt kein Taubstummer länger darin, wenn nicht besondere Gründe eine Ausnahme nothwendig machen.

Blödsinnige werden in dieses Institut nicht aufgenommen; auch keine Zöglinge, die

mit anderen körperlichen Gebrechen behaftet sind, die dem Unterricht im Wege stehen.

Auf Kosten des Instituts wird kein Zögling angenommen, ehe seine Lernfähigkeit von der Direktion untersucht ist, so wie sein Gesundheitszustand von dem Arzt.

Die Eltern oder Vormünder müssen sich verpflichten, nach geendigten Unterrichtsjahren den Zögling wieder zurück zu nehmen, und daher zu sorgen, daß er seinen erlernten Broterwerb fortsetzen könne.

Zwischen dem 3 und 4 Unterrichtsjahre muß jeder Zögling ein Handwerk oder eine Kunst erlernen. Die Wahl wird mit Zuziehung des Arztes bestimmt, mit Rücksicht auf des Zöglings körperliche Kräfte, Neigung und Fähigkeit.

Zöglinge, welche auswärts in die Lehre gethan werden, erhalten von dem Institut Kost, Wohnung und Kleidung. Dagegen müssen die Lehrherren sie täglich von 6 bis 8 Uhr Morgens den Unterricht genießen lassen. Das Institut trägt die Auslagen für

das Aufdingen und Freisprechen bei dem Handwerk. Nach dem Freisprechen werden sie aus der Versorgung des Instituts entlassen.

Die weiblichen Zöglinge werden durch Unterricht in allen weiblichen Arbeiten in den Stand gesetzt, bei dem Austritt aus dem Institut sich ihren Unterhalt bei ihren Eltern oder in einem Dienst zu verschaffen.

Arme Zöglinge erhalten überdies bei ihrem Austritt eine Beihülfe zur Anschaffung der kleinen Bedürfnisse für die erste Zeit, da sie sich selbst unterhalten müssen: nämlich die männlichen Zöglinge 20 Gl., die weiblichen 15 Gl.

Der Direktor May hat auch schon einen Lehrling in seiner Wissenschaft gehabt. Der Kurfürst Karl Theodor ließ den Weltpriester Ernsdorfer in dem Institut unterrichten, um selbst eine Anstalt in München zu errichten. So wirkt der thätige Mann auch außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes.

XXVIII. Brief.

Wien, den 12ten Juli 1799.

Nun habe ich in dieser Kaiserstadt drei vergnügte Wochen zugebracht; habe sehr verschiedene Gesellschaften fast von allen gesitteten Ständen besucht; Gelegenheit gehabt, als unparteiischer Fremder Geist, Sitten, Kultur der Einwohner genau zu beobachten — durch viele glückliche Verbindungen wol genauer, als leicht ein anderer Reisender.

Und das Resultat?

Auf die Gefahr hin, mein Freund, daß Sie mich durch die mannichfaltigen Reize dieser wirklich zauberischen Stadt verführt glauben — sage ich Ihnen gerade zu — über alle meine Erwartung vortheilhaft.

Zuerst ist es nicht möglich, ein gutmü=

thigeres, zufriedneres, glücklicheres Volk zu sehen, als die Wiener. Harmloser Genuß des Lebens — dies ist das Ziel des allgemeinen Trachtens in allen Ständen. Jeder genießt, so viel er kann, freuet sich, daß andere neben ihn genießen, und denkt nicht an Hader und Neid. Nirgends noch fand ich so viel Bereitwilligkeit anderen Freude zu machen, so viel Genügsamkeit mit dem Maß, was einem jeden beschieden ist. Was sonst das Leben so manchem verbittert — die stete Vergleichung mit Dem, der größere Glücksgüter, höheren Rang hat, davon zeigt sich hier fast keine Spur. Darum leben die verschiedenen Stände so einträchtig neben einander; darum giebt es hier wahre Volksfeste, — allgemeine Freudentage, woran ein jeder fast gleichen Theil nimmt. Erinnern Sie sich noch, wie traurig ich in Strasburg bei dem prächtig *) angekündigten Volksfest getäuscht ward? Nun wohl —

*) M. s. B. II. Br. XVI.

hier haben Sie jeden Sonntag im Prater ein unvorbereitetes Volksfest, woran wenigstens zwanzig tausend Menschen Theil nehmen. — ich möchte sagen alle, als Kinder einer Familie.

Der Frohsinn, der alle beseelt, pflanzt sich auf die wohlthätigste Weise fort. Sie werden, wie unwillkührlich, davon ergriffen, selbst bei geringerer Empfänglichkeit. Nie habe ich das Weise, das Menschliche in dem Biblischen „Froh sein mit den Fröhlichen“ so lebhaft empfunden, als hier. Ich glaube nicht, daß ein irgend gutgearteter Mensch, den nicht gerade jetzt ein übermächtiges Leiden niederdrückt, sich der Einwirkung der frohen Stimmung erwehren kann, die er auf allen Gesichtern, in jedes Haltung erblickt. Mögen immerhin viele von den Frohscheinenden morgen von Sorgen gequält werden. Sie sehen es ihnen nicht an, so wie sie sich jetzt darstellen; selbst wenn sie den hecklen Gegenstand berühren, strömt die herrschende Neigung durch, nicht

durch Mühseligkeiten das mannichfaltige Gute verderben zu lassen, was das Leben immer noch darbietet. Dabei finden Sie immer entschiedenes Wohlwollen gegen Andere. Eben dies ist der Grund der gepriesenen Gastfreiheit der Wiener: giebt es einen humaneren Zug? Der Wiener, der Sie täglich einladet, begehrt kein Opfer von Ihnen, keine zeremoniöse Aufwartung. Sie sollen nicht die Kosten der Unterhaltung tragen: nur sich mit ihm freuen, nur Empfänglichkeit für gesellige Freude mitbringen, nur sich unterhalten lassen, was dem Fremden so leicht wird, wenn er ein wenig die Welt gesehen hat.

Aber, werden Sie mir sagen, man wirft ja den Wienern gewöhnlich einen übermäßigen Hang für die Tafel vor. Ist nicht eben in dieser Art der Sinnlichkeit, der gröbsten von allen, etwas, das den Geist abstumpft? das auch den Frohsinn, den sie sonst zeigen, überhaupt wieder herabwürdigt?

Ich weiß nicht, ob die Wiener dem Wohl-

leben bis auf diesen Grad ergeben sind. Mir ist es nicht so vorgekommen. Bis auf unbedeutende Nüancen nach, ist die Tafel in den ersten Gesellschaften ungefähr besetzt, wie in unseren Gegenden. In den niederen Ständen ißt man vielleicht besser, als anderswo — Dank sei es dem fruchtbaren Boden und den verhältnißmäßig wohlfeilen Preisen: aber nicht mehr. In Weinen ist der Luxus in Ganzen geringer, als bei uns. Soll man sich darüber wundern, daß der gemeine Mann in einem Weinlande Wein trinkt? Dagegen sehen Sie fast keinen Betrunkenen. So lange ich hier bin, habe ich nie jemand auf der Straße trunken gesehen, nicht auf Spaziergängen, nicht in Wirthshäusern? Und wenn der Wiener mehr con amore ißt und trinkt, als der Nordländer, so liegt es an seinem Klima, an seinem überhaupt regeren sinnlichen Gefühl. Hören Sie ihn von den Umgebungen Wiens sprechen, von dem Prater, von der Musik, von seinem Schauspiel: und lassen Sie den Ham-

burger von den Vergnügungen seiner Vaterstadt reden. Sie werden bald den Südländer von dem Nordländer unterscheiden.

Ferner macht man den Wienern den Vorwurf der Beschränktheit. Sie setzen ihre Kaiserstadt über Alles in der Welt; halten sie für die erste, vorzüglichste Stadt; sind übermäßig stolz darauf.

Ja sie sind es. Wollen wir sie deswegen schelten?

Es ist eine herrliche Sache um diese Zufriedenheit mit der Heimath. Oft wird sie Nahrung großer bürgerlicher Tugenden: allgemein ist sie eine sehr reiche Quelle häuslicher Glückseligkeit. Man spricht so viel von den Mitteln zur Erweckung der Vaterlandsliebe. Sie liegen alle in der Kunst: zu machen, daß es uns im Vaterlande am besten gefalle. Wir brauchen deswegen nicht unsere ferneren Brüder von uns zu stoßen: nicht durch unübersteigliche Klüfte uns von ihnen getrennt glauben. Nur unseren Standpunkt auf der Erde wählen wir da, wo es

uns am meisten wohl ist. Heißt nicht das unserer Bestimmung auf Erden getreu sein? Setzen doch jetzt die neuesten Staatsrechtslehrer sogar das Wesen des Staats in seinem Gebiet: eine Lehre, wodurch sie Anhänglichkeit an das Vaterland zur ersten bürgerlichen Pflicht machen. Diese Anhänglichkeit ist unzertrennlich von einem gewissen Gefühl des Stolzes. Keiner Nation ist es mehr eigen, als den Britten: es ist ein Hauptstück des so gepriesenen Brittischen Nationalsinns. Will man an dem Wiener tadeln, was man von dem Londner rühmt?

Und wirklich die Wiener mögen sich ihrer Stadt mit Recht freuen. Es ist eine schöne, volkreiche, angenehme Stadt, die Alles in Ueberfluß darbietet, was zum physischen Genuß des Lebens gehört, und sehr viele Mittel für geistigen Genuß. Das Klima scheint mir wohlthätig; der Frühling soll reizend sein; die Gegenden sind vortrefflich. Die Menschenrace ist von ausgezeichneter Schönheit: im Umgang sind alle höf-

lich und gefällig; in ihrem Thun ehrlich, friedlich, dienstfertig. Verhältnißmäßig sind alle Bedürfnisse wohlfeil: für Vergnügungen nach dem Maßstab des Vermögens fast aller Stände ist so sehr gesorgt, wie nur irgendwo. Die Polizei ist vortrefflich. Jedermann genießt der größten Sicherheit: äußerst selten hört man von schweren Verbrechen. Wohlhabenheit herrscht fast allgemein: die Abgaben sind sehr mäßig. Die Regierung ist mild und aufmerksam auf Alles, was das allgemeine Wohl befördern kann.

Auch kann keine Nation ihrem Souverain treuer ergeben sein, aufrichtiger anhängen, als die Oesterreicher. Mir sind rührende Beispiele dieser Gesinnungen von allen Klassen in Menge bekannt geworden. Wahrlich es lohnte sich der Mühe, solche Züge zu sammeln: sie würden ein politisches Lesebuch anfüllen, daß die Schulen mit dem besten Erfolg gebrauchen könnten. Jetzt freilich möchte man sagen, wäre es eben nicht

schwer, diese Zufriedenheit an den Tag zu legen, da das Oesterreichische Staatsschiff mit vollen Segeln geht. Aber eben so war es während des vorigen Krieges, zu der Zeit, als Buonaparte sich Wien näherte; eben so war es, als mißverstandener Revolutions-schwindel einen kurzen Versuch machte, auch die Oesterreichische Hauptstadt zu vergiften. Nirgends war dieser Versuch schlechter be-rechnet, als für Wien. Unter einem Volk, das seine Regenten so liebt, dem es so wohl ist, als den Oesterreichern, kann der gefähr-liche Saame nie aufgehen: er wird sicher immer im ersten Keim ersticken.

Gegen die Französische Regierung herrscht ein ziemlich allgemeiner Haß. Jedermann fühlt ihr Unrecht; fühlt, daß Oesterreich zum Kriege gezwungen ist. Desto bereitwilliger ist auch jeder zu den Anstrengungen, die der Krieg unvermeidlich macht. Ueberdies lebt man in den schönsten Hoffnungen. Noch nie glänzte den Oesterreichischen Waffen ein schönerer Tag. Auf die Siege des Erzher-

zogs Karl in der Schweiz sind in Italien die größten Fortschritte gefolgt, Fortschritte, die fast die kühnste Ahnung überstiegen. Schon verbreitet man in den Neuigkeitsladen das Testament der weiland Cisalpinischen Republik *), indeß andere in angemessenem Volkston verfaßte Schriften **) die Vorspiegelungen der Apostel der Revolutionsgrundsätze mit Erfolg zu bekämpfen fortfahren, um auch den Deutschen die Augen zu öffnen, die empfänglicher für solche Lehren sind, als die Oesterreicher.

---

*) Das wahrhafte Testament der weiland Cisalpinischen Republik, nebst dem offiziellen Berichte über ihre Krankheit und ihren Tod, wie ihn der erste Leibmedikus der Verstorbenen dem Französischen Direktorium abgestattet hat, 1799. 42 S. kl. 8; eine zwar etwas grobe, aber doch nicht ganz mißlungene Satire.

**) M. s. besonders Rede eines Guthsherrn an seine Unterthanen in Oesterreich. Der Ertrag ist für die beschädigten Tyroler bestimmt. Wien 1799. 24 S. kl. 8.

Wie ganz anders urtheilt man nun über den Minister, dem man den größten Antheil an den jetzt genommenen Maßregeln zuschreibt, als ehemahls! Ich habe ihn gesehen, den Baron Thugut — ein seltenes Glück für einen Fremden, der nicht spezielle Anliegen hat. Seine Physionomie ist ausgezeichnet: sein Auge klein, aber voll Feuer und Geist. Sie wissen, wie sehr ich dem Talent und der Festigkeit des Charakters huldige: Sie kennen also schon mein Urtheil über Thugut. Diese Eigenschaften macht ihm niemand streitig. Er allein widersetzte sich den Präliminarien von Leoben, die doch unstreitig vortheilhafter waren, als der immer noch gute — nur nicht gehaltene — Friede von Campo Formio. Um ihn zu bewegen, drohete ihn ein angesehener Mann, mit der Einnahme von Wien. „Wenn dem so wäre,“ erwiederte Thugut, „so ist Wien nicht die Monarchie.“ Jener versicherte ängstlich, das Volk würde ihn steinigen. Ohne etwas darauf zu antworten, klingelte Thugut, und

befahl anzuspannen. „Erzählen Sie," sagte er, „daß ich spazieren fahre, um zu zeigen, wie gewiß ich meiner Sache bin." Und er hatte Ursache es zu sagen. Man mag ihm vorwerfen, was man will: niemand kann ihm Unfähigkeit oder bösen Willen zur Last legen. Es ist höchst lächerlich, in den Französischen Journalen diese ewige Litanei von Englischen Bestechungen zu lesen. Wie in aller Welt, wollten denn die Franzosen selbst — und das heißt viel gesagt — es anfangen, einen Mann zu bestechen, der keine Leidenschaften hat, als Ruhmliebe für seine Monarchie? Einen Minister, der keine Schulden und keine Bedürfnisse hat; der eben so eingezogen als arbeitsam lebt; seine ganze Zeit auf der Staatskanzelei zubringt, bis auf wenige Stunden Mittags und Abends auf einem mäßigen Landhause in einer Vorstadt; der nicht die Tafel liebt, kein Spiel, keine Weiber; der keine Frau, keine Kinder, keine Verwandten hat, die er poussiren will, keine Launen, die

er nicht sehr leicht befriedigen kann? Ich glaube, wenn Sie wollen, an alles Arge der großen Welt: aber wie einem solchen Manne beizukommen ist — das ahne ich wahrlich nicht!

Auch den so vielfach beschäftigten Finanzminister, Grafen Saurau, habe ich kennen lernen. Er ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, von vieler Thätigkeit, von dem besten Willen. Insonderheit hat er sich große Verdienste erworben um die Kanalarbeiten, ein Gegenstand von der größten Wichtigkeit für den inneren Wohlstand der Monarchie, wodurch einem sehr stark gefühlten Bedürfniß abgeholfen wird. Ferner zeichnete er sich höchst vortheilhaft aus, bei dem allgemeinen Aufgebot, das im Jahre 1797 ergieng, als Wien bedrohet ward. Diese kräftige Maßregel trug nicht wenig dazu bei, Buonaparte's Lage so mißlich zu machen, daß er eine Friedensunterhandlung einleitete in dem Augenblick, da er glauben machen wollte, das Schicksal Wiens und

der Oesterreichischen Monarchie läge in seiner Hand.

In der That, wenn man die enormen Kräfte der Oesterreichischen Monarchie erwägt, läßt es sich nicht begreifen, wie sie in dem Kriege gegen Frankreich unterliegen konnte. Sie hatte vor dem Frieden von Campo Formio gewiß 27 Millionen Menschen; ihre Länder zusammengenommen gehören zu den fruchtbarsten und reichsten von Europa; die Bedürfnisse, die sie von dem Auslande ziehen, stehen ihrer Ausfuhr weit nach. Schon seit mehreren Menschenaltern hatten diese glücklichen Provinzen nie einen Feind gesehen, nie die Schrecknisse des Krieges erfahren. Die Armee wird von allen vortrefflich genannt: sie war mit allen Kriegsvorräthen im größten Ueberfluß versehen. Sie ist von dem besten Geist beseelt. Was ich selbst davon gesehen habe, heißt mich meinen Erwartungen fast kein Ziel setzen. „Es ist wahr!“ sagte der Erzherzog Karl, „es ist eine herrliche Armee: ich glaube, ich

„könnte Alles damit unternehmen." Und wie unbedeutend sind die Wunden, die der Krieg dem Reich bisher geschlagen hat! Oesterreich hat nun seit beinahe zwölf Jahren ununterbrochen Krieg geführt, aber wahrlich! Sie bemerken es nicht, wenn Sie in diesen Staaten reisen. Ich bin nun durch einen beträchtlichen Strich gekommen: allenthalben fand ich Städte und Land wohlhabend. Nirgends konnte ich eine Spur entdecken, daß es dem Ackerbau an Menschen, dem Landmann an Verlag fehlte. Die Felder sind auf das sorgfältigste angebauet: Wohnungen, Vieh, Hausgeräthe haben das beste Ansehen. Keine öffentliche Arbeiten, keine gemeinnützige Veranstaltungen sind über den Krieg unterblieben. Nicht einmahl die Wege sind vernachläßigt, die doch so leicht durch die ungeheuren Kriegstransporte leiden! Und das alles nach einem so langen Kriege, der doch sicher mächtige Summen aus dem Lande zog. Ein Staat der noch so viel innere Kraft hat, was müßte er nicht ausrichten,

wenn er sich anstrengt, wenn er einmahl alle seine Ressourcen aufbietet.

Man hat einige Besorgnisse geäußert, wegen der Finanzen. Ich gestehe, ich begreife sie nicht. Die Wiener Bankzettel sind in den letzteren Jahren beträchtlich gefallen: auch die Staatspapiere die 5 Prozent jährliche Zinsen geben, stehen um 20 Prozent unter ihrem Nominalwerth. Aber es ist nicht möglich, daß das Mißverhältniß, dieser Mißkredit ihren Grund haben können, in einer wirklichen Unterbalanz des Staats. Sie können nur verursacht sein durch irgend einen partiellen Mißgriff der Verwaltung, von dem man nicht unterrichtet ist: wahrscheinlich durch eine unverhältnißmäßige Ausgabe von Bankzetteln zu einer Zeit, wo man beträchtliche auswärtige Zahlungen hatte, oder dergleichen etwas. Daß die Regierung aufmerksam geworden ist, reicht sicher schon hin, das Uebel zu heben, das nur noch im ersten Anfang ist. Denn das kann ich mir nicht denken, daß man bei der Fort-

setzung des Krieges das zwar leichte, aber äußerst gefährliche Mittel gebrauchen wird, was Papiergeld und aufkündbare Staatsobligationen darbieten. Glücklich der Staat, der ihrer nicht bedarf, und dies ist ausgemacht der Fall bei Oesterreich.

„Unser Kaiser kann Alles," sagte mir ein sehr bedeutender Oesterreichischer Staatsmann, „aber er kann nicht Köpfe genug „machen, für das Bedürfniß der großen „Monarchie!" Vielleicht gielt dies auch von der Finanzverwaltung. Wirklich werden so viele, so mannichfaltige Kenntnisse erfodert zu einem Finanzier, so große Erfahrung, so ununterbrochene, geschärfte Aufmerksamkeit auf die Lage, die Zeitbedürfnisse des Staats, und über dies alles eine eiserne Stirne, ein unerschütterlicher Muth, eine seltene Selbstverleugnung — daß man sich wol nicht wundern darf, wenn auch die Oesterreichische Monarchie keinen Ueberfluß an solchen Beamten hat. Ich weiß nicht, ob es den meisten anderen Staaten besser geht.

Wenigstens könnte ich Ihnen eben aus der Finanzgeschichte der Mächte, die in den Revolutionskrieg verflochten waren, häufige Kabinetsstücke aufstellen, die für die Weisheit in diesem Zweige der Staatsverwaltung eben kein günstiges Zeugniß ablegen.

Um so weniger dürfen Sie daraus einen nachtheiligen Schluß ziehen für die Stufe der Kultur, auf welcher die Oesterreicher stehen.

In keinem Stücke thut man ihnen, nach meiner besten Ueberzeugung, so sehr Unrecht, als eben in diesem. Es ist eine unartige Sitte der nördlichen Deutschen, sich über die Süddeutschen zu erheben, ihre Kenntnisse, ihre Fähigkeiten sogar herabzusetzen. Warum? — weil sie weniger schreiben: denn im Grunde kömmt es doch immer darauf hinaus.

Aber ist denn das Vielschreiben das wahre, das einzige Kennzeichen der Geisteskultur? Wiegt nicht ein einziges echtes Produkt des Genies, eine ganze Schaar

mäßiger literarischer Machwerke auf? Kann man nicht Geist, Kenntnisse, feinen Geschmack besitzen, ohne Neigung zum Bücherschreiben?

Es mag sein, daß die Staaten im nördlichen Deutschland manche Hülfsmittel, manche glückliche Verhältnisse vor dem südlichen voraus haben: in anderen Rücksichten haben diese wieder den Vorzug.

Allerdings ist die protestantische Religion, in Ganzen genommen, der wissentschaftlichen Bildung günstiger. Die nördlicheren Nationen werden durch ihre Lage, man möchte sagen, durch eigenes Bedürfniß zu größerer Thätigkeit angetrieben. Diejenigen, die reisen können, sammeln sich gewöhnlich ausgebreitetere Erfahrungen, die nachher auf mannichfaltige Weise in den allgemeinen Umlauf der Kenntnisse kommen.

Dagegen verdanken die Bewohner des südlichen Deutschlands ihrem Klima eine lebhaftere Phantasie, einen froheren Sinn, ein regeres Gefühl für Schönheiten der Kunst

und Natur. Ich möchte ihnen in Ganzen mehr Genie beilegen, mehr Erfindungskraft: den Nordländern mehr Scharfsinn, größere Besonnenheit. Inzwischen folgt es von selbst, daß jene Anlagen auch auf die wissenschaftliche Kultur entschiedenen Einfluß haben. Sehr oft ersetzt dort die Stärke des Antriebs, was hier die Dauer vermag. Der Südländer genießt seines Lebens mehr, ist froher, strengt sich weniger an: oft muß der Nordländer durch Fleiß und Beharrlichkeit erreichen, was jenem der göttliche Funke in einem Schlag giebt.

In dem nördlichen Deutschland werden immer, auch bei übrigens gleichen Verhältnissen, mehr arbeitende Gelehrte, mehr Schriftsteller sein — aber darum nicht größere Gelehrte, glänzendere Genies. Das südliche Deutschland wird stets den Vorzug behalten in der Kunst, in dichterischer Darstellung, in der feurigen Beredtsamkeit. Nehmen Sie die Hindernisse weg, die das Pfaffenregiment — erkannt oder unerkannt — und

die unzähligen vielen kleinen Staaten und Freistädte, und die zu große Nachgiebigkeit der Regierungen großer Länder gegen den Magnatensinn — dem freien Spielraum geistiger Kräfte in den Weg legen — wir wollen sehen, wie es um den vermeinten Vorrang des nördlichen Deutschlands stehen wird. Waren es doch die südlicheren Gegenden Deutschlands, wo der freiere Sinn zuerst sich erhob, wo jene persönliche Knechtschaft zuerst gebrochen ward, die eine ausgebreitetere Kultur und wirksame Regierung durchaus unmöglich machte.

Seit anderthalb Jahren habe ich nun immer im südlichen Deutschland gelebt. Ich hatte Gelegenheit sehr viele Leute zu sehen von allen Ständen. Auf meinen Reisen konnte ich auch die Sitten, den geselligen Ton mehrerer Länder beobachten. Nun wohl: ich versichere Sie, mein Freund, ich finde in Rücksicht auf Kultur überhaupt genommen, wenig Unterschied mit dem nördlichen Deutschland. Gleichwol kam ich her

mit allen Vorurtheilen, die Schriftsteller und Reisende bei uns gewöhnlich verbreiten. Aber ich fand es ganz anders. Um so mehr halte ich es für Pflicht, diese Wahrheit laut zu bekennen. Von Kindheit an hatte ich einen lebhaften Widerwillen gegen alle Ungerechtigkeit: ich empfand einen unwiderstehlichen Drang dem Leidenden zu helfen. Diesem Triebe getreu habe ich auch in Schriften stets mich dessen angenommen, dem Unrecht geschah. Sie müssen sich also nicht wundern, wenn ich künftig, so oft der Anlaß sich darbietet, die Kultur des südlichen Deutschlands in dem günstigeren Licht darstelle, worin sie mir erschien. Ich streite darum nicht mit Anderen über ihr Urtheil: ich sage bloß, wie ich es fand. Irre ich, so lag die Schuld wenigstens nicht an meiner Sorgfalt, richtig und genau zu beobachten.

Von den Oesterreichischen Staaten und von Wien insonderheit gilt in vorzüglichem Grade, was ich über das südliche Deutschland überhaupt sagte. Man stellt sie uns

gewöhnlich vor als halb barbarisch in Rücksicht auf Geisteskultur: um mehr als ein halbes Jahrhundert zurück gegen die aufgeklärteren Länder. Aber ich versichere Sie, ich fand eine ungleich größere Masse von Kenntnissen, in den verschiedenen gesellschaftlichen Zirkeln, als ich ahnen konnte. Bei den gebildeten Ständen dürfte der Unterschied nicht groß sein. In Wien leben vorzügliche Gelehrte in allen Fächern. Daß sie meistens auch sehr bescheiden sind, daß sie sich nicht vordrängen — sollte ihnen wenigstens nicht zum Vorwurf gereichen. Eben so soll es in anderen Theilen der Monarchie sein. Ferner giebt es unter den Staatsbeamten vielleicht eben so viele ausgezeichnete Männer, als in andern Reichen. Mehrere Zweige der Administration sind vortrefflich eingerichtet. Von den Künsten brauche ich nicht zu reden. In diesem Punkt lassen alle Reisende Wien Gerechtigkeit widerfahren.

Nur mit der Zensur und den Bücherverboten bin ich nicht zufrieden. Die Grün-

de, wodurch man sie zu rechtfertigen sucht, schienen mir nicht hinreichend. Man beruft sich auf die freilich zum Theil übereilten Reformen Joseph II, die es nöthig machten, in manchen Stücken wieder zurück zu gehen: Ferner auf die Gefahren der Verbreitung revolutionärer Grundsätze, der Mißbräuche der neuen, größtentheils so unverständlichen, Philosophie. Aber den Unzuträglichkeiten, die man daher besorgte, ließ sich durch andere Maßregeln vorbeugen, die nicht in dem Grade die freie Mittheilung der Ideen hindern. Solche Anstalten bleiben immer unglücklicher Mißgriff der irre geleiteten Regierung. Sie hindern das Gute und verfehlen dennoch ihres Zwecks. Das einzige was sich mit Grund zu ihrer Beschönigung sagen läßt, ist gerade der strengste Tadel. Sie werden nicht so streng ausgeführt. Auch verbotene Bücher kann man gegen einen Schein auf des Empfängers Namen erhalten. Unverdächtige Fremde werden so gelinde bei der Nachsicht ihres Ge-

päcks behandelt, daß dadurch manche literarische Kommunikation Statt findet. Und in Wien kann man — wenigstens in Friedenszeiten — alle und jede Schriften sicher, meistens sogar unbemerkt, durch die fremden Gesandtschaften und die Reichshofräthe erhalten. Ein Vorrecht des unabhängigen Reichsgerichts, dessen stete Fortdauer der Oesterreichischen Regierung eben so sehr Ehre macht, als es mit dem System in auffallendem Widerspruch steht, wozu verblendete und leidenschaftliche Räthe sie leider nur zu oft verleiteten.

XXIX. Brief.

Prag, den 17ten Juli 1799.

Vorgestern Abend um elf Uhr bin ich hier angekommen, lieber Bruder. Meine Reise von Wien aus gieng ununterbrochen, mit vorausbestellten Pferden, so schnell, daß ich Dir nichts von dem Wege sagen kann. Aber beinahe wäre mir meine Eile theuer zu stehen gekommen. Der Postillon in Böhmisch-Brod, der vorletzten Station vor Prag, gereizt durch die doppelten Trinkgelder, fuhr einer anderen Extrapost pfeilschnell so unbesonnen vorbei, daß er meinen Wagen auf ein Haar den Hügel herabgeworfen hätte. Ich griff ihm noch eben in den Zügel, und nahm mir vor, kein Vorbeijagen wieder zu gestatten. Indeß war dieser Vor-

fall Schuld, daß ich erst einige Minuten nach Thorschluß ankam. Das Thor ward mir aber ohne Schwierigkeit wieder geöffnet.

Prag, die zweite Stadt der Oesterreichischen Monarchie, ehe auch Venedig ihr einverleibt ward, ist etwa halb so groß, als Wien mit den Vorstädten. Sie ist unregelmäßig gebauet, streckt sich mehr der Breite, als der Länge nach, fast in einem halben Zirkel. Die Zahl der Einwohner ist 82000, unter denen etwa 18000 Juden sind; Häuser sind über 4000. In Ganzen ist die Stadt gut gebauet; sie hat viele schöne, mehrere prächtige Häuser, selbst große und erhabene Paläste. Mit diesem kontrastirt auf eine unangenehme Weise die große Menge unansehnlicher und schlechter Häuser. Die größten Häuser sind, wie in Wien, Höfe mit einer Einfahrt, die meistens in der Mitte ist. Es giebt mehrere freie, unter diesen einige große Plätze: die Straßen sind größtentheils breit und gerade, aber nicht lang.

Ringsum ist die Stadt mit Bergen um=

geben; weiterhin wird die Gegend wieder eben. Fruchtbar ist sie durchaus. Einige unter den Bergen sind beträchtlich hoch: einige mit Waldung, andere mit reichen Kornfeldern bedeckt. Dieser gemischte Teppich, in dessen Mitte Prag liegt, selbst an und zum Theil auf einem Hügel, den man wohl Berg nennen kann, mit der in mannichfaltigen Krümmungen, durchfließenden Mulde, giebt eine treffliche Aussicht. Insonderheit ist eine schöne Aussicht von dem Wirthshaus Belvedere, auf einer Höhe, dreiviertel Stunden von der Stadt in einem reizenden Gehölz. Man sieht hier aber auch, wie mich dünkt, daß die Stadt nicht haltbar ist, wenn nicht eine beträchtliche Armee neben den Mauern auch die gefährlichsten Höhen vertheidigt.

Rechts vor dem Thore, in dem man hereinkömmt, liegt das Invalidenhaus, ein treffliches, großes Gebäude, an den Abhang eines Hügels gelehnt und gerade vor einer fruchtbaren Gegend. Die Einrichtung soll

sehr gut sein: die Zahl der Invaliden ist 7 bis 800.

Die Stadt hat acht Thore, unter welchen sechs zu Hauptstraßen führen. Sie besteht aus vier Theilen, der Altstadt, der Neustadt, der kleinen Seite und dem Radschin. Durch die Stadt fließt die ziemlich breite Mulde oder Moldau. Sie kömmt links von der Oesterreichischen Grenze her. An der Seite des Radschin weg geht sie in verschiedenen Krümmungen gegen Leutmeritz zu. Nicht weit von Prag, ungefähr Melneck gegen über, fällt sie in die Elbe. Es giebt in der Gegend an der Mulde mehrere gute Weinberge. Der vorzüglichste von ihnen ist eben der Melnecker, der dem Burgunder nahe kömmt.

Ueber die Mulde führt eine große steinerne Brücke, mit vielen Heiligen und anderen Statuen besetzt. Mit dieser Brücke fängt die kleine Seite an.

Der Radschin ist ein ziemlich hoher Berg, auf welchem das Schloß, die Dom-

kirche und die dazu gehörigen Gebäude stehen. Verschiedene Häuser sind recht ansehnlich. Ueberhaupt mögen hier etwa 600 Häuser stehen. Dieser Berg macht das nördliche Ende der Stadt aus, und ist mit einer starken Mauer umgeben, die, nebst einem tiefen Graben, die Stadt von dieser Seite befestigt. Die Aussicht über die Stadt von der Höhe des Berges ist vortrefflich. Man muß aber, um die Gegend ganz zu übersehen, sie auch von dem Streuhof und von den Laurentiiberg, beide zur Rechten des Radschin, aber beide nach etwas verschiedenen Richtungen, betrachten. Jede dieser Aussichten hat ihre verschiedenen Vorzüge und setzt andere Theile der Stadt in das volle Licht, so wie sie jeder an einer Seite die volle Uebersicht hindern. Der Weg auf den Berg ist ziemlich beschwerlich; doch wissen die Prager Kutscher ihn mit großer Geschicklichkeit zu fahren. Für die Fußgänger sind Stufen in dem Pflaster.

Die Domkirche ist ein altes, sehr gro=

ßes, in ihrem Stil prächtiges Gebäude. Sie muß ehedem viel größer gewesen sein. Das Stück einer alten Mauer und eine kleine Kapelle zur Linken an dem Eingang des Platzes haben mit dazu gehört. Diesen gerade gegen über sieht man ein erstaunend großes Gemählde, das jetzt an der äußeren Mauer der Kirche sich befindet. In der Kirche sind einige alte Begräbnisse. Insonderheit zeigte man mir sehr andächtig das Grab des heiligen Nepomuk, und des heiligen Wenzel. Jener der Schutzpatron Böhmens, ist ein vorzüglicher Gegenstand der Andacht. Seine Zunge wird auch den kaiserlichen Herrschaften zum Küssen gereicht.

Interessanter war mir ein sehr altes in Holz gearbeitetes Basrelif der Stadt Prag, das selbst als Kunstwerk Aufmerksamkeit verdient.

Auf den Thurm steigt man nicht ohne große Beschwerde: aber die Aussicht belohnt die Mühe reichlich. Sie gehört mit zu den schönsten, die ich kenne. Man übersieht die

Stadt Prag von hieraus vollkommen, eine weite fruchtbare Gegend, den Lauf der Mulde, die ganze Lage der Berge.

In dieser Kirche wird die Böhmische Krönung verrichtet. Die Krone und die Insignien befinden sich daher in der Verwahrung des Domkapitels.

Das Schloß ist ein weitläufiges Gebäude, eins der größten in Deutschland, weit größer als die kaiserliche Burg in Wien. Es hat drei Höfe und enthält über 500 Zimmer. Von dem alten Gebäude ist nur noch ein kleiner Theil übrig: nämlich der alte, große Krönungssaal, von König Matthias im Gothischen Geschmack gebauet, mit sehr künstlicher Stuckaturarbeit, und das daran stoßende Kabinet, das als ein Pfeiler vor der Mauer hervorragt. Aus dem halb vermauerten Fenster dieses Kabinets wurden zu Anfang des dreißigjährigen Krieges die kaiserlichen Räthe in den vor dem Schloß liegenden Graben herabgestürzt, doch ohne Schaden zu nehmen. Jetzt ist ein schöner

Rasen hier. Eine Pyramide verewigt das Andenken, wenn nicht die Tradition der Schloßaufseher es ohnehin erhielte. In dem großen Saal speiset der Kaiser und die Kaiserinn nach der Krönung. Zu beiden Seiten des Throns sind erhobene Gallerien für die Erzbischöfe von Prag und Ollmüz.

Der übrige Theil des Schlosses, der sehr verfallen war, ist von Maria Theresia so gut, wie neu aufgebauet. Der Bau ward bei einer Hungersnoth vorgenommen, um den Böhmen Nahrung zu verschaffen. Die Zimmer sind anständig, nicht prächtig. In dem ersten Stock bestehen die Tapeten durchaus aus Deutschen Gemählden aus dem alten Schloß. Die Böhmen hielten zu jeder Zeit viel auf Gemählde. Es sind auch einige sehr gute darunter; doch sind die schönsten in die Galerie des Belvedere gekommen, wohin sie als Belege zur Geschichte der Kunst eigentlich gehören. In dem letzten Zimmer sind noch vier sehr große Stücke, aus dem Schwedenkrieg übrig geblieben.

Auch bemerkte ich ein schönes Gemählde der Angelika Kauffmann, Hektors Abschied von Weib und Kindern, etwa vor zwanzig Jahren gemahlt. Unter den übrigen Zimmern ist ein großer Tanzsaal, einfach aber sehr gut eingerichtet. Aus den herrschaftlichen Zimmern ist allenthalben eine schöne Aussicht über die Stadt. Ein anderer Vorzug dieses Schlosses sind die breiten, sehr hellen Kreuzgänge, an deren anderen Seite sich eine doppelte Reihe Zimmer befindet. Im zweiten Stock sind die Zimmer mit gewöhnlichen Tapeten für die hier residirende Erzherzoginn eingerichtet. Solcher Hofhaltungen sind mehrere in den Oesterreichischen Staaten.

Bei dem Schlosse ist ein Hofgarten, unerheblich an sich, aber ganz angenehm als öffentlicher Spaziergang.

Auf dem Wall bemerkte ich beim Weggehen eine Pyramide, worüber mein Führer mir keine Auskunft geben konnte. Es war eine Denksäule, die Kaiser Joseph einem

tapfern Krieger von Ellrichshausen 1799 errichtete. Aber siehe da, sie war schon zerstört! Ganze Stücke des eingelegten Marmors waren abgefallen; nur die Inschrift war noch unverletzt.

Außer dem Hofgarten giebt es verschiedene Privatgärten, welche die Eigenthümer zum öffentlichen Spaziergang frei geben. In der Stadt selbst ist bloß eine kleine, noch junge Promenade, zum Graben genannt.

Die beliebtesten Sammelplätze sind an der Mulde. Dieser Fluß, der von Süden gegen Norden läuft, krümmt sich hier in Südosten. So bildet er eine Landzunge und veeschiedene Inseln, die mehr oder weniger von den Freunden der schönen Natur und der Geselligkeit benützt werden.

Die größte ist das sogenannte große Venedig, ehemahls der Schauplatz der Thierhetze, wovon man noch die Ueberbleibsel sieht; jetzt nur von Gesellschaften aus der untersten Volksklasse besucht.

Das kleine Venedig, mitten im

Fluße, der Brücke gerade gegen über, hat eine schöne Allee von dichten Kastanienbäumen. Allein die Freude des Spazierengehens wird durch die Musketen gestört. Die Insel gehört der Schützengesellschaft. Sie hat hier ihren Uebungsplatz und ein Haus, in dem sie stolziert, wie gewöhnlich solche Gilden. Hinter dem Hause verbreitet sich eine lange Wiese mit Obstbäumen bepflanzt; an ihrem Ende öffnet sich eine reizende Aussicht über den Fluß in die Berge.

Die besuchteste ist die kleine Färberinsel, beschattet von hohen Pappeln, unter denen Sonntags die ganze glänzende Welt von Prag wandelt.

Aber wer nur der schönen Natur sich freuen will, zieht den schattigen Weidenhain vor, dem Invalidenhause gegen über. An der östlichen Spitze insonderheit ist eine reizende Aussicht über eine treffliche Landschaft.

Auf dem Rückwege von diesem angenehmen Spaziergang besah ich die Judenstadt. Es ist eine mäßig lange, nicht

breite Gasse mit einigen sehr schmalen Quergassen, welche von der übrigen Stadt durch zwei Durchfahrten von beiden Enden abgesondert wird. Hier ist eine erstaunende Menge Menschen in einem kleinen Raum zusammengedrängt. Mehrere Familien wohnen in einer Stube, die Betten über einander, wie bei den Hängematten der Matrosen. Schmuz und Gestank sind die natürlichen Folgen dieses Uebelstandes. Es kostet wirklich Ueberwindung, sich, auch nur im Wagen, durch dieses Gewirr von Armseligkeit zu treiben. Indessen findet man unter so vielen bleichen Gesichtern doch auch einige so blühende, daß man versucht wird, sie einer andern Generation zuzuschreiben. Aber bei weiten nicht alle Juden in Prag wohnen hier beisammen. Auch in den nächst anstoßenden kleineren Gassen wohnt eine Menge derselben. Viele Vermögende hingegen lassen sich taufen, um dann in der Stadt gegen geringere Abgaben zu wohnen. Von diesen besitzen mehrere schöne Häuser; ja

sie machen fast die größten Geschäfte in Prag.

Ueberhaupt treibt Prag einen ziemlich beträchtlichen Handel, auch nicht unbedeutende Wechselgeschäfte. Zwar gehen die beiden Hauptzweige des Böhmischen Handels, die Glaswaaren und Leinewand, nicht hier durch. Aber auswärtige Waaren und Fabrik- und Manufakturwaren zum einheimischen Gebrauch machen einen bedeutenden Gegenstand des Handels. Von Glaswaaren insonderheit findet man große Niederlagen. Auch hat Prag selbst mehre vorzügliche Fabriken.

Große Vortheile hat die Stadt von den Badereisen. Die Hauptstraße nach den drei großen Bädern, Töpliz, Karlsbad und Eger geht hierdurch. Zu den Kurzeiten sind daher fast alle Gasthöfe so besetzt, daß man oft Mühe hat, ein Quartier zu finden.

Auch mit Oesterreich ist der Verkehr sehr lebhaft. Die beste Straße nach Wien ist die über Prag: daher kommen ebenfalls viele Fremden hieher.

Im Winter lebt ein großer Theil des Böhmischen Adels einige Monate hier. Dann ist die Stadt doppelt gesellig, besonders in den ersten Zirkeln. Auch ist Prag der Sitz aller höchsten Kollegien des Reichs, wodurch die Stadt einen großen Zuwachs von Nahrung erhält. Es ist daher eben nicht wohlfeil: selbst die Wohnungen sind verhältnißmäßig theuer. Indeß ist der Unterschied gegen Wien immer groß genug, um Familien, deren Finanzen etwas derangirt sind, einen angemessenen Zufluchtsort anzubieten. Dazu kömmt die gesunde Luft und die trefflichen Nahrungsmittel. Fleisch und Brot sind vorzüglich: auch hat man sehr gute Früchte.

Es giebt eine ziemliche Anzahl vorzüglicher Gasthöfe. Hierin hat Prag vor Wien viel voraus. Der erste und besuchteste von allen ist das Hotel Prinz Karl. Auch die vom zweiten Range, das rothe Haus, das Bad, das Einhorn sind sehr gut. Man hat ebenfalls recht gute Kaffeehäuser.

Das Nationaltheater ist nicht groß,

aber recht hübsch. Die Schauspieler gehören in Ganzen zur mittleren Klasse: einige sind sehr gut. Man giebt abwechselnd Deutsche Stücke und Italienische Opern. Die Musik ist vorzüglich, und die Opern sollen den Wienern nicht nachstehen.

Ich sah ein militärisches Schauspiel von Ziegler, die Macht der Gesetze. Ein Erbprinz, der als Rittmeister dem Obersten eines Kürassierregiments anvertraut ist, liebt des Obersten Tochter. Diese Leidenschaft verleitet den Prinzen zu einem Vergehen gegen die Subordination, die auch seinen geliebten und vorgezogenen Nebenbuhler zu Fehlern verleitet. Im fünften Akt erscheint dann der Vater, der Herzog, ganz im Kostüm des großen Friedrichs. Der Schauspieler Glockner, ahmte den König bis auf die kleinsten Nüancen nach. Auch der Verfasser hat den Ton des Königs meistens gut getroffen. Er entspricht der Rolle, die er ihm gab, allgemeine unparteiische Gerechtigkeit zu üben. Das Publikum nahm

ihn mit dem entschiedensten Beifall auf. Auch mich riß, wie ich den verehrten König auftreten sah, eine unwillkührliche Bewegung hin. Ich weiß nicht, ob die königliche Würde es verträgt, oder nicht, daß man auf die Weise das Andenken an den König wieder versinnlicht. Vielleicht wäre es dem Charakter der Popularität nicht eben zuwider, die der König nicht affektirte, sondern wirklich in den letzten Jahren sich ganz eigen gemacht hatte. Auf jeden Fall macht die gutmüthige Art, wie das Prager Publikum den Menschen in dem Könige ehrte, der doch so lange gegen ihren Monarchen gekriegt hatte, einen sehr wohlthätigen Eindruck. Diesen Tribut, den der Mensch, wenn er sich selbst gelassen ist, dem Verdienst erweiset, wo er es findet, ist wirklich ein schöner Zug. Er beweiset, daß wir in der That Brüder sind, daß wir zu einem Geschlecht gehören, bestimmt, einst die Armseligkeiten zu vergessen, die uns hier entzweien und gegen einander bewaffnen. Welche

Lehre für verständige Regierungen, um nothwendige Uebel zu vermindern und den guten Saamen zu pflegen.

Außer dem Nationaltheater sind noch mehrere kleinere, die im Sommer herumwandern, um Bäder und Städte von geringerem Rang zu versehen.

Die große Bibliothek, welche die kaiserliche genannt wird, ist eine treffliche Anstalt zur Beförderung des wissenschaftlichen Studiums. Sie ist zusammengesetzt aus der ehemahligen kaiserlichen, der Universitätsbibliothek, der Bibliothek der Jesuiten, und der des Grafen Kinsky. Der Bibliothekar Unger hat große Verdienste um Ordnung und Vollständigkeit. Sie gehört jetzt zu den größten in Deutschland: die Zahl der Bände beträgt an 130000. Sie hat einen ziemlich beträchtlichen jährlichen Fond zu Fortsetzungen und neuen Werken. Alle wissenschaftliche Fächer sind mit einer gewissen Reichhaltigkeit besetzt, besonders was größere Werke betrifft. Vorzüglich reich

sind Naturhistorie und Reisebeschreibungen, worin man nicht leicht ein erhebliches Werk vermissen wird. So findet man hier alle Floren, auch die seltensten und solche, die bloß verschenkt zu werden pflegen, wie die Flora Rossica. Von der Böhmischen Flora, welche aus zehn Theilen bestehen sollte, und wovon nur der eine gedruckt ist, sind hier drei Theile Handzeichnungen, bis der Tod des Verfassers die Arbeit unterbrach.

Ein ganz eigenthümlicher Schatz dieser Bibliothek ist die Sammlung Böhmischer Schriften, sowol aller derer, die Bezug auf Böhmen haben, beides in Rücksicht auf Geschichte und auf physikalische Beschaffenheit, als der in Böhmischer Sprache verfaßten Schriften. Die Zahl der letzteren ist gegen 12000. Aber sie ist doch bei weiten nicht vollständig Einst war die Böhmische Literatur der Deutschen sehr voraus, um die Zeit der Hussiten und noch früher. Aus dieser Zeit stammen die besten Schriften. Nachher nahm die Kultur wieder ab,

und dazu trugen die Jesuiten treulich bei. Sie verfolgten die Böhmischen Schriften mit unglaublicher Wuth. Ein gewisser Pater, dessen Namen mir entfallen ist, rühmte sich, allein 40000 Böhmische Bücher verbrannt zu haben. Die Böhmischen Bauern hiengen aber so fest an ihrer Lehre, daß sie kein Mittel unversucht ließen, ihre Bücher zu erhalten. Sie verbargen sie nicht nur auf das sorgfältigste: sie rissen auch die Titel ab, so daß die Jesuiten, wenn sie nach Böhmischen Schriften forschten, bei ihrer gänzlichen Unkunde der Sprache, nicht auf den Inhalt schließen konnten. Daher findet man jetzt so viele Böhmische Schriften ohne Titel. Uebrigens ist das älteste Böhmische Buch höchst wahrscheinlich 1475 gedruckt. Die Zeichen, worin die Jahrszahl ausgedrückt ist, geben keine andere Deutung als 1457 oder 1475: man kann also die letzte mit Zuversicht annehmen. Vom Jahre 1476 hat man schon eine Schrift mit der bestimmten Jahrszahl. Ferner ist die

Uebersetzung der Bibel nach dem Grundtext, die im Jahre 1579 sauber in Folio gedruckt ist, sehr geschätzt und sehr selten. Die Bibliothek hat wol nur das einzige Originalexemplar. Nachher ist sie nochmahls aufgelegt. Diese Uebersetzung hat allein volle Autorität bei den sogenannten Mährischen Brüdern. Die Böhmischen Bauern, die noch jetzt zahlreich dieser Lehre zugethan sind, kaufen daher diese Bibel oft zu theuren Preisen. So erstand ein Bauer auf einer Versteigerung von Doubletten, nach Aufhebung der Klöster, ein Exemplar um 50 Gulden. Als er es einsteckte, sagte er, es sei ihm lieber als des Kaisers Krone. Gegenwärtig werden wenig Böhmische Bücher mehr gedruckt; meistens nur Volksbücher, auch einige Poesien.

Die Bibliothek besitzt zugleich eine beträchtliche Anzahl von Handschriften, meistens Böhmische, unter welchen mehrere von großem Werth sind. Man machte mich aufmerksam auf einen Kodex vom Plinius,

den Melanchthon zum Behuf seiner Ausgabe von der Universitätsbibliothek lieh. In einem von den Domherren gehaltenen Buche findet sich unter andern auch ein Blatt von Hussens Hand. Ein prächtig ausgemahltes Ritual stellt bei jedem Evangelio die Geschichte in einem Bilde dar, das sich darauf bezieht. An den Seiten befinden sich noch andere Figuren, als der Fortschritt der Aufklärung durch Wiclef, Huß und Luther. Der erste schlägt Feuer, der zweite zündet, der dritte hält die Flamme in der Hand. Ferner ist hier ein außerordentlich schön gearbeiteter Psalter, wo die Zeichnungen der Figuren sehr fein und dabei oft sehr gut sind. Noch zeigt man eine unendlich kleine, durchaus gleich, geschriebene Bibel: ein Kunstwerk, das freilich in seiner Art merkwürdig ist, aber doch gewiß höchst unnütz. Auch hat man die Originalhandschrift der nachmahls gedruckten Geschichte des Kostnizer Konziliums von einem Zeitgenossen. In diesem Original folgen auf die

Geschichte Abbildungen aller Erzählungen mit Rückweisung auf die Blätter der Geschichte. Am Ende dieser Handschrift sind die Wappen aller Anwesenden abgemahlt. Im Text findet sich am Schluß des Verzeichnisses die bekannte Angabe von den 700 offenen Frawen, der geheimen Buhldirnen zu geschweigen.

Am Ende der Bibliothek sind zwei Lesezimmer, in welchen gewöhnlich sich eine ziemliche Anzahl Studierender befindet, denen man den freiesten Gebrauch aller Bücher gestattet. Es gefiel mir sehr, daß man in einem besonderen Schrank mehrere Bücher für jemand aufbewahrt, der sich ihrer etwa zu Ausarbeitung eines Werks bedienen will. Sonst sieht man in diesem Zimmer noch 2 alte, in Böhmischen Kirchen gefundene, Gemählde, welche beweisen, daß die Oelmalerei hier schon 1457, mithin etwa hundert Jahre früher, als Lessing glaubte, bekannt war.

An den alten Böhmischen Handschriften bemerkte ich eine große Aehnlichkeit mit den

Russischen Buchstaben: allein man versicherte mich, die Russen könnten jene nicht lesen. Hingegen haben beide Sprachen große Aehnlichkeit. Die Russen und Böhmen verstehen sich daher sehr gut unter einander; besonders die ersteren die Böhmen. Jetzt bedienen die Böhmen sich Deutscher Buchstaben; sie haben aber für einige Buchstaben mehrere Zeichen und eine verschiedene Modifikation der Aussprache anzudeuten.

Uebrigens fiel es mir bei dem äußeren Anblick der Bibliothek auf, daß ich so viele weiße Bände noch mit den Jesuitischen Zeichen vorfand, ohne Titel zur Bequemlichkeit des Gebrauchs. Die Jesuiten theilten nämlich das Maß des Lichts und der Aufklärung weislich mit sparsamer Hand aus, damit ihnen kein Prometheus das himmlische Feuer stehlen möchte. Sie ließen alle Bücher weiß einbinden, und strichen sogar anders gebundene Bücher weiß an, damit niemand, der etwa in die Bibliothek träte, den Inhalt errathen könnte. Nun hatten sie

alle Bücher in Fächer abgetheilt, die durch Römische Zahlen auf dem Rücken angedeutet wurden. Ueberdies hatten sie gewisse Zeichen, woran sie selbst sogleich erkannten, ob ein Buch unbedenklich, oder durchaus nicht dürfe gegeben werden, oder nur gewissen Personen. Diese Zeichen waren Kreuze von verschiedener Farbe und Form, die man auf ihren Büchern unter jenen Zahlen der Fächer bemerkt findet.

Die Bibliothek selbst steht in dem ehemahligen Jesuiterkollegio. Sie hat ein geräumiges Lokal, ist gut und bequem geordnet. Das Jesuiterkollegium ist ein großes Gebäude, in welchem auch noch eine Art theologischen Seminars sich befindet. Ueberhaupt waren die Jesuiten in Prag wieder sehr mächtig geworden. Als der Orden aufgehoben ward, hatten sie sieben große Höfe und viele Seminaristen. Damahls bestimmte der Kaiser Joseph das Kollegium, wo jetzt die Bibliothek ist, zur Wohnung der Alumnen der Klöster, welche diese noch bis zum

Ablauf der Lehrzeit unterhalten mußten. Diese jungen Leute genossen in dem Kollegio zugleich einen sehr sorgfältigen Unterricht, über welchen mehrere verdiente und aufgeklärte Männer die Aufsicht führten. So vorbereitet sollte es ihnen am Ende der Unterrichtsjahre frei stehen, als Weltgeistliche der Kirche zu dienen, oder nun wirklich in die Klöster zu treten, deren Alumnen sie waren. Man kann sich den Erfolg vorstellen. Darum sind auch alle Ordensgeistliche ohne Ausnahme dem Kaiser Joseph so feind. Sie sagen gerade zu, er habe alle Mönchsorden unterdrücken wollen, und legen es ihm, oder insonderheit seinen Vorkehrungen gegen das Noviziat, zur Last, daß die Zahl der Ordensgeistlichen jetzt in der That zu schwach wäre, um den Dienst der Kirche gehörig zu bestreiten. Sie behaupten, das gehe so weit, daß manche Kranke und Sterbende nicht einmahl könnten mit den Tröstungen des Evangeliums und den Sakramenten bedient werden.

Es giebt noch eine andere sehenswürdige Bibliothek auf dem Streuhof. Das ist ein Prämonstratenser=Stift auf dem Berge, der an Prag stößt, links vom Radschin. Die Bibliothek ist ansehnlich: sie besteht aus etwa 60000 Bänden. Sie ist besonders reich in der Geschichte, den Klassikern und Böhmischen Schriften; es trifft sich sogar oft, daß sie der größeren aushelfen kann. Der Saal und die Repositorien sind ganz besonders prächtig, Nußbaumholz, sauber gearbeitet und stark vergoldet. Die letzteren sind aus dem reichen Kloster Bruck bei dessen Aufhebung erstanden. Sie hatten einst 70000 Gulden gekostet: der jetzige Prälat aber hat sie für 7000 Gulden. Das Kloster ist ein schönes Gebäude; die Kirche hat eine als Kunstwerk sehr berühmte Orgel. Bei dem Kloster ist ein großer Garten, der den Berg hinan geht, und zu einem kleinen Lusthause führt, von dem man eine treffliche Aussicht hat. Dem Garten gewähren sein Umfang und Lage alle Vortheile eines

verschiedenen Klimas. Hier sind alle in Böhmen einheimische Bäume, Gesträucher und merkwürdige Pflanzen gesammelt. Das giebt ihm den Werth eines botanischen Gartens, und macht ihn den Studierenden sehr nützlich. Würden die Klöster so gebraucht, so möchte eine mäßige Zahl sich rechtfertigen lassen, als Zufluchtsort für ältere Männer, die sich, nach den Stürmen der Welt und der Leidenschaften, Ruhe und Sammlung wünschen.

Das Kabinet für die Naturhistorie soll besonders reich sein an Böhmischen Erzeugnissen, Versteinerungen u. s. w. Die Professoren der Universität in diesen Wissenschaften haben die Aufsicht darüber.

Man hat auch verschiedene interessante Kunstsammlungen. Die Gemähldesammlung im Czaraischen Palast enthält unter vielen mittelmäßigen Stücken, einige treffliche Meisterwerke. Sie steht unter einem sehr einsichtsvollen Direktor. Profes=

for **Meisner** besitzt eine merkwürdige Sammlung von Handzeichnungen.

Die Universität, ziemlich stark besucht, zählt unter ihren Lehrern Männer von Verdienst, die sich auch als Schriftsteller ausgezeichnet haben. Naturgeschichte und Naturlehre sind die Wissenschaften, welche am meisten bearbeitet werden. Die Prager naturhistorische Gesellschaft hat in dieser Rücksicht große Verdienste um Böhmen und um die Wissenschaft. Vielleicht hat der Krieg in diesem Fache, wie in so manchen andern, den schnelleren Fortschritt der Kultur gelähmt, der sich in dem vorhergehenden Jahrzehend so schön ankündigte. Doch ist der Saame so wenig verloren, als die Stimmung zu größerer Thätigkeit unterdrückt ist. Beide werden nach der Wiederherstellung des Friedens reichliche und reife Früchte tragen.

Ueberhaupt sind die Böhmen aufgeweckt, thätig und indüstriös. Die Menschenrace ist nicht so schön, wie in Oesterreich: sie sind kleiner und haben nicht so edle Physiono-

mien. Aber es ist ein kernhaftes Volk, das sich fühlt, und eines großen Enthusiasmus fähig ist. An Patriotismus wetteifern sie mit allen Unterthanen der Monarchie. Böhmen hat Stände, aber die Stände sind der Regierung ganz ergeben. Sie äußern ihre Wirksamkeit nur zum inneren Wohl des Landes, nicht um der Regierung Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Als Soldaten haben sie sich immer ausgezeichnet: der Erzherzog Karl hält besonders viel auf seine Böhmischen Regimenter.

Der Zufall wollte es, daß ich in Prag noch sah, was ich freilich nicht erwartet hatte — Russische Truppen. Heute früh marschirte ein Korps von etwa 7000 Mann ein, das nach der Schweiz zieht. Es war ein Regiment Husaren, ein Regiment Kürassier, zwei Regimenter Infanterie, ein Regiment Jäger. Die Truppen sahen gut aus, und waren gut gekleidet. Die Husaren besonders sind schöne Leute, und gut beritten. Die Infanterie hat grün: die Kavalerie

gelb. So viel man im Durchmarsch bemerken konnte, war doch ein auffallender Unterschied in den Physionomien mit den Oesterreichern. Die Russen haben meistens breite Gesichter, und kleine aufgestumpfte Nasen. Sonst waren ihre Gesichter alle wie verbrannt. In der Kolonne befanden sich Regimenter, die seit 13 Monaten auf dem Marsch waren, um andere Menschen zu morden, die sie nicht kennen, die ihnen nie Leides thaten, die ihrem Lande nie Schaden zufügten.

XXX. Brief.

Töplitz, den 18ten Juli 1799.

Der beste Weg von Prag nach Dresden, lieber Bruder, geht über Töplitz. Immer muß man ein böses Gebirg übersteigen, ehe man in die Ebenen Sachsens und der Mark gelangt. Aber die Straße über Töplitz ist doch die fahrbarste. Ueberdies gewährt sie die Annehmlichkeit, einen der berühmtesten Badeörter zu sehen.

Von Prag bis Töplitz sind 12 Meilen oder 6 Posten, wenn man bis Lobositz auf der Dresdner Landstraße bleibt; eine Post weiter, wenn man über Außig geht, und dadurch den sehr bösen Weg von Lobositz nach Töplitz vermeidet. Man erzählte mir in Prag schon von vielen Unfällen, welche die Reise-

wagen heuer auf diesem Wege erlitten. Ich entschloß mich daher, meinen Weg von Slan seitwärts zu nehmen *).

Aus Prag geht es den Radschin hinan, so daß das Schloß rechts, der Streuhof links liegen bleibt. Die Chaussee geht eigentlich mehr rechts; man nimmt aber im Sommer bei trockener Witterung einen kürzeren Nebenweg, der links den berühmten Weißenberg, etwa eine halbe Meile von Prag, vorbeiführt. Man übersieht von der Landstraße aus die Gegend ziemlich gut. Es kam mir vor, als sähe ich noch die ganze Stellung der Schlacht vor mir, die einst für Deutsch-

---

*) Stredoklick 2 M., Brandis 1¼ M., Knowis ½ M., Slan 2 M., Drei Glocken ¾ M., Weißthurm 1 M., klein Horeschowitz ½ M., Jungfern Teinitz 2 M., Tauschettin Kirchdorf ½ M., Klumtschan Kirchdorf 1¼ M., Laun 2 M., Dobrowmirsitz ¼ M., Cosel 1¼ M., Sinnuz ½ M., Mirkowitz 2 M., Stubschütz ¼ M., Bilin 1 M., Kotositz 1⅛ M., Letewitz 1¼ M., Schelenken 1⅜ M., Uschechlag ½ M. Töplitz 2 Meilen.

land so wichtige Folgen hatte. Unwillkührlich verirrten meine Gedanken sich so tief in das Feld der Vergangenheit und in Vergleichungen mit den gegenwärtigen Zeiten und den Wahrscheinlichkeiten für die Zukunft. Ich kam auf der Station an, ohne weiter auf den Weg Acht zu geben.

Nachher wird die Gegend hügelig. Hinter Knowis geht es einen ziemlich hohen Berg hinan. Slan ist ein ganz gut gebauetes Städtchen. In der Mitte ist, wie in den meisten Böhmischen Städten, ein großer geschlossener Markt mit einem kleinen Spaziergang, wenigstens mit Bäumen um den Brunnen.

Hier scheiden sich die Straßen nach Dresden, Carlsbad und Eger. Das macht in dieser Jahrszeit einen sehr starken Zusammenfluß. Der geräumige Gasthof war ganz besetzt. Das mannichfaltige Gemisch der reisenden Partieen versinnlichte mir Fieldings Schilderungen. Wer weiß, was ich für Abenteuer bestanden oder beschauet hätte, wenn

nicht die höfliche Wirthinn mir noch ein eigenes Zimmer einräumte. Nachher konnte ich, des lieben Dekorum wegen, nicht füglich wieder in die Gaststube wandern, die während der Nacht der Zusammenfluß einer noch mehr buntscheckigen Menge ward.

Heute früh, in einer Kälte, wie ich sie in dieser Jahrszeit, wenigstens nicht in diesen südlichen Gegenden erwartete, machte ich mich wieder auf den Weg. Ich war noch immer im Tom Jones. Wenigstens erwartete ich einige Ueberbleibsel der Gasthofs-Abenteuer, deren Erzählung uns einst so sehr vergnügte. Umsonst. In großer Verwirrung fuhren sechs Wagen zugleich mit mir ab: aber keiner zog dieselbe Straße. Ich erhielt nicht einmahl Postpferde, ob ich gleich früher, als andere die Post bestellt hatte. Weil ich nur in einem leichten, bescheidenen Straßburger Halbwagen reisete, so war es allerdings billig, daß wichtigere Wagen bei dem Postmeister den Vorzug erhielten. Auch befand ich mich nicht übel bei meiner Erge-

bung. Meine Bauerpferde brachten mich schnell und gut nach der Station.

Rechts geht der Weg nach Dresden, links nach Carlsbad, der nach Töplitz zwischen beiden durch, doch mehr links. Der erste geht auf Budin zu, der zweite auf Rendsch, der nach Töplitz dem Eger zu auf Laun. Die Gegend ist noch immer hügelig. Rechts sieht man einzelne hohe Berge in einiger Entfernung. Vor dem Dorfe Kutrowitz, das rechts nahe am Wege liegen bleibt, geht es den Berg herab, gleich hinter dem Dorfe wieder einen Berg hinauf. Das Dorf liegt sehr schön in der Tiefe. Dann bleibt man eine Weile auf der Bergebne. Weite Aussichten giebt es nicht. Von Weißenthurm ab zieht der Weg immer bergauf. Nicht weit von Teinitz bleibt rechts die St. Blasii Kirche liegen.

Teinitz ist ein freundlicher Markt, der sehr hoch liegt. Zuerst geht der Weg wieder etwas bergab: dann dreht er sich näher nach den Bergen. Die einzelnen Berge zur Rech-

ten kommen ziemlich nahe. Bei Klumtschan ist die Aussicht schön. Links liegt die Herrschaft Ziesli mit einem einfachen, halb bedeckten Lusthause auf einem mäßigen Berge zur Rechten. Von diesem Berge übersieht man die weite Gegend vollkommen. Die Berge liegen gerade vor, wie in eine Kette gereihet. Am Fuß zeigt sich Laun. Hie und da erblickt man Waldungen.

Laun ist eine nahrhafte Stadt. Man verführt von dort viel Rosoli, ein abgezogenes Wasser aus Gerstenbrantwein. Es hat einen reinen, angenehmen Geschmack, ist mäßig stark, und stößt nicht auf.

In Laun war noch alles so Böhmisch, daß ich Mühe hatte jemand verständlich zu machen, mir Erdbeeren zu verschaffen. Auf der nächsten Station war alles Deutsch: die Kinder verstanden kaum Böhmisch. Es ist kaum glaublich, wie vollkommen und wie anhaltend solche Verschiedenheiten sich fortpflanzen. So auffallend es mir war, wie ich zuerst in Böhmen kam, von Deutsch-Böhmen

und Böhmisch-Böhmen reden zu hören, so begreiflich wird mir jetzt dieser Unterschied. Joseph II. wollte alle diese Verschiedenheiten heben: aber das ist nicht in der Macht der Regierung. Sie mögen auch ohne Nachtheil bestehen, wenn nur die allgemeinen Einrichtungen gleichförmig sind.

Bis Laun ist der Weg Chaussee und ziemlich gut. Der Boden ist fruchtbar. Hinter Laun wird der Boden noch schwerer, aber der Weg bergig, steinig und bei Regenwetter tief zum Steckenbleiben. Die Chaussee sollte von Laun bis Töpliz fortgeführt werden. Sie war schon von Ingenieurs abgesteckt: Alles war zur Arbeit vorbereitet. Aber der leidige Krieg hinderte die Ausführung. Man kann indeß einen etwas besseren Weg nach Töpliz nehmen über Brix. Er ist nur eine Meile weiter. Ich zog gleichwol den gewöhnlichen über Mirsowiz vor, wegen der Merkwürdigkeiten der Gegend. Und wirklich ich ward für den beschwerlichen Weg reichlich entschädigt.

Gleich hinter Laun kömmt man über die Eger, dann gleich wieder bergan. Die einzelnen Berge, die man vorhin entfernter sah, kommen nun ganz nahe: sie stehen da, wie isolirte Hügel, auf der an sich schon sehr hohen Gegend. Drei unter ihnen zeichnen sich besonders aus: der Hochblick, der höchste unter allen, auf welchem ehemahls eine Kirche stand, deren Stelle jetzt zum Andenken noch ein Kreuz vertritt; zur Linken der Rennauer und Willischauer Berg. Man hat eine starke halbe Stunde um auf den Hochblick zu kommen, vom Fuße desselben. Die Aussicht ist sehr weit, aber doch minder schön, als von gleich hohen Bergen in der Schweiz oder in Schwaben, weil das Land nicht so koupirt ist, und größere Ebnen hat.

Hinter Sinnuz geht der Weg stark bergan. Das Dorf gehört dem Fürst Lobkowitz, der sehr große Güter in Böhmen besitzt. Die Wohnungen der Bauern in solchen herrschaftlichen Dörfern sind sehr armselig; schlechter noch, als die der Leibeignen

in Holstein. Sie haben in ihren Wohnungen so kleine Fenster, daß es immer Nacht bei ihnen sein müßte, wenn nicht die größeren Scheiben des hellen Böhmischen Glases noch hülfen. Nach der Wohnung zu schließen, muß das Schicksal des Landmanns eben nicht günstig sein. Sollte man die guten Folgen der Aufhebung der Frohndienste nicht schon spüren müssen?

Von diesem Sinnuzer Berg hat man wieder vor sich eine schöne, weite Aussicht: rückwärts wird sie koupirt durch andere, fast eben so hohe Berge. Zur Linken liegen, zum Theil sehr schön in Waldungen, mehrere Klöster und Herrschaften. Seitwärts treten andere von jenen einzelnen Bergen hervor. Sie scheinen so wunderbar dahin gewachsen; sie sind ziemlich weit entfernt, ohne den mindesten Zusammenhang unter einander. Diese Berge sind der Hohnickel, der Selnitzer, Prohner, Gangelhofer Berg, und der Borzen oder Biliner Stein. Dieser letzte, der höchste unter allen, ist auch durch

seine besondere, säulenartige, aber dabei unregelmäßige Form ausgezeichnet. Man sieht ihn sehr weit. Die Spitze ist durch ein Kreuz bezeichnet. Er ist wie ein Kegel, sehr steil, schroff und fast ganz kahl. Einige Klafter unter dem Gipfel hat er einen abhängigen, nicht sehr breiten Rasen. Nur zwischen den Spalten und herabgerollten Bruchstücken bringt er einige Vegetabilien hervor. Dieser Berg ist unstreitig Basalt; die meisten umliegenden werden mit Unrecht dafür gehalten. Indessen sind sie alle vulkanischen Ursprungs. In dieser Rücksicht gehört die Gegend zu einer der merkwürdigsten, die ich kenne. Wie sehr bedauerte ich, daß Zeit und Umstände mir keine genauere Untersuchung gestatteten.

Mirsowitz ist ein altes Jagdschloß des Fürsten Lobkowitz. Hier stehen die Postpferde von Lobositz, um die Reisenden nach Töplitz zu befördern.

Es sind noch zwei starke Meilen. Der Weg geht auf der Höhe fort. Links sind die

vorigen Berge. Rechts ist ein Amphitheater von einer mäßigen Bergkette.

Hier liegt, gleichsam wie ein Kessel eingeschlossen, das Städtchen Bilin. Die Gegend ist meistens uneben und bergig, ausgenommen das sehr enge Thal, welches bei Rudelsdorf den Fluß Bilin aufnimmt. Dann läuft es in angenehmen Krümmungen zwischen den Bergen von Westen gegen Osten fort. Hinter der Stadt verbindet es sich mit der Ebene, die, etwa eine Meile weit, sich von dem Mittelberge zu dem Erzgebirge erstreckt. Der Charakter der ganzen Landschaft ist romantisch. Schroffe Felsen wechseln mit fruchtbaren Feldern, Wiesen und Gebüschen. Unzählige Obstbäume auf den Feldern verwandeln die Abhänge der Berge in einen Garten. Der Fluß treibt sich langsam in schlangenförmig gekrümmten Ufern mit Erlen besetzt. Die Hügel sind hie und da mit Weinstöcken besetzt. Von den größeren Bergen, welche fast von einerlei Höhe sind, hat man die trefflichste Aussicht auf viele

Meilen umher, in das hohe Gebirg, in das Mittelgebirg, und die große Ebne von Brix nach Saatz. Die höheren Berge sind kahl, die niederen mit Dammerde bedeckt, aber größtentheils unbebauet. Viele Morgen Landes, die jetzt brach liegen, locken des Landmanns Fleiß und verheißen ihm die schönste Ernte.

Das Städtchen Bilin liegt sehr angenehm in dem Bergthal, welches die Bila durchströmt. Es ist mit Mauern umgeben. Das Schloß liegt auf dem Hradischt, einem mäßigen Berge, größtentheils mit Wallnußbäumen besetzt. Man findet hier häufig alte Gräber. Das Schloß ist neu gebauet; aber nur zum dritten Theil vollendet. Dagegen sieht man noch eine Bastei und Ringmauern der alten Befestigung. Am Fuß des Berges ist ein kleiner Teich, an dessen Ufer viele Hütten zwischen Hollundersträuchen und Obstbäumen versteckt sind: ein höst angenehmer Gang. Er führt in ein reizendes, abwechselndes, sehr angebauetes Thal, das sich

eine gute halbe Stunde weit bis zu dem Dorfe Radowesitz erstreckt. Es windet sich, wie der Bach, der es durchfließt, engt und weitet sich zu verschiedenen Mahlen. Oft ist die Aussicht ganz gesperrt: aber kaum thust Du zehn Schritte vorwärts, und die schönste Landschaft breitet sich wieder vor Dir aus.

Eine Viertelstunde von der Stadt am Abhang des Gangelhofes, eines mäßigen Hügels liegt der Sauerbrunnen. Zur Bequemlichkeit der Brunnengäste ist ein Haus gebauet, aus welchem man auf steinernen Treppen zu dem Brunnen hinabsteigt. Eine Lindenallee führt bis in das Städtchen. Noch angenehmer wandelt es sich an der Bila, die durch die Wiesen im Mittelgrunde nachlässig schleicht, mit Erlen und Weiden dicht besetzt. Der Weiden freue ich mich immer doppelt: sie rufen mir selbst in diesen südlichen Gegenden die vaterländischen Gefilde zurück. Rechts sieht man am Fuß des Biliner Steins das Dorf Augezd, das mit einer Vorstadt von Bilin zusammenhängt. Im Hintergrunde

zeigt sich ein Theil des Mittelgebirgs. Der Gangelhof ist fast ganz angebauet; die meisten Aecker sind mit Obstbäumen besetzt. Von der Lindenallee streckt sich ein anderes, liebliches Thal nach den Dörfern Liebschiez und Zelnitz. Hier erhebt sich der Biliner Stein stolz über die niedrigen Berge. Die Aecker an seinem Fluß sind mit ausgegrabenen Basalten umzäunt; die Rände mit Wallnüssen besetzt.

Der Sauerbrunnen hat eigentlich vier Quellen. Drei sind verschlossen; aus einer können die Einwohner zu ihrem Gebrauch frei holen. Die letztere hält etwas mehr Eisentheile, als die andern. Jene kommen dem Selterwasser sehr nahe: das Wasser ist aber nicht so theuer.

Erst in dem ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts ward der Brunnen entdeckt. Im Jahre 1761 ward jede einzelne Quelle mit gehauenen Steinen eingefaßt; die sämmtlichen Brunnen wurden mit einer Mauer umgeben. Seit 1781 ließ Fürst August von

Lobkowitz das Brunnenhaus erbauen, die Lindenallee anlegen, die umliegenden Hügel terrassiren, und die schöne Gegend mehr zur allgemeinen Benützung bereiten. Seitdem nahm der Vertrieb des Wassers ungemein zu. Im Jahre 1781 wurden nur 9144 Krüge versandt, in den Jahren 1782 und 1783 aber 30000, im Jahre 1784 allein 38000, im Jahre 1785 gleichfalls 40000 und 42000 im Jahre 1786. Davon gehen 20 bis 25000 Krüge in alle Gegenden des Auslands bis nach Cherson, Petersburg, Konstantinopel, ja bis Surinam.

Bei dem Brunnen wohnt ein Töpfer, der die Krüge verfertigt. Er ist seit einigen Jahren erst aus Cassel verschrieben. Das erzählte mir ein blühendes, unschuldiges, naives Mädchen. Sie konnte immerhin das Original zu Thümmel's Marion abgeben. Besonders einnehmend war ihre Anhänglichkeit an Cassel. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie ihre Augen strahlten, wie sie zutraulich ward, als ich ihr von dem geliebten

Cassel erzählen konnte. Natürlich, daß sie meiner Lokalkenntniß sehr nachhalf, oder vielmehr in ihrem Eifer mir selbst alle die Kenntniß zuschrieb, die ich erst aus ihrem Munde schöpfte.

Der Brunnen ist an einen Brunnenmeister verpachtet, der beträchtlichen Vortheil haben soll. An Ort und Stelle wird wenig getrunken: desto mehr in dem benachbarten Töplitz. Aber bei weiten am meisten wird versandt.

Hinter dem Brunnenhause führt ein kleiner Spaziergang den Hügel heran. In diesem einfachen Garten ist ein eben so einfaches Lusthaus. Aber man hat hier eine höchst romantische Aussicht, zumahl auf den gegenüber liegenden Biliner Stein, der von dieser Seite ganz als rauher, unzugänglicher Fels erscheint.

In der Stadt ist ein Laboratorium, das alte Schloß, wo man das Bitterwasser und auch Magnesia macht. Von hier wird auch das Seidschützer Wasser versandt. Seid-

schütz liegt drei Meilen rechts vom Biliner Stein. Es gehört ebenfalls dem Fürsten Lobkowitz.

Alle Wasser, die von Bilin versandt werden, gehen auf der Achse nach Außegg, und von dort zu Wasser auf der Elbe. Eigentlich ist es der Transport, und die vielen Zölle, welche die Heilwasser so theuer machen.

Außer diesen Nahrungszweigen, und den häufigen Besuchen der Badegäste von Töplitz, hat das Städtchen noch einige Nahrung von einer Köllnischen Pfeifenfabrik, und sehr beträchtlichen Gewinn von einer Baumwollenspinnerei, die über vierhundert Personen beschäftigt, und hier eine Faktorei hat.

Unter den häufigen Basalthügeln dieser Gegend, ist der schönste und regelmäßigste der zwischen den Dörfern Auporcz und Boracz. Er ist kegelförmig, aus den schönsten, regelmäßigsten Basaltsäulen zusammengesetzt. Sie streichen theils unter einem sehr stumpfen Winkel gegen Norden; theils fast horizontal gegen Nordost. An der Spitze ist die

Richtung mehr senkrecht. Nordostwärts sieht man Aggregate von Basaltsäulen wie Strahlen aus dem Mittelpunkt, welche ein sehr angenehmes Schauspiel geben. Die Säulen sind drei bis neunseitig, ein Klafter hoch; die meisten sechsseitig und achtseitig, wenige vierseitig und neunseitig. Der Basalt ist bläulich und ungemischt.

Steinkohlenbrüche sind besonders bei den Dörfern Kutterschitz und Pohlet. Jener, welcher der größte ist, wird seit vielen Jahren, im Winter bei Tag und Nacht unterirdisch gebauet. Man bauet auf drei Sohlen und hat sechs Schachten. Die Flötzlagen über den Steinkohlen gehen in folgender Ordnung: Dammerde 0, 3 Lachter, weiße Letten 0, 9, Sand 3, 6, blaue Letten 1, 8, schwarz Kohlengestein 0, 9, wilde Kohle, 2, 7, Steinkohlen 0, 9, schwarze Letten mit Kohlen vermischt 1, 2, Steinkohlen 2, 7, schwarze Letten 0, 9, gute Steinkohlen 5, 1, grauer Thon der noch nicht durchsunken ist, unter dem aber vielleicht noch mehrere Stein-

kohlenflötze sind, zusammen 21 Lachter. Das Ansehen der Kohle ist schiefrig; sie entzünden sich leicht wegen des vielen Erdpechs, brennt stark aus, giebt eine große Hitze und hinterläßt eine Asche, nicht Schlacken. Hie und da findet sich auch Holz mit erdharzigen Theilen durchdrungen. In den Ablösungen und Spalten setzt sich Schwefelkies in merkwürdigen Kristallisationen an, meistens in der Form von halben Sphären. Die Kohlen werden bis Slan verführt, wo jährlich gegen 80000 Kübel abgehen. Die klaren Kohlen werden nicht zu Kuchen geknetet, sondern auf Haufen geschüttet und verbrannt. Dann wird die Asche als Düngmittel verkauft. Merwürdig ist es, daß einige Kohlenbrüche dieser Gegend noch wirklich im Brande sind. Wenn man diesem Brande näher kömmt, findet man lavaartige Schlacken von allen Graden der Verschlackung.

Gegen Südwest von diesem Steinkohlenbruch erhebt sich in einer geringen Entfernung ein mäßiger Berg Chlum, an dessen

Fuß ungeformte Basalte liegen, der aber an der Spitze wahre Säulen bildet. Die Unterlage ist auch hier Gneis, wie bei dem Biliner Stein. An der östlichen Seite des Berges soll ein merkwürdiges Echo sein, welches 12 Silben einige Mahl deutlich wiederholt.

Von Bilin nach Töplitz sind noch fast anderthalb Meilen. Die Gegend ist sehr bevölkert und stark angebauet. So romantisch ist sie nicht, wie die vor Bilin. Die einzelnen Berge, die vorhin das schauderhafte Gemählde machten, verlieren sich nun aus dem Gesicht. Nur hie und da schimmert der Biliner Stein durch. Dagegen zieht sich links eine amphitheatralische Bergkette herum. Rechts fährt man am Fuß der Höhen. Das Bergthal, welches in der Mitte liegt, ist ziemlich breit, schön durch die Fruchtbarkeit; aber das Wasser fehlt. Man sieht nicht die Bila, welche hinter den Höhen zur Rechten fließt.

Am Fuß dieser Höhen ragen bei Sche=

lenken wahre Lavamassen hervor *). Der ganze Hügel ist niedrig, aber um so ausgebreiteter und seine Abdachung sanft. Grenzen setzen ihm gegen Norden das Dorf Uschechlap, wo das Basaltgebirge sich zu erheben beginnt, ein enges Thal, welches den von dem Riesenbad abfließenden Bach einschließt, und die Gegend von Straka, wo ein ähnlicher kleiner Hügel befindlich ist, den von den höheren Bergen ein kleines Thal trennt, in welchem sich eine Menge Porzellainjaspisse von allerlei Farben finden. Gegen Osten erstreckt er sich bis an die Bila; gegen Süden bis an einen kleinen Bach, der von Ladowiz herkömmt, sich mit dem Schelenkenbach vereinigt, und bei Hostomiz in die Bila fällt; gegen Westen ein kleines Gebüsch, an dem der Duxer Steinkohlenbruch liegt. Die größte Höhe hat er bei Schelenken. Der Um-

---

*) Dieses mineralogische Detail ist, wie Verschiedenes von dem, was ich über die Gegend von Bilin anführe, aus der Naturgeschichte des Biliner Sauerbrunnen von Reuß entlehnt.

fang mag eine kleine Meile betragen. Wahrscheinlich sind diese Laven, ungeachtet ihrer Ausbreitung, ein Produkt der Erdbrände, wozu Steinkohlenlager die Materie hergeben.

Kurz vor Töpliz führt der Weg mäßig bergab. Man sieht aber die Stadt fast erst, wenn man nahe dabei ist, weil der Weg eine Krümmung um den Berg nimmt. Eine Meile vorher schlägt der Weg von Brix in diese Straße. Dann wird er etwas besser, aber immer noch etwas beschwerlich, zumahl für einen Wagen, der, wie der meinige, ein breites Geleise hat.

XXXI. Brief.

Töpliz, den 6ten August 1799.

Was werden Sie dazu sagen, lieber Brun, daß ich mich habe bereden lassen, hier das Bad zu gebrauchen? Die Zeit, die für Dresden und Berlin bestimmt war, ist nun einer Kur geopfert, deren Erfolg immer unsicher ist. Selbst die Aerzte können mir nicht Bürge dafür sein, daß die Douche die Steifigkeit des rechten Oberarms ganz heben werde, die mir seit acht Jahren von dem Sturz mit dem Pferde geblieben ist. Wäre das wohlthätige Bad früher gebraucht, sagen Sie, so wäre kein Zweifel daran: allein nach so vielen Jahren könne man des Erfolgs nicht so gewiß sein. Indessen führt man mir mehrere Beispiele an, daß in ähn=

lichen Fällen das Bad dennoch geholfen habe. Ich glaube daher, mich mit der großen Wahrscheinlichkeit begnügen zu müssen. Welchen Genuß ich mir auch von einem längeren Aufenthalt in Dresden und Berlin versprechen könnte, so überwiegt ihn doch das Verlangen, dieser Beschwerde ganz entledigt zu werden. Dies um so mehr, weil man mir drohet, das Uebel werde mit dem Alter zunehmen, wenn es nicht jetzt in meinen besten Jahren sich heben oder wenigstens sehr vermindern lasse *).

Abgerechnet, was ich durch meinen hiesigen Aufenthalt für meine Gesundheit zu gewinnen hoffe, würde ich ihn zur Unterhaltung nicht wählen. Die Gegend zwar ist unvergleichlich schön, aber das gesellige Leben

*) Ich bin bei der Wirkung des Bades das Zeugniß schuldig, daß ich seitdem ungleich minder jene Steifigkeit empfunden habe. Auch in den folgenden Jahren hat sie nie wieder zugenommen, und ich könnte beinahe sagen, daß ich gar nichts mehr verspüre, wenn ich nicht ungewöhnliche Bewegungen machen will.

hat bei weiten nicht das Interesse, was ich mir davon versprach.

Das Thal, in welchem Töpliz südwärts liegt, wird von Norden und Westen durch das hohe Erzgebirg, von Osten und Süden durch einen Theil des Mittelgebirgs beschränkt. Es bildet den tiefsten Winkel der großen Ebene, die von Kanden bis nach Außig an der Elbe sich allmählig heranzieht. Die Winkel des nordwestlichen Mittelgebirgs, die bald einspringen, bald vortreten, geben ihm eine verschiedene Breite. In der Nähe von Töpliz beträgt sie beinahe eine Meile. Mehrere Hügel, die von Osten nach Westen dem höheren Mittelgebirg fast parallel laufen, durchschneiden es. Dadurch wird es freilich uneben, aber die Aussichten gewinnen unendlich von Abwechslungen.

Nahe um die Stadt sind in Osten und Südwesten zwei Berge, der Schloßberg und der Wachholderberg, allem Anschein nach ausspringende Aeste des Mittelgebirgs, an dessen äußersten Fuß die Stadt und der

Schloßgarten angelegt ist. Niedrigere Anhöhen in der Runde umher sind von der Westseite der Köpfhügel, unter welchem der Töplizer Kalk bricht, von der Nordseite der Judenberg, von der Ost- und Südseite der Spitalberg. Doch sind alle diese Berge getrennt genug von einander, um der Stadt heitere Aussicht und gesunden Luftzug zu gewähren.

Die Stadt hat Mauern und vier Thore; gegen Südwest das Biliner, gegen Norden das Waldthor, gegen Osten das Graupische, und zwischen dem Stadtbade und der Kirche das Badethor, welches seit dem Brande von 1793 eingerissen ist, weil es so eng war. Vor dem Brande zählte man überhaupt 302 Häuser. Damahls brannten gerade zu Anfang der Badezeit am 3ten Juni 150 Häuser ab. Sie wurden sehr schnell wieder aufgeführt: größtentheils schöner und dauerhafter als vorher, auch besser eingerichtet. Indessen sind die Schindeldächer geblieben, die eine Feuers-

brunst so viel gefährlicher machen. Ueberhaupt ist die Stadt nicht eben gut gebauet: indessen findet man jetzt in mehreren Häusern gute und geräumige Quartiere. Außer den Gasthöfen, von denen man 5 zur ersten Klasse und 3 zur zweiten rechnet, sind viele Privathäuser dazu eingerichtet, die Kurgäste mit Wohnung und Möbeln zu versehen. Der Preis ist freilich sehr ungleich: allein in Ganzen scheinen sie mir mäßig, und die Bedienung ist vorzüglich gut.

Jetzt zählt die Stadt ungefähr 2500 Menschen; eine ziemlich starke Bevölkerung in Verhältniß zu ihrer Größe. Ungefähr der vierte Theil davon sind Juden, von denen doch nicht viele wohlhabend sind. Vorzüglich ernähren sich die Einwohner von den vielen Fremden. Indessen haben sie auch eine Manufaktur, die beträchtlichen Vortheil bringt, nämlich die Strumpfwirkerei. Auch Strumpfstricker giebt es mehrere, welche besonders lange Hosen und Bademäntel verfertigen. Der Getreidebau ist nicht sehr

ergiebig, obgleich die Einwohner ihn mit großem Fleiß treiben. Obst findet man von vorzüglicher Menge und Güte.

Die warmen Quellen sollen schon im Jahre 762 durch einige Schweine entdeckt sein; eine Legende, die fast allen warmen Bädern gemein ist. Der Böhmische Ritter Kolosting, der Herr dieser Gegend, legte darauf ein Schloß bei der Quelle an, das man noch jetzt zwischen der Stadtkirche und dem Schloßgarten zeigt. Zwar ist das alte Gebäude immer noch viel jünger; allein es könnte auf den Grund des ersten gebauet sein. Die Geschichte der Entdeckung ist durch ein hocherhobenes steinernes Bild von Baltasar erhalten, das man von außen an dem Eingang des Gemeindehausbades oder des Stadtbades sieht.

Indeß, wenn wir auch nicht so hoch im Alter des Bades hinauf gehen, so ist doch die Töplizer Quelle die erste, die in Böhmen bekannt ward, und eine der ältesten in Europa. Auch die Stadt ist schon alt. Das

Kloster, was die Königinn Judith hier 1146 oder 1173 für Benediktiner-Nonnen stiftete, und reichlich ausstattete, ward 1421 von dem Ziska'schen Heere verwüstet und nicht wieder hergestellt. Die Stadt, von der sich keine frühere Nachrichten finden, ward fünf Jahre später in demselben Kriege gleichfalls zerstört. Ohne Zweifel wurden die großen Männer-, Weiber- und Frauenzimmer-Bäder zum gemeinschaftlichen Baden, schon im sechszehnten Jahrhundert angelegt. Des Baues über die Schwefelbäder wird im Jahre 1601 erwähnt: aber bestimmtere Nachrichten von den Badehäusern haben wir erst seit Anfang dieses Jahrhunderts. Die Steinbäder wurden erst 1759 gereinigt und gefaßt, und 1769 verbessert: zwei Douchen wurden erst 1769 angelegt. Prinz Rohan ließ 1773 die Schlangenbäder umfassen und decken. Zwischen 1776 und 1779 wurden bei dem Steinbad noch mehr Quellen entdeckt und gefaßt. Nach dem Brande von 1793 sind noch erhebliche Verbesserungen in dem

Gebäude über den Stadtbädern und bei den Douchen angebracht.

Ueberhaupt sind jetzt 38 Badebecken, nämlich 22 voll Stadtbadewasser, die beiden Douchenbäder einbegriffen, und 16 Steinbäderbecken, unter welchen 3 Schwefelbäder sind. Die Steinbäder liegen außer der Stadt, und östlich, eine Viertelstunde Weges gegen dem Dorfe Schönau zu, welches beinahe mit Töplitz zusammenhängt. Von den Bädern sind 9 Gemeinbäder, in der Stadt 6, in den Steinbädern 3, und 29 Privatbäder, 16 in der Stadt und 13 in den Steinbädern. Alle Bäder haben einen beständigen, häufigen Zufluß und Abfluß, daß nie Unreinigkeiten darin bleiben können.

Der Wärmegrad der Quellen, aus welchen alle diese Bäder ihr Wasser erhalten, ist schon an der Mündung verschieden, und mehr noch in dem Becken selbst, nach Maßgabe der größeren oder geringeren Entfernung, auch des Umfangs der Badezimmer und des freiern oder gesperrteren Luftzugs. So hal-

ten die Wasser am Einfluß von 32 bis 38 Grad, im Becken aber von 21 bis 36 Grad Reaumur. In den meisten Badebecken der Stadt läßt sich der Wärmegrad nach Belieben vermindern. Die Douchebäder, mit Nr. 1 und 11 bezeichnet, halten jedes im Becken 32, dieses 27 Grad. Sie haben jetzt 44 Abänderungen von 1 bis 5 Pariser Linien im Durchmesser, nach Einrichtung der Douchen zu Lauchstädt. Die Bäder sind alle mit eisernen Geländern die Stufen herab versehen, woran man sich sehr bequem halten kann.

Während der Kurzeit werden alle Bäder sehr häufig gebraucht. In dem großen Männerbade, der Sprudel, Ursprung, Hauptquelle genannt, können 80 Personen baden, in dem Frauenzimmerbade 60, in dem kühlen Bade im fürstlichen Badehause 40 Personen. Außerdem sind die beiden großen Bäder, das Frauenbad und das Weiberbad genannt, zum Gebrauch des Militärs bestimmt. Für die Juden sind 3 besondere Bäder am hintersten Ende des Stadtbadegebäudes. Aber wer ir-

gend des Vermögens ist, badet lieber allein. Daher sind die Bäder so besetzt, daß während der Kurzeit die Stunden wohl schon um 3 Uhr Morgens anfangen und bis 10 Uhr Abends fortdauren. Außerdem baden noch sehr viele in Wannen auf ihren Wohnzimmern.

Die ganze Gegend um Töplitz ist ohne Zweifel vulkanisch. Inzwischen rührt die Hitze des Wassers wahrscheinlich von dem Steinkohlenlager her, welches sich in diesem sechs Meilen langen Thal verbreitet. Dies Flöz, das an Schwefelkiesen sehr reich ist, giebt mit dem aufliegenden Kalksteinlager auch die Bestandstoffe der Töplitzer Quellen her. Diese Stoffe sind kohlensaures, schwefelsaures, kochsalzsaures Mineralalkali in Kristallen, kohlensaure Kalkerde, kohlensaures Eisen, Kieselerde, Harz und Extraktivstoff. Ihre Mischung ist verschieden nach der verschiedenen Beschaffenheit und Wärme der Quellen.

Sehr viele Kranke haben hier unläugbar Gesundheit oder doch große Linderung gefunden. Rheumatische und gichtische Krankhei-

ten, Lähmungen und Schlagflüsse, Trockenheiten und Schwächen und Steifigkeiten der äußeren Gliedmaßen, und alle Gattungen der Hautkrankheiten sind die gewöhnlichsten Uebel, wofür man hier mit Erfolg Hülfe sucht. Ich habe selbst Beispiele davon gesehen, die ich nach Anderer Erzählungen kaum geglaubt hätte. Auch in Nervenübeln und anderen Krankheiten soll das Bad heilsam sein: allein dieser Gebrauch muß doch wol immer auf des Arztes näheres Ermessen beruhen. Die Steinbäder werden besonders zur Reinigung und Heilung der Hautausschläge, Geschwüre und Wunden empfohlen. Alle Blutausleerungen, Blutbrechen, Bluthusten, schleichende Fieber, wirkliche Gicht und Wassersucht untersagen gänzlich den Gebrauch des Bades.

Die Quelle in dem Garten hinter dem Herrnhause, die schon in älteren Zeiten gebraucht ward, ist seit 1796 gereinigt und gefaßt. Sie wird seitdem mit sehr großem Erfolg häufiger getrunken. Nach ihren che-

mischen Bestandtheilen ist sie ein stärkendes Mittel in Rücksicht ihrer Einwirkung auf die festen Theile des Körpers überhaupt und die Verdauungswerkzeuge insbesondere; durch ihre Wirkung auf die Säfte verbessert sie die vorhandenen Schärfen und spült sie aus dem Körper; dadurch, daß sie den festen Theilen ihre verlorne Spannkraft und Festigkeit wiedergiebt, oder die verminderte erhöhet, entfernt sie zugleich die krankhafte Reizbarkeit, hebt Hypochondrie und Nervenzufälle. Man braucht sie von 4 bis 6 Becher, davon jeder 10 Kubikzoll Wasser faßt, durch 14 Tage auch 4 Wochen, wobei meistens Abends gebadet wird.

Unter den Badegästen findet man Hülfsbedürftige von allen Ständen und allen Nationen. Kommen aus den kaiserlichen Erbstaaten, insonderheit aus Böhmen, verhältnißmäßig mehrere, vielleicht auch zum Theil der Unterhaltung wegen, so kommen aus der weitesten Entfernung Leidende genug, die hier ihrer letzten Hoffnung harren. Nach der Liste

vom Jahre 1796 waren hier 973 Parteien und 1305 Köpfe, nämlich 739 aus fremden Ländern, 73 aus den Oesterreichischen Erbstaaten und 493 aus Böhmen. Unter diesen waren 332 von regierenden Häusern und vom Adel, 205 Militaire, 42 Geistliche, 275 Civilbeamten, 450 vom Bürgerstande. Und in dieser Zahl sind noch nicht die vielen durchreisenden Fremden einbegriffen, auch solche nicht, die sich nur einige Tage aufhalten. Gleichwol tragen auch diese viel zu der Lebhaftigkeit des Orts bei.

Gewöhnlich ist die Kurzeit im Juli und August. Alsdann trifft man den stärksten Zusammenfluß von Menschen. Drei bis vier Wochen pflegt die Kur meistens zu dauern. Leute von starker Konstitution können sie auch abkürzen. Man gebraucht dann in der Mitte der Zeit täglich zwei Bäder. Vielleicht ist der Gebrauch der Bäder noch heilsamer im Mai und Juni, ehe die frequenteste Badezeit anfängt. Auch kann man eine doppelte Kur zuweilen mit Nutzen brauchen: die erste

im Frühjahr, die andere im späteren Herbst. Die letzte erfodert aber doppelte Vorsicht in Ansehung der Kleidung und des Ausgehens. Der Frühling ist in Böhmen besonders schön: aber der Herbst desto früher und rauher.

Ueberhaupt ist es rathsam, bei der Kur sich des Raths eines der hiesigen Aerzte zu bedienen. Sie sind mit tausend kleinen Umständen am besten bekannt, die der heimische Arzt unmöglich wissen oder voraussehen kann. Beide sind geschickte und verständige Männer: ich habe den Doktor John zu meiner vollkommenen Zufriedenheit gebraucht. Und dann ist eine Hauptbedingung der glücklichen Wirkung eine gute Diät: große Vorsicht sich vor Erkältungen zu hüten, Mäßigkeit, beständige Bewegung, Sorge für hinlänglichen Schlaf, möglichste Entfernung heftiger Gemüthsbewegungen.

Die Lebensweise ist hier so ungezwungen, wie möglich: aber eigentliche Vereinigungspunkte giebt es auch nicht.

Wer sich nicht seine Gesellschaft mit-

bringt, oder besondere Verbindungen hat, findet es schwer genug Bekanntschaften zu machen. Jede Partei lebt in Ganzen genommen, mehr oder weniger für sich. Wenn man gebadet hat, ruhet man eine Weile im Zimmer. Dann geht man spazieren. Aber hier ist keine eigentlich gemeinschaftliche Promenade: man redet sich nicht an, geht nicht mit einander, als wenn man schon bekannt ist. Eine Table d'Hote giebt es nicht, wo die beste Gesellschaft sich konzentriren könnte. Die meisten Partien essen auf ihrem Zimmer, vorzüglich die, welche man zu der ersten Gesellschaft rechnen kann. Von den übrigen essen freilich verschiedene an den öffentlichen Tischen, die in einigen Gasthöfen sind. Aber an diesen ist der Ton nicht immer der ausgesuchteste. Nachmittags macht man gewöhnlich Spazierfahrten nach den benachbarten Oertern. Auch hier ist wieder jeder für sich. Schauen und sich beschauen lassen an den besuchtesten dieser Oerter, —

das ist das Einzige, worauf die Menge der Gäste hoffen darf.

Dazu kömmt noch — wenigstens für diesen Sommer — eine Art Absonderung der Gesellschaft, nach Klassen, die dem geselligen Ton höchst nachtheilig ist. Einige von den ersten Familien — einheimische und fremde — haben geschlossene Theegesellschaften. Fremde, die nicht Interessenten sind, aber sonst Addressen haben, werden wol mit eingeladen: allein natürlich bleiben viele ausgeschlossen, die sich doch vollkommen zu der ersten Klasse rechnen können. Man sagt, diese Einrichtung sei wegen der Gemahlinn des Großfürsten Konstantin gemacht. Aber dann sollten die Thee's nicht in dem Schloßgarten sein, der zum allgemeinen Spaziergang dient. Es macht einen sonderbaren Kontrast, daß eine zahlreiche Gesellschaft sich eines Platzes in diesem Garten bemächtigt, der gerade an der Promenade liegt, und zum Theil scheell dazu sieht, wenn das profanum vulgus vorbeigeht. Und die nicht

Berufenen ihrer Seits erlauben sich wieder die bittersten Kritiken. Sie wollen oft sogar von denen nichts wissen, die an der Theegesellschaft Theil nehmen. Da ich, als Fremder, oft eingeladen ward, so hatte ich Gelegenheit, mich von dieser nachtheiligen Folge selbst zu überzeugen. Wenn ich an Theetagen andere meiner guten Bekannten in dem Garten traf, und mit ihnen spazierte, so fand ich sie oft in einer Laune, die bald alle Unterhaltung abschnitt.

Eigentlich ist nur ein Vereinigungspunkt übrig geblieben — nämlich der Ball, der Sonntags und Mittwochs in dem Gartensaal gegeben wird. Daran können alle Theil nehmen — aber Sie wissen schon, wie es mit einer solchen Theilung aussieht. Jedem wird unmerklich sein Loos zugespielt — womit er nicht immer Ursache hat, zufrieden zu sein. Daß doch die Menschen, durch ihre wunderlichen Launen und Vorurtheile, selbst an den Orten sich unnöthige

Fesseln anlegen, wo sie behaupten, sich von allem Zwang zu befreien.

Sonntags ist in diesem Gartenhause gewöhnlich eine Mittagstafel, woran jeder Theil nehmen kann, der zu der guten Gesellschaft sich rechnet. Von den ersten Familien habe ich hier zwar niemand gesehen: aber ich fand den Ton sehr anständig und die Gesellschaft oft recht unterhaltend.

Die Familie des Fürsten Clary, des Grundherrn von Töplitz, verdient auf alle Weise den Dank des Publikums. Der Fürst hat sehr viel auf die Verschönerung des Orts gewandt. Er thut auch alles Mögliche, um verhältnißmäßig einem jeden den Aufenthalt angenehm zu machen. Wenn nur alle seinem Beispiel auch im Umgang folgten, so würde man nicht so viele Klagen hören, über Steifigkeit und vornehme Zurückhaltung.

Für die Küche ist nur mäßig gesorgt. Zwar theuer sind die Tische nicht: aber man speiset auch nicht besonders gut. Auch die Weine sind nicht immer gut: ein Gegen=

stand, worauf die medizinische Polizei billig genauer sehen sollte. Den besten Wein bekömmt man noch in Dorn oder Tornau, wo der Fürst seine Niederlage hat. Diese Niederlage ist fast in dem Besitz des alleinigen Weinverkaufs. Der Fürst hat nämlich den besten Verlag, und kann eben deswegen die Flasche etwas wohlfeiler verkaufen lassen, als die ärmeren Weinhändler oder Wirthe. Auch hat er rechtmäßig das Monopol des Bierbrauens. Einer seiner Vorfahren erstritt es gegen die Stadt. Der Streit war der Mühe werth: in den Sommermonaten wird wöchentlich für 1500 Gulden gebrauet.

Dagegen ist die Einnahme von dem Heilwasser sehr mäßig. Das Stadtbad giebt jährlich 1300 Gulden Pacht. Man bezahlt etwas Unbedeutendes für die Privatbäder, selbst einberechnet, was ein jeder den Aufwärtern gern reichlich zuwendet.

Das fürstliche Schloß ist ein großes, ansehnliches Gebäude mit zwei Seitenthüren. Die Vorderseite, über die niedrigeren Bür=

gerhäuser erhoben, wendet sich gegen Norden und eigentlich gegen das Erzgebirge. Hinterwärts liegt der treffliche Lustgarten, welchen der Fürst ganz umgeformt hat, im echten Englischen Geschmack. Von den beiden schönen Teichen hat der kleinere in seiner Mitte eine Insel voll hängender Thränenweiden. Der größere ist vorne auf dem Damm mit einer alten Lindenallee besetzt; aus dem hinteren grasreichen Ufer erheben sich stufenweise kleine laubvolle Sträuche, die endlich die höchsten schmalblättrigen Weiden und Erlen beschützen.

Nördlich diesem Teich gegen über erhebt sich in mehreren Stufen das schöne Theater. Es ist an dem Schloß angebauet, und durch einen langen Gang mit der Abendseite verbunden. Nach Verhältniß der Größe gehört es zu den schönsten Theatern: auch ist es inwendig geschmackvoll gemahlt und eingerichtet. Auf der untersten Stufe stehen die Bildsäulen der tragischen und komischen Muse, recht gut gearbeitet.

Zwischen dem Theater und dem Gartensaal stehen die hundertjährigen Akazien, deren Blüte die ganze Gegend mit Wohlgeruch erfüllt.

Der Gartensaal ist ein prächtiges Gebäude, mit großen Fenstern und Thüren, und Figuren im Italiänischen Geschmack. Es besteht aus einem Tanzsaal und vier hohen geräumigen Nebenzimmern. Der Tanzsaal geht durch zwei Stockwerk, gewölbt, unter der Decke prächtig al Fresko gemahlt, die Wände mit Säulen und Arabesken geziert.

Das Schauspiel hat mich, ich gestehe es, recht sehr unterhalten. Die Gesellschaft spielt nicht eben meisterhaft: aber sie hat einige recht gute Schauspieler, insonderheit den Direktor Krüger. Er hat unverkennbare Anlagen zur echten komischen Darstellung; dabei studiert er sein Geschäft mit eben so viel Aufmerksamkeit als gutem Willen. In seiner Frau fand ich unvermuthet eine alte Bekanntinn wieder — die ehemahlige Madam Spengler, deren Spiel vor

zwanzig Jahren in Leipzig in manchen gefühlvollen Rollen mit Recht gefiel. Damahls sang sie auch recht brav. Mit dem Singen will es nun nicht mehr fort: aber ältliche Charakterrollen, zumahl von der sanfteren Art spielt sie noch so gut, daß sie auch auf dem ersten Theater sicher auftreten dürfte.

An Spaziergängen hat Töplitz einen fast unerschöpflichen Reichthum. Mehrere Wochen hindurch können Sie täglich einen neuen finden, täglich neue Seiten, veränderte Gesichtspunkte an denen, die Sie schon kennen. Die nahen haben fast alle auch den Vorzug der Bequemlichkeit für Fahrende wie für Fußgänger. Bei den entfernteren ist das nicht ganz der Fall wegen des steinigen Grundes aller Wege. Indeß haben die Töplitzer sich alle Mühe gegeben, die Steine wegzubringen. Und Reiter und Fußgänger finden gerne seitwärts einen Pfad, der sie bequemer zum Ziel führt. Sehr oft gewähren diese Fußsteige auch interessantere Gesichtspunkte noch, als die auf der Landstraße.

Neben dem fürstlichen Park hinter dem Schlosse, der — wie man mich versichert — alle Spaziergänge von Karlsbad und Eger übertrifft, ist der Pfad mein Lieblingsgang, der vor dem Stein- Schlangen- und Schwefelbad vorbei nach dem romantischen Dörfchen Schönau führt, und die Diagonale von dem Dreieck des Juden- Kirsch- und Spitalberges durchschneidet.

Dann haben Sie die ehemahlige Fasanerie am Brauhause bei Dorn oder Tornau, ein Porphyrberg, unter welchem ein heller Bergbach rauscht, welcher, unter einigem Gebüsch, sich längs den einsamen Gängen erstreckt, die auf die Felsen, und auf der Spitze zu einer Strohhütte führen, von deren mancherlei Standpunkten Sie die schönsten Aussichten haben — den Kühbusch, ein junges Erlen- und Birkengebüsch, mit breiten Kreuzalleen und krummen Gängen, und großen freien Rasenplätzen — den Fasanengarten zu Probstau — das Gebüsch Lipnay hinter dem Schieß-

hause — den Wachholderberg, zu welchem eine Allee von dem Gartensaal aus führt, und auf dessen Spitze das Neudörfel mit einer Schenke einen trefflichen Gesichtspunkt mit dem Gartensaal macht — den Spitalberg — das Schießhaus — den Weg nach Prassedit, wo der sogenannte spitzige Berg eine schöne Darstellung des Mittelgebirgs giebt — den Köpfhügel — den Weg nach Kleiskirchlitz — den Tornischen Teich, einen ganz eigenen, einsamen Fleck.

Dopperlburg ist ein Jagdpark des Fürsten Clary, mit einem hölzernen, hübschen Pavillon, den eine farbige Flagge ziert. Der große, freie, grüne Platz, auf dem das Gebäude steht, ist schön, umgeben von dem dichten Hochwald, belebt durch einen spiegelhellen Teich mit Goldfischen, aus welchem ein Bach vor dem Hause vorbeistürzt. Aus einem jeden der acht Fenster, welche den oberen Saal durchschneiden, sehen Sie in weite Alleen.

Nach Dobrowska Hora auf dem Schloßberg, gehen Sie eine halbe Stunde unter den Steinbädern links an der Meierei Dauerwitz weg durch dasjenige Birkengebüsch. Von dem Gipfel des Berges, wo die Ruinen der alten Feste stehen, ist eine der trefflichsten Aussichten. Gegen Osten zieht sich eine breite, offene Ebne voll Kirchen und Dörfer bis an die Elbe hin. Gegen Süden erhebt sich, nach den mannichfaltigsten Abwechslungen von Hügeln und bebaueten Feldern das Mittelgebirge. Im Westen raucht der Dampf von den Heilquellen; über die Stadt weg blickt man auf die sanfte Anhöhe nach Oßegg und Dux. An der nördlichen Seite verliert sich der Blick bald an den schroffen, finsteren Theil des Erzgebirgs. So wie man den Standpunkt etwas verändert, wird das Auge immer durch neue, anziehende Gegenstände gefesselt. Dieser Berg würde einer der reizendsten Flecke Deutschlands werden, wenn man einige Kosten daran wendete. Auch die Rui-

nen des alten Schlosses sind merkwürdig. Es gehörte dem Grafen Kinsky. Kaiser Ferdinand II. erklärte ihn in die Acht, und zerstörte seine Feste. Man sieht noch verschiedene Stücke eiserner Rüstungen; auf einem Stück einer zerbrochenen Kanone den Namen Wilhelm Kinsky; vortrefflich gewölbte Kasematten, die aller Zerstörung trotzen. Der Berg selbst ist ganz isolirt, wo nicht der höchste Berg des Thals, doch eben so hoch als der Gipfel des Wachholderbergs. Sein beträchtlicher Umfang, beinahe kreisförmig, ruht von allen Seiten auf niederen Hügeln, die in einer Höhe von etwa 20 Klaftern eine Fläche bilden, aus welcher er sich emporhebt. Der Fuß ist mit zerbrochenen Porphyrschieferstücken bedeckt; der Berg selbst ist steil, an der West- und Nordwestseite mit einem Birkenwäldchen bewachsen, an der Südseite schroff. Die Hügelszüge umher bestehen aus Basalt. Diesseits und jenseits des Dorfes Zwetniz setzen die Basalthügel fort. Sie vereinigen sich um die Lipnager Anhöhe mit

dem südöstlichen Abhange des Wachholder-
berges.

Dux oder Duchs, ein gut gebauetes Städtchen liegt eine starke Meile von Töplitz nach Südwesten in einer angenehmen Ebne. Der Weg ist ziemlich gut: das trägt dazu bei, daß der Ort stark besucht wird. Er gehört dem Grafen Waldstein, aus deren Geschlecht der berühmte Wallenstein stammte, der hier verschiedentlich abgebildet ist. Das große, prächtige fürstliche Schloß wird den Fremden sehr gerne gezeigt, mit allen seinen wirklichen und vermeinten Merkwürdigkeiten. In der Rustkammer sind viele alte, seltene Waffen: auch der Pallasch des Wallenstein. Die Bibliothek, die Gemählde- und Kupferstichsammlung ist ansehnlich; in der Kunst- und Naturaliensammlung sind manche wichtige Stücke, besonders von Böhmischen Mineralien, aber auch viele Spielereien. Die Kirche, welche einen Theil des Schlosses ausmacht, hat einige schöne Gemählde, als den Gruß Mariens am Hochal-

tar, insonderheit aber ein kleines Bild des heiligen Nepomuk, der, die himmlische Vollendung erwartend, gen Himmel blickt. Auch zeigt man Ihnen verschiedene Kostbarkeiten, Reliquien, eine sehr kostbare Monstranz, die Erbgruft der Familie Waldstein.

Der große Englische Garten enthält mehrere gut ausgeführte Partieen, als die Eremitage und einen Wasserfall. Vieles ist noch unvollendet. Das Schönste ist die große Hauptallee, hoch, oben offen, so genau abgeschnitten mit einer Allee durch den Wald des gegenüberstehenden Erzgebirgs, daß man glaubt, sie hänge mit dieser zusammen, da sie doch eine Stunde entfernt ist. Auch interessirte mich ein großes Bassin von Metall gegossen, worin Wallensteins Wappen und Thaten standen, gegossen aus den von ihm eroberten feindlichen Kanonen.

Auf der Straße nach Kloster Oßegg die durch Jänich und Neundorfel geht, in eben der Richtung als Dux, wird die Andacht durch eine Menge Heiligenbilder und

Kruzifixe beständig genährt. Dies reiche Cisterzienserkloster, welches 28 Dorfschaften hat, liegt anderthalb Meilen von Töplitz am Fuß des Riesenberges. Die Kirche ist ungemein groß und prächtig: in ihrer Art ein Meisterwerk. Der Thurm ruht durch einen besonderen Mechanismus auf dem Gewölbe. Unter den Gemählden sind zwei wahre Meisterwerke, die Enthauptung Johannis und die Kreuzigung des Petrus. Der Garten an der Mittagsseite des Klosters ist von dem jetzigen Prälaten, aus Sümpfen und Morästen, mit großen Kosten angelegt, im Englischen Geschmack. Er hat mehrere schöne Kaskaden, Pavillons und Grotten, auch ganz vorzügliche Obstanlagen. Ich wüßte nicht leicht schönere Ananas gesehen zu haben. Auf einer Erderhöhung in einem Bassin ist eine Kolonie Angorischer Seidenhasen. Ein Lusthäuschen unter schlanken, hohen Bäumen, an einem kleinen, künstlichen, sehr sanften Wasserfall, hat einen wahren Charakter der Ruhe. Allein neben solchen

wirklich schönen Anlagen findet man auch manche mißlungene, und viele kleinliche Spielereien. Schade, daß solche Mißgriffe dem Eindruck des Ganzen schaden. Wie sehr kontrastirt damit die majestätische Allee, welche dicht hinter dem Garten, fast zwei Stunden lang auf den Riesenberg führt.

Der Weg nach Außig geht in Osten fort, immer auf der Ebne. Es sind zwei Meilen. Die Bila fließt zur rechten; links blickt man in weiter Ferne auf das Erzgebirge. Die Stadt liegt romantisch, am Fuß einer Gebirgreihe die sich längs den beiden Elbufern hinzieht, bei dem Zusammenfluß der Bila und der Elbe, 6 Meilen von Dresden, 9 von Prag und 2 von Leutmeriz. Sie ist nahrhaft, besonders durch den bedeutenden Transport Böhmischer Produkte auf der Elbe. Am jenseitigen Ufer sieht man auf einem hohen Berg die Ruinen der alten Burg Schreckenstein. Die Hussiten zerstörten sie, als sie nach einer zwanzigstündi-

gen blutigen Schlacht am 13ten Juni 1426 die Meißner und Thüringer besiegten. Auch Außig ward darauf von ihnen abgebrannt.

XXXII. Brief.

Leipzig, den 12ten August 1799.

Mein Arzt wollte, daß ich meine Kur auf vierzehn Tage unterbräche, um zu versuchen, ob Witterung und andere Zufälle den Schmerz, oder vielmehr die Beschwerden die ich vorher empfand, wieder vergrößern könnten. Nachher soll ich noch einige Bäder gebrauchen, und dann will er mich, für dieses Jahr wenigstens, entlassen.

Du kannst leicht denken, lieber Bruder, daß ich diese Zeit nicht in Töplitz zubrachte. Meiner Neigung gemäß, und selbst nach dem Wunsch des Arztes, brauchte ich sie zu einer Reise. Ich sahe meine Freunde in Sachsen wieder, alle die Oerter wieder, die mir in

meinen akademischen Jahren so viel Freude machten.

Um mir alle Wege fahrbar zu machen, ließ ich meinen Straßburger Wagen in Töpliz stehen. Mit einem Mantelsack, der nicht viel mehr Bagage enthielt, als die ich allenfalls selbst bequem tragen konnte, setzte ich mich in eine Postchaise. Freilich kenne ich die Unbequemlichkeit und Trüglichkeit dieses leidigen Fuhrwerks nun schon aus mancher Erfahrung. Aber man kömmt schneller fort, und auf dieser Reise muß ich fast fliegen, um in vierzehn Tagen Leipzig, Gotha, Weimar, Jena zu besuchen und am vierzehnten wieder in Töpliz zu sein. Auch ist die Probe für meinen Arm entscheidend. Fühle ich auf einer solchen Reise nichts, so ist er gänzlich wieder hergestellt.

Der erste Vortheil meines leichten Fuhrwerks war, daß ich von Töpliz den nächsten Weg hieher nehmen konnte. Ich gieng über Freiberg. Ueber Dresden hatte ich drei Meilen weiter. Wenn gleich diese Straße besser

ist an sich, so wird man doch ohnedies länger aufgehalten.

Anfangs bleibt man auf der Straße nach Brix und Carlsbad etwa eine halbe Stunde. Die nach Bilin, auf der ich ankam, geht gleich hinter dem Biliner Thor zur Linken ab. Bis zu dem Städtchen Grab, am Fuß der Berge, die man das Erzgebirge nennt, dauert noch das Töplitzer Thal: aber der Weg geht, wenn man die Karlsbader Straße verläßt, rechts in Nordwest näher den Bergen zu. Man kömmt nur durch ein Dorf, Kosten, eine Viertelstunde von Töplitz.

Grab ist ein schlechtes Städtchen. Es wird Klostergrab genannt, weil es einem weiter entfernten Kloster gehört. Hier ist eine kaiserliche Mauth.

Gewöhnlich nimmt man hier Vorspann von Ochsen den Graber Berg hinan. Man braucht zwei Stunden bis oben auf den Berg, wo die Ochsen wieder ausgespannt werden. Der Preis für vier Ochsen ist 1 Reichsthaler. Diese Vorspann machen einen

Theil der Nahrungswege der Einwohner aus. Die Ochsen ertragen es aber nicht lange. In zwei Jahren sind sie meistens untauglich.

Da mein Wagen leicht war, so giengen sie einen guten Schritt. Der Weg zwei Stunden lang immer in den Berg hinein, in Ganzen bergan, doch mit beständiger Abwechslung von Vertiefungen. Nur die letzte halbe Stunde geht es fast in einem fort immer bergan. Aussichten sind nur hie und da in Ausschnitten über das Thal weg, wo Töplitz liegt und auf die Berge, die es umgeben. Links lehnt der Weg immer an den Berg, zuweilen näher, zuweilen entfernter, so wie kleine Bergthäler an den Weg stoßen. Diese Thäler gleichen den Schweizern: sie sind aber nicht so bewohnt. Auch ist der Baumschlag verschieden. Sonst ist der Berg überhaupt sehr mit Holz bewachsen.

Oben auf der Höhe sieht man zur Rechten nahe vor sich den Nicolsberg, der das Erzgebirg eigentlich anfängt. Weiter seitwärts zur Rechten liegt der Geiersberg,

der höchste dieser Gegend, aber nicht so lang als der Graber Berg. Rückwärts ist nun die köstlichste Aussicht über das Töplitzer Thal, alle umliegenden Oerter und Berge. Man sieht weit über Bilin hinaus nach Sanz und fast nach Laun hin. Die Berge um Töplitz erscheinen hier nur als kleine Hügel: der Schloßberg wie eine kleine isolirte Bergspitze. Selbst der Biliner Stein scheint nicht viel beträchtlicher. Bloß der Mühlschauer Berg ragt hervor; derselbe, den man schon bei Laun sieht und wieder bei Dresden. Gleichwol liegt er in einer Linie mit dem Biliner. Man vermuthet seine Höhe, wie entfernt er auch ist. Die ganze Gegend ist mahlerisch; höchst erhaben und doch sehr fruchtbar und stark bewohnt. Steigt man noch hervor, so rückwärts gewandt, auf die Bergspitze zur Rechten, so übersieht man die Gegend noch weiter bis Commothau hin. Aber dann verliert sich wieder ein Theil der Gegend zur Linken von Töplitz.

So viel sich aus der Lage des Gebirgs

schließen läßt, muß die Aussicht von dem Graber Berg vorzüglicher sein, weil die große Gegend gerade vor Dir liegt. Doch muß der Mühlschauer Berg alle andere übertreffen. Er liegt an der Prager Straße, etwa drittehalb Meilen von Töplitz. Ohne Zweifel hängt er zusammen mit der Paskopole, dem höchsten Theil des Mittelgebirges, über welchen die Preußen und Sachsen 1778 in Böhmen drangen. Beide hoffe ich noch zu besteigen, ehe ich diese Gegend verlasse.

Nachher geht der Weg theils in der Ebne fort, theils allmählig bergab bis an das Böhmische Zollhaus Maldau, etwa 3/4 Stunden von der Höhe des Berges. Man rechnet von Töplitz bis Maldau zwei gute Meilen. Das letzte Böhmische Dorf Neißen liegt links nahe am Wege. Nicht weit hinter dem Zollhause ist die Sächsische Grenze. Zur Linken aber geht das Böhmische noch viel weiter fort.

Von Maldau bis zu dem Sächsischen Städtchen Frauenstein sind auch zwei starke

Meilen. Der Weg ist in Ganzen eben; der Boden fruchtbar. Man kömmt auch durch etwas Waldung. Hie und da giebt es mäßige Höhen; keine weite Aussichten. Nur Frauenstein sieht man sehr von weiten auf einer Höhe. Man glaubt, wo es zuerst sichtbar wird, kaum eine Stunde zu haben, und es sind drei starke Stunden. Es geht durch das äußerste Ende des ungeheuren Dorfs Hermsdorf, rechts am Wege. Es ist 3/4 Stunden lang, eigentlich in drei Dörfer getheilt.

Ich weiß nicht, ob es Vorurtheil ist, aber mir schien der Boden im Sächsischen gleich sorgfältiger kultivirt. Man findet viel Klee und Flachs. Der Klee zumahl ist ein ziemlich sicherer Beweis einer besseren Kultur.

Um die Höhe, auf der Frauenstein liegt, zieht sich der Weg in mehreren Krümmungen hin und her. Das macht ihn langweilig. Es ist immer unangenehm, sich von dem Ziele wieder entfernt zu sehen, wenn es schon so nahe vor uns lag.

Eine Viertelstunde vor dem Städtchen liegt rechts am Wege das erste Bergwerk. Ein Göpel auf einer Höhe am Wege bezeichnet es. Das Gebäude rief es mir lebhaft zurück, was ich empfand, als ich das erste Bergwerk sah. Und doch waren es 20 Jahre. Das ist die Macht des Jugendeindrucks.

Frauenstein ist ein erzgebirgiges Städtchen. Der Verkehr mit Böhmen ist ziemlich lebhaft; besonders wird Flachs dahin verkauft. Die Stadt hat ein altes Grenzschloß auf der Höhe des Berges; das neuere Schloß liegt tiefer. Von jenem sieht man nur noch ehrwürdige Trümmer: die Mauern sind so dick, daß man sie im Schwedenkrieg nicht einschießen konnte. Von der Höhe hat man eine schöne Aussicht auf die Berge bei Dresden, Oschatz, Freiberg, selbst den hohen Fichtelberg, und den vorliegenden fruchtbaren Grund, von vielen Bächen durchströmt. Noch weiter sieht man von dem Sandberg, nahe bei der Stadt zur Rechten: bis Leipzig 8 Meilen weit, und bis zu den Weinbergen

über Dresden hinaus. Dresden selbst kann man nicht sehen, weil es zu sehr in der Tiefe liegt. Rückwärts beschränkt die Gebirgskette gegen Böhmen die Aussicht. Die Vergleichung dieser verschiedenen Gesichtskreise war desto angenehmer, da ich den von dem Graber Berg gleichsam noch vor Augen hatte.

Ich brachte Abends einige Stunden in der Gaststube zu, während mein Lohnkutscher fütterte. Sie waren nicht verloren, diese Stunden. Bei meinem mäßigen Abendessen knüpfte sich eine interessante Bekanntschaft mit den guten Wirthsleuten an. Sie sahen mich Wein trinken, mit einer Art Lüsternheit: ich bot ihnen ein Glas, das letzte, was ich hatte. Mann und Frau stritten sich mit wahrer Feinheit um das Glas. Endlich mußte der Mann es trinken. Wie wünschte ich mir Berengars Pinsel, oder Yoriks, oder Thümmels, um diese gutherzige, einfache Szene zu mahlen.

Von Frauenstein nach Freiberg sind zwei

Meilen *). Eine kleine Strecke Hölzung nahe bei Frauenstein ausgenommen, geht der Weg immer durch angebäuetes Land, meist in der Ebene und immer allmählig bergab.

Bei Tages Anbruch (am 9. Aug.) erhob sich plötzlich ein wahrer Orkan. Er kam aus Osten, trieb Sand und kleine Steine vom Wege im Wirbel mit sich fort. Niemand konnte stehen. Mein Wagen, der gerade vor dem Gasthofe in Freiberg hielt, wäre beinahe umgeweht. Der Horizont war jetzt entflammt: jetzt mit düsteren Wolken bedeckt. Plötzlich trieben die Wolken fort. Der Sturm legte sich: die Morgendämmerung verkündigte den Aufgang der Sonne. An mehreren Orten ist dieser außerordentliche Sturm bemerkt. Auf dem Wege ganz bis Leipzig hin, erschreckte er alle Leute; auf der Sternwarte hatte man ihn gleichfalls wahrgenommen.

*) Oerter: Saumersdorf ½ M., Siebenbach, eine Schenke 1 M., Weißenbrunn 1⅛ M., Rosinhäusl, ein einzelnes Wirthshaus 1¾ Meile.

Freiberg, die Hauptbergstadt von Sachsen, hat sehr zugenommen, seit ich sie vor 20 Jahren sah. Dennoch ist sie öde und leer. Die große Stadt, dem Umfang nach die größte in Sachsen, hat in 960 Häusern kaum 12000 Menschen. Zu ihren Merkwürdigkeiten gehört vorzüglich der Dom. Hier ist das Monument des Kurfürst Moritz, von Italienischem Marmor, in Lebensgröße ausgehauen. An der Wand hängt seine Rüstung im Treffen bei Sievershausen. Auch liegen hier Herzog Heinrich der Fromme und seine Nachfolger begraben, bis auf Johann Georg IV.

Die Bergakademie wird immer mehr besucht. Sie behauptet immer den Rang der ersten Anstalt dieser Art. Die Anzahl der Studierenden beträgt jetzt gegen Hundert; unter ihnen sind einige zwanzig Ausländer. Stipendiaten sind nur Einländer. Sie werden erst nach einem strengen Probejahr angenommen. Dann haben sie den Unterricht frei, und überdies Stipendien von 10 bis 50 Thaler jährlich. In den Gruben ar-

beiten sie wie gemeine Bergleute, so oft und wenn sie wollen; dafür erhalten sie vierteljährig ihr Freigedinge. Sie werden oft geprüft. Die geschicktesten gehen auf die Universität, vom Oberbergamt unterstützt.

Das Wichtigste, was für den Bergbau in Leipzig geschah, seit ich ihn zuerst kennen lernte, ist das Amalgamationswerk und die Halsbacher Wasserleitung.

Jenes ward 1792 von dem Berghauptmann Charpentier erbauet, in einem Thal, eine halbe Stunde von Freiberg. Der Hauptgewinn ist Holzersparniß, wodurch man in den Stand gesetzt wird, Erze zu schmelzen, die sonst die Mühe nicht reichlich lohnten. Man braucht jährlich kaum 250 Klafter Holz, und gewinnt gegen 50000 Mark Silber, die man zu 666,666 Thaler ausmünzt. Das Amalgamiren kostet für die Mark Silber im Durchschnitt 1 Thlr. 18 Ggr. mit Unterhaltung der Maschienen; bei der gewöhnlichen Schmelzart 2 Thlr. Ueberdies

gewinnt man ungefähr 1/40 mehr Silber als nach der gemeinen Schmelzart *).

Das Erz wird aus dem Vorrathssaal auf den Trockenheerd gebracht, dann auf den Röstheerd, hierauf gesiebt und gemahlen, zuletzt mit Wasser, Quecksilber und kleinen eisernen Platten in 20 Fässern vereinigt oder angequickt. Die Fässer setzt ein Rad in Umschwung. Das unhaltbare Erz fließt in einen ruhenden Behälter ab. Die edle Masse wird in Schläuchen fest; zusammengedrückt; dann auf einem Thonteller, über einem eisernen Cylinder, durch Feuer flüssig gemacht oder getrieben. So scheidet sich das Quecksilber. Das Silber wird dann in den Schmelzhütten, nebst Zusätzen von Blei in einen fest verschlossenen Tiegel gethan, und durch die Hitze von den Schlacken gereinigt, die als Glätte abfließen. Nachdem es probirt ist, wird es nochmahls geläutert, bis es sechszehn-

*) Fragoso Beschreibung der Amalgamir- und Schmelzarbeit an der Halsbrücke bei Freiberg.

löthig ist. Erst dann wird es nach Dresden in die Münze gefahren.

Im Amalgamirhofe ist eine große Feuersprütze angelegt. Vier Stiefel, deren Stempel ein Rad von 12 Ellen im Durchmesser treibt, führen das Wasser aus der Mulde in die Hauptröhre. Durch vier kupferne Luftfänger, mehrere Ventile und einen Regulator, der 21 Zentner Wasser faßt, wird in wenig Minuten Alles unter Wasser gesetzt; der Strahl wird dann, mittelst geöffneter Hähne, zu gleicher Zeit an 22 Orten hin geleitet.

Nicht weit davon ist im Muldenthal die Halsbacher Wässerleitung oder die Altväterbrücke. Das Gerinne eines Kunstgrabens leitet das Wasser über hohe Schwibbogen von einem Berge zum andern. Unten fließt die Mulde; an ihr weg geht die Straße. Weiterhin heben, durch einen vierfachen, trefflichen Mechanismus, den Du im Hebehause siehst, handdicke Ketten zwei Kähne, mit hundert Zentner Erz beladen, 24

Fuß hoch: und zwei Menschen bewegen die Last in den Spiegel des oberen Kanals. Der Kanal führt das Erz von dem schönen Grubengebäude, der Kurprinz, und der alten Hoffnung Gottes zu der Schmelzhütte. Das ganze Thal bildet, mit allen seinen Gebäuden und Werken, eine höchst romantische Gegend.

Ich ließ mich bereden von Freiberg nicht über Nossen zu gehen, weil man mich fürchten machte, auf diesem Wege aufgehalten zu werden; auch sollte von Nossen bis Waldheim böser Weg sein. Allein es ist kaum möglich schlechter zu fahren, als ich auf der besten Straße fuhr. Auf 12 Meilen brachte ich von 3 Uhr Morgens bis Nachts um 12 Uhr zu: also 21 Stunden; und das in ihren eigenen Postchaisen, ohne alles Gepäck! Gleichwol ist das Postgeld erhöhet. Man zahlt jetzt im Sächsischen für das Pferd 10 Ggr. die Meile; für eine Chaise 3 Ggr. die Meile (sonst nur 2); dem Postillion auf die Station 8 Ggr. Trinkgeld. Aber das biete ein-

mahl dem Postillion! Hatte doch einer, dem ich in voraus das Dreifache versprach, die Unverschämtheit mir zu sagen, er brauche überall nicht Stunden zu halten: er fahre, wie er wolle. Und wirklich er hielt treulich Wort. Er brachte eine halbe Stunde unterweges bei seinem Kaffee zu. Bitten, Schmälen, Drohen — Alles war fruchtlos. Dazu das unerträgliche Warten auf den Stationen, bis die Pferde abgefüttert sind. Auch sind die Wege großentheils schlecht an sich, und noch schlechter unterhalten. Nein! so sehr ich Sachsen sonst liebe: das Postfuhrwesen ist wahrlich nicht die schöne Seite. Möchten sie doch lieber ihre Meilen vermehren, die jetzt größer als andere Deutsche Meilen sind, und dann die Postillione an eine bestimmte Zeit binden. So könnte der Reisende ungefähr seine Rechnung machen; jetzt ist dies ganz unmöglich.

Ueber Chemnitz sind es 12 Meilen bis Leipzig *). Anfangs ist der Weg gut; bis

*) Oerter: Freibergsdorf, Klein-Scherme, Ober-Seeve

nahe vor Chemnitz ist die Chaussee sehr gut gemacht. Nachher kommen Sandwege, zum Theil sehr steinig. Bei vielem Regenwetter macht der schwere Lehmboden sie abscheulich.

Hinter Freiberg geht es allmählig bergan; nachher bleibt man immer auf einer hohen Gegend. Bei Oederan liegt das Schloß Augustusburg auf einem Berge; am Fuß ein Städtchen. Das Schloß, merkwürdig auch als Residenz so vieler Kurfürsten, hat eine treffliche Lage. Man übersieht von dort eine sehr weite Gegend bis Leipzig. In dem

---

1 M., Oederan 2 M., Flöhe, Wiese, Chemnitz 2 M., Röhrsdorf, ein Kirchdorf, 3/4 M., Hartmansdorf, K., 1/4 M., Myhla, K., 1/2 M., Penig 2 M., Alt-Penig, K., 1/4 M., Lauba, K., 3/4 M., Phlug 1 1/4 M., Alt-Mörbitz, K., 1/2 M., Dolsenhein 1 3/8 M., Frohburg, ein Städtchen, 2 M., Busendorf, K., 2 1/4 M., Neukirchen, K., 2 1/2 M., Zettlitz, K., 2 5/8 M., Wenigen-Borna 2 3/4 M., Altstadt Borna, Borna 3 M., Witznitz 1/4 M., Gr. Zöhßen, K., 1/2 M., Treudnitz, K., 1 M., Geschwitz 1 1/4 M., Zehmen, K., 1 1/2 M., Gröbern 1 5/8 M., Troßewitz, K., 1 3/4 M., Mark-Kleeberg, K., 2 M., Dölitz 2 1/4 M., Lößnig 2 3/8 M., Connewitz 2 1/2 M., Leipzig 3 M.

Schloß ist ein tiefer Brunnen, aus welchem das Wasser von Ochsen eine geebnete Windeltreppe heran gezogen wird.

Auf den Weg von Oederan nach Chemnitz freuete ich mich unendlich. Ich hatte ihn vor zwanzig Jahren ungefähr in eben der Jahrszeit zu Fuß gemacht. Damahls war ich von der Gegend wie bezaubert. Die romantische Lage der beiden Dörfer Flöhe und Wiese, zwischen denen sich in der Tiefe der kleine Fluß Flöhe schlängelt, kam mir nie aus den Gedanken. Selbst bei ähnlichen Gegenden in der Schweiz dachte ich immer noch zurück an mein geliebtes Flöhe und Wiese.

Aber, wie ist es? ich fand meine Erwartung bei weiten nicht befriedigt. Der Weg geht noch, wie damahls, abwechselnd durch waldbedeckte Höhen und Thäler; der Fluß schlängelt sich immer durch ein ganz schmales, liebliches Thal zwischen zwei Anhöhen. Allein die Gegend hatte nicht mehr dasselbe Große, Feierliche. Mochte zehnmahl die Aussicht von dem Fußweg sich verschönert dar-

stellen: in dem Maße konnte keine veränderte Stellung die Gegenstände vergrößern. Gleichwol hatte mein Gefühl für Naturschönheiten nicht abgenommen: noch ganz kürzlich verschlang ich die Aussicht von dem Graber Berg mit Entzücken.

Also fand ich vor 20 Jahren diese Gegend nur so außerordentlich schön, weil ich nie eine ähnliche gesehen hatte. Jetzt konnte ich Vergleichungen anstellen; sie hatte den Charakter der Einzigkeit verloren, den wir uns bei dem frühsten Grad der Schönheit immer denken. Wie verschieden sind mit der Ausbildung unsere Begriffe von Glück und Genuß. Giebt es irgend ein absolutes Gut für den Menschen? Ist denn die Erweiterung unserer Kenntnisse, unsers Spielraums nothwendig zu unserm Glück? Gewiß nicht für Alle; wir haben bei weiten nicht gleiche Tendenz für die Erweiterung. Auch deswegen müssen wir vorsichtig sein mit der Ausspendung der sogenannten Aufklärung. Du hast wol Recht, guter Pope, wenn du dei-

nen armen Negersklaven einen Himmel hoffen läßt, nicht so hoch, nicht so herrlich, wie den seines stolzen christlichen Peinigers; nein, nur eben jenseits des Hügels, nur so fern, daß er ihn seinen jetzigen Leiden entzieht. Wir wollen nicht nehmen, bis wir wiedergeben können: wollen nicht dem jetzt Glücklichen seine Zufriedenheit entreißen, indem wir ihm ein größeres Gut als das einzige darstellen, ohne zu erwägen, ob es nicht ganz außerhalb seiner Sphäre liege.

Du kennst, lieber Bruder, meinen natürlichen Hang zur Schwermuth; meine Besorgnisse über das Unwesen der unberufenen Reformatoren aller Art. Es bedurfte aller Gewalt, die ich über meinen Spekulationssinn habe, meines festen Entschlusses, auf Reisen alle nützliche Erfahrungen für das bürgerliche Leben zu sammeln, um mich in eine Stimmung zu versetzen, daß ich mich in Chemnitz wieder über Gegenstände besprechen konnte, die eigentlich für einen Reisenden gehören.

Auch die Gegend von Flöhe und Wiese

kam jetzt wieder vor; allein in ganz anderer Rücksicht. Der kleine Fluß Flöhe, oder das schmale Thal ist sehr merkwürdig, weil es eine Scheidung im Klima macht. Der Strich von der Höhe vor Flöhe heraufwärts nach Freiberg und bis zur Hälfte auf dem Wege nach Herzogswalde hin, also in einer Breite von 4 Meilen, und der Länge nach bis an die Böhmische Grenze, ist ungemein viel kälter und rauher, als der jenseitige nach Chemnitz. Der Unterschied soll in der Zeit auf vier Wochen betragen; oft wird das Korn in jenem kälteren Strich auf den bergigen Gegenden nicht einmahl reif. Das Phänomen scheint um desto merkwürdiger, weil nicht einmahl der Zug der gegen über stehenden Höhen eine erheblich veränderte Richtung nimmt.

Chemnitz ist von den Sächsischen Städten, nach Dresden und Leipzig, die dritte. Jetzt fand ich sie beträchtlich verschönert. In den letzteren Zeiten sind zu Bauten ansehnliche Unterstützungen bewilligt. Man

sagte mir, aus den öffentlichen Kassen würden jährlich über 300000 Rthlr. dazu angewandt. Die Steuerkasse giebt 40000 Rthlr., das übrige das Finanzkollegium. Daher ist in allen, auch den kleinsten Städten, Wohlstand durch neue, wenigstens verzierte Häuser sichtbar. Doch hat Chemnitz in dem Kriege dadurch gelitten, daß die Manufakturen in Leinen- und Baumwollen-Waaren, zumahl in Baumwollen-Waaren, aus Mangel an Absatz, fast stille stehen.

Der Boden ist in dieser Gegend sehr gut. Gleich hinter Flöhe wird er besser und schwerer. Die Kultur scheint meistens sorgfältig: doch deuten die größtentheils schlechten Häuser des Landmanns bei weiten nicht auf den Grad des Wohlstandes, den ihm Boden und Klima versprechen. Hauptsächlich soll die Schuld an den Gemeinheiten liegen. Neben den kultivirtesten Feldern bei den Sächsischen Städten sieht man weite Triften, geweidet von gemeinen oder gutsherrlichen Schaafen und unzählbaren Gänsen. Hier ist wirklich

einiges Durchgreifen des Regenten im Verhältniß zum völlig uneingeschränkten Gebrauch des Eigenthums das geringere Uebel. Thut er etwas Anderes, wenn er dem Vater für seinen noch unverständigen Sohn dessen ererbtes Vermögen verwalten läßt? Aber so ist es! Die Räthe der Fürsten fühlen, daß diese Vorschrift zum Besten ihrer eigenen Familie gereichen kann. Aber zu Aufhebungen von Gemeinheiten stimmen sie nicht, weil sie aus Vorurtheil die Gutsbesitzer dabei gefährdet glauben.

Nach Penig hat man bis Myhla abwechselnde Hügel. Bei Hartmansdorf ist eine sehr schöne Aussicht; von einer mäßigen Höhe auf eine weite, fruchtbare, sehr angebauete Landschaft, deren Ende sich in den Horizont verliert, ohne durch Berge begrenzt zu sein. Hinter Myhla geht es steil bergab: dann hören die Berge fast auf. Nur bei Genandstein, ungefähr auf dem halben Wege, an der Pleiße, sieht man eine Kirche auf einem Felsen aus Felsstücken gebauet.

Zwischen Penig und Alt-Penig fließt die Mulde. Nachher kömmt man bei Lauba über die Pleiße, die nahe dabei entspringt. Das Dorf ist ungeheuer groß: vielmehr eine lange Gasse einzelner Höfe, ungefähr, wie die Wege in unseren Holsteinischen Marschen. Hinter Frohburg geht es wieder über die-Pleiße. Sie fließt nun links in vielen Krümmungen, und umfaßt Borna in zwei Armen.

Von Borna aus wird der Weg besser und minder steinig. Der Boden ist sehr gut. Insonderheit sieht man, je näher Leipzig kömmt, die schönen Früchte einer vorzüglichen Kultur. Der ganze Acker gleicht, in mehr als einer Rücksicht, einem sorgfältig gepflegten Garten. Das Land ist durchaus eben. Hinter Borna hat man die Pleiße nach ihren mannichfaltigen Krümmungen bald links, bald rechts. Bei Gröbarn führt eine Brücke über einen kleinen Fluß, der dicht bei Mark-Kleeberg in die Pleiße fällt. Nun bleibt die Pleiße immer links.

Es schlug elf Uhr, als ich das geliebte Dölitz erreichte. Bald war ich auf der kleinen Höhe, wo links der Weg nach Connewitz abgeht. Alles anziehende Erinnerungen der vergangenen Zeit. Der Abend war unvergleichlich schön: vollkommene Stille, heitere Luft, heller Mondschein. Von der Höhe sollte ich Leipzig zuerst sehen. Im Mondschein ließen sich die Gegenstände nicht so deutlich unterscheiden. Erst wie wir näher kamen, zeigten mir die Lichter den Ort wieder, den ich auf eben diesem Wege zu Fuß so oft auch im Mondschein zuwanderte.

Am Petersthor zeigte mir der Postillion die Esplanade. Sie gehört auch zu den neuen Anlagen um Leipzig. Hier ist die Büste des guten Kurfürsten aufgestellt, dem Sachsen so viel verdankt. Wir fuhren nun in einer Allee längs den Spaziergängen bis an das Grimmsche Thor, das einzige, das Reisenden des Nachts wieder geöffnet wird. Jetzt war es ein schöner Weg; sonst ein abscheulicher Steindamm.

Früh am andern Morgen eilte ich auf die Gassen, um zu sehen, ob ich mich wieder fände. Viele Häuser waren verschönert, viele neue erbauet, besonders in den Vorstädten und am Wall. Die ganze lange Reihe vom Waisenhause bis an das Ranstädter Thor ward abgetragen und nach einem Maßstab von einer Höhe gebauet. Wollen die Eigenthümer nicht selbst bauen, so übernimmt es der Magistrat. Dies macht eine in ihrer Art einzige Facade. Auch das Waisenhaus wird jetzt reparirt. Es bekömmt von außen, nach der Seite der Allee, eine prächtige Colonnade.

Um Leipzig war eine neue Welt geschaffen. Rund um die Stadt sind neue Spaziergänge in Englischem Geschmack, mit ausländischen Bäumen und Sträuchern, die den lieblichsten Geruch verbreiten. Besonders schön ist der Theil von dem Hallischen Thor bis zum Grimmschen. Hier ist ein kleiner Hügel, von dem man einen sehr schönen Prospekt hat. In der Tiefe sind die Pflanzungen über alle Erwartung schnell gediehen.

Und was den Genuß noch mehr würzt — die Anlagen wurden gemacht zu einer Zeit, wo gerade sehr große Armuth war, um dem verlegenen Fleiß Auswege zum Verdienst zu öffnen. Solltest du es möglich glauben, daß es Leute geben konnte, die den Rath wegen dieser menschenfreundlichen Maßregel tadelten, weil er dadurch sein Vermögen verrieth?

Wirklich hat Leipzig während des Krieges erstaunend gewonnen. Viele Fremde haben dort in vollkommner Ruhe ihr Geld verzehrt. Die beträchtlichsten Handelsgeschäfte sind über Leipzig gegangen. Besonders hat der Speditionshandel und noch mehr das sehr bedeutende Wechselverkehr große Summen eingebracht. Ich kann mir daher sehr gut erklären, daß ich noch weit mehr allgemeinen Wohlstand bemerkte, noch mehr Eleganz und Luxus, als mir vor zwanzig Jahren in dieser immer sehr reichen Stadt auffiel.

Von dem gesellschaftlichen Ton kann ich Dir nicht viel sagen. Ich bin zu kurz hier, um nicht meine wenigen Stunden nur mei-

nen alten Freunden zu widmen. Auch sind zwanzig Jahre für das gesellige Leben ein Menschenalter, zumahl in einer Stadt, wie Leipzig. Als Zuschauer bei einem Ball in dem nämlichen Saal, wo ich damahls so oft tanzte, bemerkte ich bald, daß ich ganz Fremdling geworden war. Alle waren sie abgetreten, nicht nur die damahls glänzten, sondern auch sie, die aufblüheten. Andere hatten ihre Stelle eingenommen, die ich nicht einmahl in der Wiege sah. Von den Schönheiten meiner Zeit erinnerten nur sehr wenige noch als Matronen ihre Triumphe. Die meisten waren vor des Todes früher Sichel gefallen.

Eben so verändert fand ich das Theater. Ich sah Kotzebue's Epigram. Wie konnte ich anders als mit mannichfaltiger Spannung das Haus wieder betreten, wo ich so manche treffliche Darstellungen verschlang? Aber es war nicht mehr dasselbe Spiel. Opiz spielte noch immer trefflich, selbst Liebhaber. Zwei

Demoisellen Koch, für deren Mutter Gesang einst das Parterre sich schwärmerisch interessirte, kündigten ausgezeichnetes Talent an. Aber das Ganze war nicht, wie ich es verließ.

XXXIII. Brief.

Töplitz, den 21sten August 1799.

So schwer es mir ward, lieber Sander, mich von meinen Freunden in Leipzig so bald wieder zu trennen, so eilte ich doch schon am Montag weg, um die Freunde in Gotha zu sehen. Morgen Abend zu dem biederen Schlotheim! das war das Losungswort der Abreise von Leipzig. Ich wollte ihn wieder in demselben gastfreien Hause besuchen, wo ich vor siebzehn Jahren so interessante Tage mit der Münterschen Familie zubrachte.

Ich nahm deswegen den kürzesten Weg gerade nach Burgtonna auf Langensalze über Freiburg. Aber zu meinem Unglück vergaß ich der älteren unangenehmen Erfahrungen über Lohnkutscher-Reisen. Durch die

glatten Worte eines lustigen Kutschers und das gute Aussehen zweier Schimmel ließ ich mich verführen, mich mit ihm auf die nächtliche Reise zu begeben.

Bis Lauchstädt gieng es noch gut genug. Wir kamen, ungeachtet des Regens, in sechstehalb Stunden hin; doch auch schon zu spät, um noch Gesellschaft in der Allee zu finden.

Die drei Meilen bis Merseburg sind nicht sehr unterhaltend. Man kömmt aus dem Ranstädter Thor vor der Funkenburg, einem noch immer besuchten Wirthshause mit einem großen Garten, vorbei nach Lindenau, einem großen, schönen Dorf. Hier ward jetzt eine Chaussee gemacht: besonders werden die Schleusen zum Abzug des Wassers sehr erweitert, weil vor kurzen die beiden Flüsse bei der Enge der Schleusen austraten und großen Schaden anrichteten.

Dann geht es in einer Ebene fort bis zum schwarzen Bären, einem Wirthshause auf der Hälfte des Weges. Links bleibt,

eine Meile von Leipzig, das Dorf Milis liegen. Der Weg ist sandig.

Hinter dem schwarzen Bären kömmt jener abscheuliche Steindamm, dessen Andenken mir noch nach 20 Jahren geblieben ist. Man läßt ein Rittergut rechts liegen, und kömmt dann durch das Dorf Scheschen, eine Meile vor Merseburg. Hier fängt wieder ein schrecklicher Damm an, der aber glücklicher Weise auch einen Nebenweg hat. Die Gegend scheint sumpfig; der Boden sehr mäßig. Viele Weidenbäume an und neben dem Damm, erinnerten mich wieder an die ersten kleinen Reisen im Vaterlande.

Weiterhin kömmt ein beträchtliches Dorfmoor. Doch ist die Benennung uneigentlich. Es ist kein Sumpftorf, der gestochen wird, sondern er wird schichtweise ausgegraben. Die Einwohner von Merseburg erhalten dadurch einen beträchtlichen Zuschub zu ihrer Feuerung.

Der Weg nimmt nun viele Krümmungen. Man kömmt noch vor Maiendorf

vorbei, einem Dorf mit einem großen Vorwerk, das dem Stift Merseburg gehört. Endlich erreichte ich denn Merseburg, das mit seinen großen Thürmen schon so lange die Hoffnung getäuscht hatte.

In Merseburg geht es ziemlich bergauf. Auch diese Stadt hat viele neue Häuser, viele verschönerte. Die Gegend um Merseburg ist angenehm durch ihre Fruchtbarkeit. Von dem hohen Damm übersieht man eine weite, stark bewohnte Gegend. Die Saale, über welche eine Brücke führt, ehe man in die Stadt kömmt, schlängelt sich friedlich durch reiche Fluren. Welche Verschiedenheit zwischen diesen Flüssen der Ebne, und jenen Bergflüssen in der Schweiz und in Schwaben, deren Ufer durch Reihen von Waldbergen und schauderhaften Klippen beschränkt sind. Dennoch schaden jene durch Ueberschwemmungen oft nicht minder, als diese.

Hinter der Stadt führt der Weg nach Halle rechts der Saale zu. Der nach Lauchstädt trennt sich bald von der Freiburger

Landstraße zur Rechten. Gerade zu hätte ich nur 3 Meilen gehabt: ich konnte aber der Lust nicht widerstehen, auch Lauchstädt wieder zu besuchen. Dieser Umweg beträgt anderthalb Meilen.

Bis Lauchstädt ist wieder eine große Ebne von Kornfeldern und schwerer Boden. Eine halbe Stunde vor Lauchstädt bleibt rechts Klein-Lauchstädt liegen. Nachher hebt sich der Boden allmählig.

Vor Lauchstädt bemerkte ich in der Ferne zur Rechten einen kleinen Hügel, wohin eine junge Allee führt. Man muß von hier die umliegende Gegend sehr weit übersehen. Die Phantasie eilte dem Wachsthum der Bäume zuvor; schon theilte ich die Freuden der Spaziergänger, die nach Jahren in kühlendem Schatten dem Hügel zuwandern.

Ein großes Vorwerk, seit zwölf Jahren erbauet, mehrere neue Häuser, zeugten auch hier von Zunahme der Bevölkerung und Kultur. Bei einem Gute zur Linken dicht bei Lauchstädt sah ich eine Holländische

Scheune nach Art der Stockhäuser. Hier standen die vier Pfähle nahe um das Centrum des Dachs: das Dach konnte durch ein dazwischen angebrachtes Gewinde mit leichterer Mühe auf- und nieder gebracht werden.

In Lauchstädt, wie vor dem Thor, sah ich so viele neue Häuser, so viele verschönerte, daß ich den Ort nicht wieder kannte, so oft ich auch dort war.

Das Schloß, die Allee, den Sallon grüßte ich als alte Bekannte. Der Sallon ist geschmackvoll, groß, hoch, einer der schönsten, die man leicht bei einem Bade findet. Die große Allee, welche von dem Schloß nach dem Sallon rund um im Zirkel führt, hat an der linken Seite vom Schloß ab eine Reihe Buden bekommen. Vor der Allee sind in der Vertiefung um den Teich herum neue Anlagen: auch hinter dem Sallon fand ich mehrere neue Alleen. Ein Wolkenbruch von zwei benachbarten Dörfern her, hatte die Anlagen um den Teich verschwemmt. Selbst die Allee stand

bis über eine Elle unter Wasser. Alle Buden an der Seite wurden verdorben. Sie mußten wieder von neuen aufgeführt werden. Auch die Alleen wurden nicht ohne viele Mühe und Kosten wieder hergestellt.

Der Gesundbrunnen ist in der Mitte. Zwei Pavillons stehen zur Seite. In dem einen sind zwei Douche-Båder angebracht. In dem andern wird unten im Keller das Wasser zum Baden gelassen und dort abgeholt. Das Gebåude selbst dient zu einem Erfrischungszimmer für die Gesellschaft. Der Brunnen ist mit Steinen rund herum ausgelegt, mit einem steinernen Gelånder umgeben. Ueber dem Brunnen ist die Machinerie in einer weiten bedeckten Röhre angebracht. Vermittelst derselben wird das Wasser durch den Hahn sowol zum Trinken als zum Baden abgelassen, und durch eine Winde in das Douche-Badhaus gebracht.

Das Wasser ist kalt: zum Gebrauch des Badens wird es gewårmt. Der Geschmack ist sehr eisenhaltig; der Nachgeschmack din-

tenartig. Merkwürdig ist es, daß die Quelle ganz aus der Ebne kömmt, da sonst die meisten mineralischen Wasser in gebirgigen Gegenden entspringen.

Die Douche ist schon seit 18 Jahren eingerichtet. Sie hat vortreffliche Dienste geleistet. Der Badearzt, Dr. Kochen, hat sich dadurch um manche Leidende sehr verdient gemacht. Man verdankt ihm auch eine gute Beschreibung von Lauchstädt, die etwa vor zwanzig Jahren gedruckt ist.

Dies Jahr soll die Gesellschaft nicht sehr zahlreich gewesen sein. Der Kurgäste waren nur 178: doch war die Unterhaltung so lebhaft wie gewöhnlich. Lauchstädt behauptet also noch immer seinen Ruhm eines der ersten Bäder zu sein, sofern eine vorzüglich gesunde Luft, und ein angenehmer, von der traurigen Etikette entfernter gesellschaftlicher Ton sehr viel zum Wohlsein und zur Wirkung der Kur beiträgt.

Jetzt hat Lauchstädt auch ein Schauspielhaus, hinter dem Schloß, an der Seite ei-

ner Allee, die vom Brunnen aus dahin führt. Es gehört dem Herzog von Weimar, dessen Hofschauspieler hier spielen. Das Theater ist freilich nicht groß, aber recht gut eingerichtet. Ich sah noch den letzten Akt der Evelina von Jünger. Den Prolog zu Wallensteins Lager, der als erstes Stück gegeben war, hatte mein Kutscher mich verfehlen lassen. Das gedrängt volle Haus gab mir Stoff zu einer Vergleichung mit Töplitz, die nicht zum Nachtheil von Lauchstädt ausfiel.

Um elf Uhr Nachts machte ich mich wieder auf den Weg mit meinem vielversprechenden Kutscher. Aber leider, er hielt sehr schlecht Wort. Auf drittehalb Meilen brachte ich die ganze Nacht zu bis fünf Uhr Morgens. Die Post hätte doch, selbst in Sachsen, nur bis drei Uhr gefahren.

Der Weg geht hinter Lauchstädt eine kleine Höhe hinan; nachher bleibt er eben durch Kornfelder. Man kömmt durch die Dörfer Neisdorf, Klöveke, und das

Städtchen Mücheln. Zwischen Klöveke und Mücheln bleibt Merklingen links liegen; hinter Mücheln liegt auch ein Dorf rechter Hand. Vor Freiburg geht es wieder bergab; man übersieht eine schöne, weite Gegend.

Freiburg liegt in der Tiefe von mäßigen Weinbergen zur Linken umgeben. Sie ziehen sich in Bogen nach Weißenfels und Naumburg bis Jena. Der Wein ist sehr gut, weißer und rother. Die Einwohner verdanken dieser Kultur großentheils ihren Wohlstand.

Bei Freiburg macht die Saale die Grenze von Thüringen bis Hessen, Eisenach, den Thüringer Wald und den Harz. Die Landschaft ist ungefähr zwölf Meilen lang und breit. Eine äußerst fruchtbare Landschaft; fast durchaus eben. Der Boden ist schwarz, beinahe so fett, wie in unserer Marsch.

Auf die siebentehalb Meilen nach Weißensee brachte ich elf Stunden zu *). Und

*) Oerter: Weidiz, Balstädt, Wulmersdorf, Esleben,

deßungeachtet der Weg bei dieser trockenen Jahrszeit vortrefflich war; ungeachtet des Vorschreibens eines alten Freundes in Leipzig, der jetzt wirklicher Oberpostkommissär war; ungeachtet ich nur in Postchaisen fuhr und immer doppelte Trinkgelder gab. Nach diesem Maßstabe muß man in Sachsen auch bei guten Wegen anderthalb Stunden auf die Meile rechnen. Indeß ist es wahr, die Sächsischen Meilen sind etwas größer, als die gemeinen Deutschen Meilen.

Von Freiburg sieht man noch Höhen ringsumher, doch in immer abnehmender Entfernung. Die Gegend ist schön durch abwechselnde, fruchtbare Felder. Hinter Häsler geht der Weg einen kleinen Berg hinab. Von hier hat man eine paradiesische Aussicht auf die ganze weite Fläche, in der sich die Saale und Unstrut schlängeln. Nachher geht

---

Hartisleben, Obbersleben, Kloster Häsler 2 M., Büttstedt, Groß Neuhausen 2½ M., Kohleda, ein Städtchen ½ M., Leiberingen 1¼ M., Scherndorf 1¾ M., Weißensee 2 M.

es in der Ebne fort, unmerklich bergab. Hinter Leiberingen kömmt man über die Unstrut. Nachher bleibt das Gut Schenstädt an der Höhe liegen.

Weißensee ist eine kleine Stadt, deren Einwohner sich vom Kornbau nähren. Fast alle Bürger treiben Feldbau; man findet nur einige einfache Handwerker. So ungefähr sollten auch unsere Dänischen Landstädte sein, wie wir sie nennen könnten, in Gegensatz der Handelsstädte. Allein die Sächsischen Städte sind im Durchschnitt bevölkerter und blühender. Der Unterschied muß doch an der Bevölkerung der Gegend liegen.

Man sagte mir in Weißensee, ich hätte viel gewonnen, wenn ich von Neuhausen auf Gotha gienge. Denn von Neuhausen nach Erfurt sind nur drei Meilen, und von Erfurt nach Gotha auch drei Meilen, alle trefflicher Weg. Ich antwortete dem Postmeister, ich hätte jenen Weg gewählt um

noch vor Nachts in Tonna einzutreffen, zum Besuch bei meinem Freunde.

Herr von Schlotheim, versetzte er, ist seit zwei Jahren schon todt.

Ich kann Ihnen nicht sagen, lieber Sander, wie mich diese unerwartete Nachricht bewegte. Er war der Letzte der Jugendfreunde des guten Vater Münters; ein biederer Mann von altem Deutschen Gepräge. Nachher erfuhr ich, daß er in seinen letzten Jahren viel litt; aber er starb wie ein Weiser!

In traurige Betrachtungen vertieft durchflog ich nun den Weg nach Gotha. Ueber Langensalze sind es sechs Meilen; der gerade Weg ist fünf Meilen *). Ich hatte eine leichte, offene Postchaise; diesmahl fuhr mich mein Postillon wirklich in fünf Stunden.

Die ganze Gegend ist eben und sehr fruchtbar. Es war gerade der Anfang der

*) Oerter: Lutterborn, Vorwerk $\frac{1}{2}$ M., Strausfurt mit einem Gut 1 M., Hensleben $1\frac{3}{8}$ M., Gebesen, Städtchen $1\frac{7}{8}$ M., Andisleben $2\frac{1}{4}$ M., Klein Fahnern $3\frac{1}{2}$ M., Molsleben 4 M., Gotha 5 M.

Ernte. Dies erhöhete das Vergnügen der Reise, zumahl da sie so gut ausfiel.

Die Weißenseer Felder gehen sehr weit, fast eine halbe Meile rund herum. Das Vorwerk Lutterborn gehört noch dem Rath. Nachher kömmt man bei Hensleben zweimahl über die Unstrut. Bei Gebesen fängt die Erfurtische Grenze an. Klein Fahnern ist der erste Gothaische Ort. Hier geht es wieder über die Unstrut. Man kömmt einen ziemlich hohen mit Holz bewachsenen Berg hinan. Rückwärts ist eine treffliche Aussicht über die Fläche von Thüringen, eine der angebauetsten von Deutschland. Auf der Höhe übersieht man die ganze Ebne bis Gotha; jenseits umgrenzen die Berge des Thüringer Waldes den Horizont, wie ein Wall. Doch war es schon zu finster, um alle Gegenstände deutlich zu erkennen.

Ueberhaupt ist dieser Weg nach Gotha sehr angenehm, und bei trockener Jahrszeit weit besser als der über Naumburg. Dennoch wird er weniger von Reisenden gebraucht.

Auch Gotha fand ich sehr verschönert, seit ich es vor siebzehn Jahren zuerst sah. Wo neue Gebäude aufgeführt, oder alte erneuert waren, zeigte sich allenthalben der zunehmende Wohlstand. Gotha soll jetzt gegen 2000 Häuser und 14000 Einwohner haben. Gassen, öffentliche Plätze, Spaziergänge waren noch eben so reinlich, so gut unterhalten. In der Lebensweise, in dem Ameublement erscheint es klar, daß diese glückliche Residenz von allen Uebeln des langen Krieges verschont blieb. So hat sich auch derselbe gute Ton, derselbe gesellige Frohsinn erhalten, der mir Gotha vor Jahren so werth machte. Noch existirt die Theegesellschaft, wie vorhin; die Gesellschaft im Mohren, die Sonntagsgesellschaft, die jedem gesitteten Fremden so willig einen angenehmen Tanz verschafft. In allen diesen Zirkeln ist die Einrichtung schon seit einem Vierteljahrhundert dieselbe. Man kann sagen, daß sie sich schon durch ihr Alter bewährt; bei wie vielen Fremden erneuert sich

nicht stets ihr Andenken durch dankbare Rückerinnerung.

Die Gegenden um die Stadt, die Gärten, die Spaziergänge — Alles ist verschönert. Man liebt Gärten fast leidenschaftlich: in der Nähe werden häufige Landpartieen gemacht, nach einer Menge von Oertern, die bald durch diesen, bald durch jenen eigenthümlichen Vorzug einladen. Von Renstadt, dem Kramberg, und Siebeleben haben Sie schöne, und immer verschiedene Aussichten auf die Stadt und ihre Umgebungen. Auch dient das angenehme Lokal zu einem gesellschaftlichen Vereinigungspunkt im Sommer. Zu den weiter entfernten Oertern, die der Freund der schönen Natur besuchen muß, gehören Woltershausen, Schloß Tenneberg, Schloß Reinhardsbrunn, der Inselsberg, Neudielendorf, eine Kolonie der Herrnhuter, Molsdorf, Sonnenburg des Präsidenten Thümmels Landsitz, die Wartburg bei Eisenach, die drei Glei-

chen, (Wachsenburg, Mühlberg und das eigentliche Gleichen) eben so merkwürdig durch ihre Lage, als durch manches Ueberbleibsel der Ritterzeit und durch die bekannte Legende von dem Grafen von Gleichen und seinen beiden schönen und zärtlichen Weibern.

Der herzogliche Garten ist, den hervorragenden Bäumen nach zu urtheilen, im trefflichsten Wachsthum. Gesehen habe ich ihn nicht. Er ist verschlossen; um besondere Erlaubniß bitte ich nicht gerne.

Den Garten der Herzoginn macht besonders die schöne Aussicht anziehend. Auch von ihrem Wohnhause, einem geschmackvoll eingerichteten Gothischen Gebäude in Form einer Kapelle, hat man eine weite, treffliche Aussicht.

Der Englische Garten des Prinzen August am äußersten Ende der Vorstadt vor dem Siebeleber Thore hat, seit ich in Gotha war, ein schönes Haus erhalten, nach Thümmels Plan. Ganz vorzüglich ist der von Döll dekorirte Saal, und ein Zimmer mit

Abbildungen der von Raphael im Vatikan gemahlten Logen und verschiedenen Büsten, unter anderen den von Rousseau und Voltaire von Houdon.

Das Schloß, Friedenstein genannt, ist zum Theil auch in der inneren Einrichtung umgeschaffen. Die Zimmer des Herzogs sind geblieben, wie sie waren, sehr einfach. Aber die der Erbprinzessinn sind, nach Thümmels Angabe, von Döll im neuesten Geschmack verziert. Noch nirgends habe ich die marmorartigen, lakirten Gipswände in der Vollkommenheit und so schön angeordnet gesehen, als hier. Auch die Figuren der Oefen sind neu, und sehr gefällig. In einem Zimmer ist ein schöner Ofen von Kupfer, in Jena verfertigt, der 300 Thaler kostet. Vorzüglich interessirt mich doch in dem großen Saal in dem zweiten Stock des Hauptgebäudes die lange Reihe der Brustbilder der alten Sächsischen Fürsten. Das Seitenstück dazu ist die Galerie der Fürsten und Fürstinnen in dem dritten Stock des

westlichen Flügels. Auch hier finden Sie unter einander ausgezeichnete Köpfe, über welche die Geschichte uns interessante Kommentare giebt, und viele andere, von denen man nichts anders zu lesen erwartet, als das: „Er lebte, nahm ein Weib, und starb.“

Auf dem Schlosse befinden sich das Münz- und Medaillenkabinet, das Kunst- und Naturalienkabinet, die große herzogliche Bibliothek, die Handbibliothek, das physikalische Kabinet, ein sehr merkwürdiges und reiches Archiv, eine Antikensammlung (deren größte Zierde der berühmte Farnesische Herkules ist), das Zeughaus. Alle diese Sammlungen sind sehenswerth: einige in vorzüglichem Grade. Die große Bibliothek, die etwa 30000 Bände befaßt, ist am stärksten im geologischen und philologischen Fach. Die Münzsammlung, eine der ersten in Europa, die über 35000 Stücke zählt, konnte ich jetzt nicht wieder sehen. Sie stand noch eingepackt von der Zeit her, da man einen Besuch der Franzosen fürchtete.

In der Bibliothek sah ich den Herzog. Er spricht sehr gut. Man merkt ihm gleich Kenntnisse und einen ausgezeichneten Charakter an. Vielleicht ist es nur Folge einiger Sonderbarkeiten, die man oft den Fürsten weniger als Fehler verzeiht, daß er im Ganzen nicht geliebt wird. Das Land hat gewiß nicht Ursache über ihn zu klagen. Man sagt, er sei menschenscheu. Aber ich kenne mehrere Züge echter Humanität an ihm. Dem würdigen Koppe, einem Gothaner, setzte er ein Denkmahl mit der edlen Inschrift: amico optimo.

Eine neue, sehr interessante Bekanntschaft habe ich in Gotha gemacht, die des Prof. Döll. Er ist ein eben so liebenswürdiger Mann, als trefflicher Künstler. Der Saal, der ihm im Schloß zur Aufstellung seiner Kunstwerke eingeräumt ist, gewährt einen höchst interessanten Anblick. Schade nur, daß es an hinlänglichem Platz zur angemessensten Anordnung fehlt. Ueber das hat er sich um die Verbreitung des Ge-

schmacks an Kunstschönheit ein ausgezeichnetes Verdienst erworben durch seine Gipsabgüsse von Figuren und Büsten zur Verzierung der Zimmern. Auf dunkelm Grunde von verschiedener Farbe, machen sie allenthalben einen trefflichen Effekt. Dabei ist der Preis so wohlfeil, daß auch dem minder Bemittelten dieser Genuß sehr erleichtert wird.

Von ihm gieng ich zur Sternwarte. Sie liegt auf dem Seeberg, eine halbe Stunde von der Stadt in einer schönen Gegend. Der Berg ist nur mäßig hoch; aber er liegt isolirt und sehr frei, den Winden vielleicht etwas zu viel ausgesetzt. Herr von Zach, der Schöpfer dieser trefflichen Anstalt, suchte sich diesen Platz gleich aus, als er von England zurückkam und von dem Herzog zu der Anlage Vollmacht erhielt. Die Polhöhe ist 50 Gr. 56 Min. 17 Sek.; die Länge 29 Gr. 24 Min. 5 Sek. Der Herzog überließ ihm zu bauen, wie er wollte; auch gab er zu den Instrumenten, was der Herr von Zach verlangte. Anfangs war es nur eine

Privatanstalt. Doch jetzt will der Herzog ein Fideikommis daraus machen, damit sie stets fortdaure. Er hielt immer viel auf Astronomie. Auch auf dem östlichen Flügel des Schlosses ließ er eine kleine Sternwarte bauen, wo viele Beobachtungen angestellt wurden, indeß man an der auf dem Seeberg arbeitete.

Unstreitig entspricht diese neue Sternwarte den Fortschritten der Wissenschaft, wie wol kaum eine andere. Das Gebäude ward 1787 angefangen und 1791 vollendet. Es ist massiv aus Sandsteinen der Gegend: die Granite sind aus dem Thüringer Wald. Im Observatorium ist Alles grün angestrichen. Die Fenster sind eingeschoben, damit man observiren kann, ohne daß der Wind einschlägt. Alle Pfeiler sind isolirt. Die Instrumente sind die trefflichsten ihrer Art: die ganze Einrichtung der Stellung höchst zweckmäßig. Das Passage-Instrument von acht Fuß hat die Beleuchtung von der Seite. Es ist so gestellt, daß man nach Norden

und Süden zugleich beobachten kann. Ein bewegliches Okular, um Punkte und Fäden zugleich zu beobachten. Das Nivellirungs-Instrument von Ramsden ist festgesetzt durch Pfeiler, ruhend auf dem Stein, aus dem der Berg besteht. Die beiden Mural-Quadranten, die noch kommen sollen und der Sektor kommen eben so auf isolirte Pfeiler. Auch so die Uhren, wobei das Gewicht herunter geht, um die Einwirkung auf die Pendel zu verhindern. Oben ist der bewegliche große Kreis. Das Dach des Thurms kann man herumschieben.

Und welch ein Genuß, den würdigen Zach selbst dies erklären, ihn mit vollem Enthusiasmus von seiner Wissenschaft reden hören, von der Wissenschaft, die doch wol, unter allen am meisten, des menschlichen Geistes Größe bezeichnet. Wie sehnte ich mich, Ihnen, mein geliebter Freund, die Empfindung mitzutheilen, von der meine Brust schwoll, als ich, auf dem Rückweg nach Gotha, an einem schönen heiteren,

Sommermorgen, dem großen und doch ganz verschiedenen Talent der beiden ausgezeichneten Männer nachdachte, die ich an diesem einen Vormittag kennen lernte.

Nachmittags besuchte ich Weishaupt. Er lebt hier von einer kleinen Pension, unstreitig eines bessern Schicksals würdig. Mich dünkt, schon sein Anblick widerlegt die ungerechten Vorwürfe, die man ihm gemacht hat.

Ueberhaupt ist in Gotha sehr viel literarische Kultur. In der Stadt und dem Bezirk umher leben viele Schriftsteller, auch viele privatisirende Gelehrte. Unter ihnen nenne ich vor allen den Rath Becker, der durch seine Deutsche Zeitung, durch sein Noth- und Hülfsbüchlein, durch seinen Reichsanzeiger, in echtem weltbürgerlichem Sinn so viel Gutes wirkte. Fruchtbarkeit, angenehme Gegenden, verhältnißmäßige Wohlfeile, Geselligkeit bei einem nicht übertriebenen Lüx, Kunstsinn, Verbindung mit anderen Gelehrten und Wissenschaftsmännern,

Bereitheit fast aller literarischen Hülfsmittel — finden Sie hier vereint, wie wol an wenigen Orten. Selbst Leipzig dürfte in manchen Punkten nachstehen müssen. Daher die Aufgelegtheit zu schriftstellerischen Arbeiten. Nehmen Sie Meusels gelehrtes Deutschland zur Hand, und Sie werden aus der angehängten Uebersicht auf dem ersten Blick gewahren, daß verhältnißmäßig bei weiten die meisten Deutschen Schriftsteller aus Thüringen sind.

Schulen und wissenschaftliche Anstalten sind in dem besten Gedeihen. Das Gothaische Gymnasium, berühmt durch so viele ausgezeichnete Lehrer in allen Fächern, gehört unstreitig zu einer der ersten Anstalten dieser Art. Durch das Schullehrer-Seminarium, das 1779 errichtet ward, sind schon viele Landschulen mit geschickten Schullehrern versehen. Sie werden in Zukunft noch mehr für die Ausübung gebildet werden, da man nun auch eine Seminarien-Schule mit der Anstalt verbunden hat.

Salzmanns Institut hat meine schon nicht geringe Erwartung noch sehr übertroffen.

Die Häuser liegen in einer reizenden Gegend, drei Stunden von Gotha, dicht vor dem Thüringer Walde an dem Fuß des Geizenberges. Der Weg dahin geht durch die Dörfer Sundhausen und Leina. Hinter den Gebäuden des Instituts an einem Walde, liegt das Gut Schnepfenthal, wovon das Institut den Namen führt. Der wüste Berg gegen Abend ist schon in zwölf Jahren durch den Fleiß der Zöglinge in einen ergiebigen Gemüsgarten umgewandelt. Vor den Häusern liegt ein großer Platz mit einem schönen Bassin. Alle Bäume stehen im schönsten Wachsthum: alles verspricht, wie des Erziehers Bemühung, die reichste Ernte.

Die Gebäude sind freundlich, einfach, geräumig und bequem eingerichtet. Alle Lehrer haben zugleich ihre Wohnungen darin. Auch ist bei der Anstalt eine Buchdruckerei

und eine Buchhandlung. Salzmann hat die Gebäude allein gebauet, zum Theil vermittelst Anleihen. Doch schenkte der Herzog ihm 4000 Thaler dazu.

Viele gute Einrichtungen, die mich ehemahls in Dessau so freueten, fand ich hier wieder: die Sorge für die Gesundheit, die gymnastischen Uebungen, die vernünftige Abhärtung des Körpers, den guten Ton in dem Umgang mit den Kindern, die sokratische Methode des Unterrichts, den Betsaal zu der einfachen, herzerhebenden Religionsübung, die weißen und schwarzen Sittentafeln.

In einem wichtigen Punkt scheint mir dieses Institut einen ganz eigenthümlichen Vorzug zu haben. Der Charakter der Erziehung nähert sich fast ganz der Familienerziehung. Alle Zöglinge ehren Salzmann wie einen Vater. Er hat bei allen gleiches Ansehen, gleiches Zutrauen. Ein Geist der Arbeitsamkeit herrscht in seiner eigenen, zahlreichen Familie, und bei den angenomme-

nen Kindern. Alle fühlen es, daß sie sich zu einem gemeinschaftlichen Zweck verbunden haben. Nothwendig müssen daraus für das häusliche Leben der Einzelnen künftig die glücklichsten Folgen entstehen.

Durch das Verhältniß lassen sich auch während der Erziehung manche heilsame Zwecke in höherem Grade erreichen, als bei anderen, auch den besten, öffentlichen Instituten. Noch nie sah ich eine Menge so froher und glücklicher Kinder bei einander. Man weiß fast nichts von Krankheiten. Der Onanie wird gänzlich vorgebeugt, durch genaue Aufsicht, besonders in den Schlafzimmern und durch Achtsamkeit, daß die Knaben körperlich ermüdet sind, wenn sie sich schlafen legen.

Das Institut zählt jetzt 50 Knaben und mehrere Exspektanten. Salzmann könnte es leicht vergrößern: aber er wünscht es lieber stets so zu erhalten. Der Unterricht wird in Klassen gegeben, verschieden nach den Wissenschaften.

Alle Kinder haben eine einfache, bequeme Kleidung: roth mit schwarzem Kragen. Sie werden alle Du genannt, nach ihrem Geschlechtsnamen. Das von wird beigefügt, als zum Namen gehörig. Brüder werden durch den Taufnamen unterschieden. Die ganze Pension beträgt jährlich 250 Thaler. Ueberdies bezahlen die Eltern für Kleidung, Bücher, Schreibmaterialien, Beiträge zu den kleinen Reisen u. s. w. nach Rechnung. Der Unterricht im Reiten wird besonders bezahlt. Taschengeld muß jeder Zögling sich selbst verdienen: nur bei dem Eintritt geben die Eltern ihm 5 Rthlr. als einen Fonds.

Salzmanns eigenes Beispiel giebt Allen das schönste Muster einer gemeinnützigen, sich stets gleichen Thätigkeit. Sie schränkt sich nicht bloß auf das Institut ein, so viel er auch dafür thut. Er arbeitet ebenfalls noch immer viel als Schriftsteller. Insonderheit erwirbt er sich durch seinen Thüringer Boten große Verdienste um die

Volksaufklårung. Ich halte diese Schrift ausgemacht fůr die erste dieser Art.

In Waltershausen, eine Viertelstunde von Schnepfenthal, auch am Fuße des Thůringer Waldes, ist von dem Bergrath Bechstein, einem ehemahligen Lehrer bei dem Salzmannschen Institut, eine besondere Lehranstalt fůr die Forst- und Jagdkunde gestiftet. Sie hatte sehr bald so guten Fortgang, daß der Herzog sie zu einer öffentlichen Anstalt erhob. In der Folge ist sie auch mit einer gelehrten Societåt fůr Forst- und Jagdkunde in Verbindung gesetzt. Man macht sich mit Recht von beiden die besten Hoffnungen.

Waltershausen ist die ålteste Thůringische Stadt von 500 Håusern, und mehr als 2000 Menschen. Sie hat besonders gute Nahrung von Fuhrwesen. Diese Frachtfahrt ist in dem volkreichen Thůringen ein betråchtlicher, heimisch gewordener Nahrungszweig. Die Thůringer Kårner gehen fast durch ganz Deutschland, besonders durch das sůdliche.

Sie haben allenthalben Zutrauen, und verdienen es durch ihre guten Sitten. Nur zwei bis drei Monate im Jahr sind sie zu Hause; sonst sind sie immer auf der Landstraße. Dennoch soll es bei ihren Weibern Ehrensache sein, keine Untreue zu begehen. Diese Lebensart, der Geschmack am Reisen erbt in der Familie fort. Ein abgehender überläßt dem nachfolgenden seine Kommissionaire und Kaufleute.

Bei Waltershausen liegt das alte Schloß Tenneberg, auf einem mäßig hohen, mit Holz bewachsenen Berg. Das Schloß enthält mehrere große Zimmer, nach alter Art verziert, besonders einen lebhaft gemahlten Saal, und eine Galerie mit Abbildungen großer Jagden. Die Aussicht auf die vorliegende Gegend ist reizend: hinten nach dem Walde zu, eine schauerliche Kluft und dunkle Tannenwälder.

Von Waltershausen geht der geradeste Weg nach Gotha in einer etwas anderen Richtung als über Schnepfenthal, beinahe

parallel mit dem Eisenacher. Die Wege sind durchgehends sehr gut. Um die Stadt herum macht man jetzt eine neue Chaussee, die vortrefflich wird. Die Baurenhäuser sind ziemlich gut und zeugen schon von nicht gemeinem Wohlstand. Meistens sind sie mit Ziegel gedeckt; die neuerbaueten Dörfer dürfen nicht mit Stroh gedeckt werden.

Um die schönsten Bergaussichten vereint zu genießen, muß man Abends nach dem Inselsberg reisen, dort die Sonne aufgehen sehen, dann nach Eisenach und der Wartburg, und zurück über den Hirselberg, wo die untergehende Sonne den malerischsten Anblick gewährt. Die Berge ziehen sich bei Gotha gleich links an den Thüringer Wald. Der höchste von ihnen heißt die Schneekoppe. Der Inselsberg oder Emsenberg, 5 Stunden von Gotha, ist auch eine von den Spitzen, aber nicht die höchste. Indeß verdient er seine Berühmtheit, weil er die besten Gesichtspunkte giebt. Leider gestattete mir die Zeit keine so lange

Abschweifung. Ich mußte mich damit begnügen, die Wartburg zu sehen, als die Perle der Krone.

Nach Eisenach sind sieben Stunden *); man fährt sie aber auf der trefflichen Chaussee bequem in drei Stunden. Bis Sedelstädt haben Sie eine fruchtbare Ebne: zur Linken die Berge des Thüringer Waldes, zur Rechten eine hohe Gegend. Die Berge sind sehr kultivirt, wie besäet mit Dörfern und Wohnungen. Hinter ihnen liegt Franken. Sie machen eine Scheidelinie in Kleinen: in Franken ist es viel milder.

Bei Sedelstädt führt eine große Brücke über die Hirsel. Der Fluß verursacht oft Ueberschwemmungen, wogegen man sich nicht hinlänglich zu verwahren schien. Nun wird der Weg hügelig: die Aussicht weiter und abwechselnder: der Boden ist immer noch

*) Oerter: Trautleben, Aspach 2 St., Teutleben, Mechterstadt 3 St., Sedelstädt 4 St., Kalberfeldt, Schenau 5 St. Eichenrodt, Fischbach.

sehr fruchtbar. Die Berge des Thüringer Waldes, die bei Mechterstadt sich links weggezogen, kommen wieder näher. So gehen sie fort bis an die Wartburg, und von da bis Karlsbad. Auch zur Rechten tritt nun eine Bergreihe vor, die sich aus dem Hessischen her zieht. Diese Berge sind alle kahl: der Hirselberg ist das Ende. Von Schenau aus hat man noch eine Stunde auf seinem Rükken zu gehen, bis an der Spitze. Von Eichenrodt führt wieder eine Brücke über die Hirsel. Hinter Schenau ist das Land Weimarisch.

Eisenach hat etwa 1400 Häuser und 7000 Menschen, einige blühende Fabriken, einen bedeutenden Landhandel mit wollenen Zeugen. Beim Eintritt in die Stadt sah ich Jäger, die einzigen Truppen, die der Herzog hält. Aber es fiel mir auf, den Burschen auf dem Posten stehen zu sehen mit einem schweren Bündel zum Anlegen des Gewehrs. Wie viele unnöthige Fatigue machen wir doch unseren Soldaten; wie viel=

fach quälen wir sie mit einer Militär-Pedanterei, die dem Dienst sicherlich in nichts frommt! Was wird dazu gehören, ehe die Deutschen eine Kleidung bekommen, worin sie sich bewegen können, wie die Franzosen.

Wir eilten der Wartburg zu. Diese alte ehrliche Veste ist nur eine halbe Stunde von Eisenach. Wir wanderten durch Rose's Englischen Garten. Der Eigenthümer ist ein angesehener Kaufmann in Eisenach. Er kam arm dahin: durch seinen Fleiß erwarb er beträchtlichen Reichthum. Seine Anlage an dem Berge, auf dem die Wartburg steht, ist trefflich gelungen. Die Natur unterstützte ihn sehr: die Kunst hat nur wenig nachgeholfen. Dennoch fand ich einige Spielereien, die hier zumahl nicht gefallen können: ausgeschnitzte Elephanten, Bären u. dgl. Wo hingegen nur die Natur gehoben ist, sind die Partieen wirklich schön. Von einer Platte Form hat man eine schöne Aussicht über die Stadt und die

umliegende Gegend. Noch weiter und vielumfassender wird sie, wenn man höher kömmt, von einem Lusthause mit einem kleinen Thurm. Er erweitert den Garten immer mehr. Der Herzog hat ihm nun ein Stück dazu geschenkt, das auch schon eingenommen wird. Von dem Garten bis zur Wartburg hinauf ist der Weg bequem; die letzten zweihundert Schritte sind aus Felsen gehauen. Man macht jetzt auch einen Fahrweg, um ganz bis zu dem Schloß zu fahren.

Zwar mag die Burg viel von ihrer alten Pracht verloren haben: aber sie bleibt immer ein schönes Denkmahl der Vorzeit. In dem Schloß zeigt der Kastellan als die größte Merkwürdigkeit Luthers Zimmer, wo der große Mann zehn Monate zubrachte, mehrere seiner wichtigsten Werke vollendete. Auch der Flecken, wo Luther mit dem Dintenfaß nach dem bösen Geist warf, ist noch sorgfältig erhalten. Meubeln finden Sie keine mehr, aber Namen und Inschriften in zahlloser Menge. Wände, Thüren und

Fenster sind so überdeckt, daß man für künftige Besucher eine neue Wand aufführen muß.

Ferner zeigte man uns ein merkwürdiges Gemählde Landgraf Ludwig des Eisernen; ein unterirdisches Gefängniß, wo Vater und Sohn einander ablöseten; ein Zeughaus mit alten Rüstungen und Waffen. Die Vergleichung solcher Sammlungen veranlaßt manche interessante Betrachtungen. Aber vorzüglich muß man dann die Rüstkammer in Inspruk beschauen. Sie ist die beste und vollständigste von allen.

Die Eisenacher lieben diesen Ort ungemein: sie machen häufig Lustpartieen dahin.

Von dem Saal, in welchem alle Sonntage getanzt wird, hat man eine ungemein schöne Aussicht über die ganze weite, fruchtbare, höchst mannichfaltige Gegend; dann wieder auf ein romantisches Thal zwischen tiefen Bergen. An der dritten Seite zeigen sich nur Berge mit Wald bewachsen, abwechselnd mit kleinen Thälern.

Jetzt wird hier ein neues Gebäude aufgeführt. Es scheint hübsch zu werden; aber es ist noch nicht vollendet.

Vorzüglich schön ist die Gegend nach Stettfeld hin, wo zwei Brüder einen reizenden Englischen Garten haben. An diesem Orte lebt ein Pfarrer, der immer Engländer in Pension hat, weil er Alles auf Englisch macht.

Wir giengen einen andern Weg zurück. Nun kamen wir von der Seite, wo es nach Ruhla geht. Dieser Ort, eine Meile von Eisenach, ist getheilt zwischen Gotha und Eisenach. Er liegt zwischen hohen Bergen in einem schmalen, reizenden Grunde, den ein kleiner Fluß durchströmt. Fabriken, Handlung und ein bedeutender Gesundbrunnen machen ihn sehr nahrhaft. Auch verdient er in dem Regentenspiegel genannt zu werden. Landgraf Ludwig IV, seitdem der Eiserne genannt, verirrte sich auf der Jagd, und bat, als angeblicher Diener des Landgrafen, um ein Nachtlager. Der Hammer-

schmied, der ihn aufnahm, setzte seine Arbeit fort, und jetzt bei jedem Schlage mit dem Ausruf: Landgraf, werde hart. Der Fürst gelinde, mehr aus Indolenz als Weichheit, fragte nach dem Sinn der Rede. Als er in kräftigen Worten über die Folgen seiner unzeitigen Schonung, seiner Unachtsamkeit belehrt ward, nahm er sich ernstliche Besserung vor. Seitdem ward er ein trefflicher Regent. Gewiß wird manchem Fürsten eine ähnliche Lehre: aber wenige benutzen sie wie der gute Ludwig der Eiserne.

Von Gotha nach Weimar führt eine treffliche Chaussee immer in der Ebne fort*), vor der Sternwarte vorbei. Die Thüringer Waldberge bleiben bald in der Ferne liegen. Erfurt sieht man erst nahe davor von einer kleinen Höhe. Die große Stadt ist jetzt ziemlich öde; doch wird sie durch die Sorg-

---

*) Oerter: Siebeleben, Gammestadt, Schmira, Erfurt 3 Meilen; Münchenholzen, Nura, Weimar 6 Meilen.

falt des Statthalters, des berühmten Dahlberg, wieder belebt und verschönert. Von dem Petersberg, einem Kloster auf einem durch seine Lage festen Berge, hat man die Aussicht auf eine weite, fruchtbare Gegend. Sie ist sehr sorgfältig angebauet, besonders zu Gemüsen. Erfurt ist in der Gartenkunst einer der berühmtesten Oerter.

Im Weimarischen wird die Chaussee besonders gut. Links von Weimar liegt ganz isolirt der Ebersdorfer Berg. Man erblickt ihn schon weit umher. Die Aussicht muß sehr schön sein.

Weimar liegt in einer Ebne, an welche jenseits im halben Zirkel ringsum sanfte Anhöhen stoßen, zum Theil mit Waldungen bedeckt. Die Stadt ist mäßig groß, von etwa 900 Häusern und 7000 Menschen; nicht regelmäßig gebauet, aber dennoch schön. Man bauet jetzt sehr viel: auch legt man eine neue Straße an. Unter den neueren Gebäuden zeichnet sich das Palais der Herzoginn Amalia aus. Es steht auf einem

ehemahligen Sumpf, der ausgetrocknet und geebnet ist, und die schöne Esplanade macht.

Ich eilte zu Herder. Sie kennen ihn: ich darf Ihnen nicht erst sagen, wie ich mich der Unterredung freuete. Er sprach über die Anwendung der Philosophie auf das Geschäftsleben, mit einem Geist, einer umfassenden Einsicht, einer feinen Kritik, die mir stets unvergeßlich sein werden.

Nachher besuchte ich Mounier. Er hat eine Lehranstalt für junge Engländer zu Belvedere, einem kleinen herzoglichen Schloß eine halbe Stunde von Weimar, wohin eine schöne Allee führt. Seine schon heranwachsenden Zöglinge leben mit ihm in einer Familie, deren Haupt mehr Rathgeber ist. Ich fand an ihm einen sehr bescheidenen, einfachen Mann. Das Feuer, womit er die ersten Aeußerungen der Revolution in seiner Provinz verbreitete, scheint jetzt sehr gedämpft. Aber er gesteht auch, mit der liebenswürdigsten Offenheit, daß er sich in seinen Erwartungen sehr geirrt habe. Schon

bei der Zerstörung der Bastille gab er Alles verloren, weil er deutlich genug sah, die Demagogen würden die Oberhand behalten. Wie traurig, daß so manche Männer von Kopf und Herz die Kräfte so falsch berechneten, die sie selbst unbesonnen in Bewegung setzten.

An dem Rath Bertuch fand ich einen vieljährigen Freund wieder. Es sind achtzehn Jahre, seit ich ihn in Halle zuletzt sah. Seitdem hat er sich durch mehrere literarische Arbeiten und Unternehmungen ein ausgebreitetes Verdienst erworben. Insonderheit hat ihm die allgemeine Literaturzeitung, deren treufleißiger Mitarbeiter ich, wie Sie wissen, bin, viel zu danken. Auch ist sein Indüstrie-Comtoir vorzüglich Weimar und der umliegenden Gegend auf mannichfaltige Weise nützlich.

In Weimar herrscht der echte Sinn für Literatur und Kunst so sehr, als in irgend einer Deutschen Stadt. Der Herzog schätzt und ehrt die Gelehrten in hohem Grade, wie die vortreffliche Herzoginn Amalia. Er

wendet beträchtliche Pensionen an, ausgezeichnete Männer in seiner Residenz zu versammeln. Welche Schriftsteller leben nicht jetzt in Weimar; wie viel ist nicht von dort aus zur Beförderung der feineren Kultur geschehen. Was Wieland vor etwa zwanzig Jahren einst so trefflich in seinem Merkur entwickelte, daß der Geschmack am Schönen unter allen Umständen frommt, das lernen Sie recht anschaulich in Weimar. Hier finden Sie die glücklichste Verbindung der Gelehrsamkeit mit dem Kunstsinn. Vorzüglich hat die Zeichenakademie, und ihr verdienter Direktor Kraus, viel für die bildenden Künste gewirkt. Und eben so verdanken wieder die Künste sehr vieles von ihrem Flor den Dichtern, die schon so lange Weimars Zierde sind.

Ein unschätzbares Hülfsmittel ist den Gelehrten die große herzogliche Bibliothek, von etwa 70000 Bänden. Sie steht in einem isolirten runden Sallon, der durch drei Stockwerk geht. Dies macht einen überaus guten

Prospekt, wenn man von oben herunter sieht. Vorzüglich ist bei dieser trefflichen Bibliothek auf allgemeine Brauchbarkeit gesehen. Sie enthält unter anderen sehr Vieles über die neuere Geschichte und die Französische Revolution. Der Herzog giebt nicht nur den jährlichen Fonds, sondern er kauft auch noch außerordentlich. So erwartet man die Büttnerische von Jena, die der Herzog zugekauft hat. In der Bibliothek sind die Bildnisse der Herzoginn Amalia, der Stifterinn, die dem Lande so viel Gutes that; ferner des Herzogs Bernhard, Wallensteins und andere aus Herzog Bernhards Verlassenschaft. Der Erbprinz scheint diesem berühmten Helden sehr ähnlich zu werden; so findet man oft Familien-Aehnlichkeiten erst nach langen Zwischenräumen wieder. Die Bibliothek hat mehrere Seltenheiten, auch schätzbare Handschriften. Man zeigte mir das Astronomicon Caesareum für Carl V. gemacht, die Biblia Pauperum ganz vollständig, das Handexemplar von Tycho Brahe's Wer-

ken, worin er selbst geschrieben u. a. m. Einen ungemein großen Vortheil bei der Benutzung gewährt der Realkatalog, den Gesner noch angelegt hat. Alles ist darin nach Materien hingewiesen, selbst aus den verschiedenen Journalen.

Das Schauspielhaus ist von mäßiger Größe, ungemein bequem eingerichtet, und, nach Göthe's Angabe, ganz im antiken Geschmack verziert. Das Theater ist so eingerichtet, daß man die Aussicht in das Feld öffnen kann. Dies macht bei Vorstellungen von Lagern und dergleichen eine unglaubliche Wirkung.

Von den Ruinen des Schlosses können Sie sich einen anschaulichen Begriff machen nach denen von unserm Christiansburg. Jetzt wird fleißig an der Wiederaufbauung gearbeitet. In der Bibliothek sah ich ein Model davon.

Der Park, eine der ersten Gartenanlagen Deutschlands, ist durchaus in einem großen Stil. Die Kunst hat der Natur nur wenig

nachgeholfen. Zierrathen sind, wie es seyn muß, mit sparsamer Hand angebracht; nirgends überladen. Die Gänge im Walde sind von verschiedener Größe; der durchströmende kleine Fluß, die Ill, ist trefflich genutzt, und erhöhet durch sein Rauschen die feierliche Empfindung auf manchem Ruhepunkt. Eigentlich besteht der Park aus drei Theilen, dem Stern, der sogenannten kalten Küche und dem welschen Garten. Jeder hat seine eigenthümlichen Schönheiten. Der jetzige Herzog ließ sie erst vereinigen, und erhöhete dadurch sehr die mannichfaltige Schönheit des Ganzen. Zu den vorzüglichsten einzelnen Stücken gehören das Klostergebäude, das Römische Haus; ein anderes großes, einfaches und doch geschmackvoll eingerichtetes Lusthaus mit trefflichen Gemählden, besonders Jagdstücken von Oeser und Büsten; ein rundes Lusthaus, die Schnecke genannt, in einem ganz eigenen Geschmack um das Jahr 1650 erbauet, von außen mit Laubwerk so dicht umgeben, daß es wie eine Laube aus-

sieht, von der man die ganze Gegend übersieht, und das, besonders erleuchtet, einen großen Effekt macht; die künstlichen Ruinen einer alten Rittersburg, bei einer Schießmauer sehr geschickt angebracht; eine Grotte bei sehr natürlichen Feldruinen, mit einer Inschrift dem Fürsten von Dessau gewidmet.

Von hier geht der Weg ab nach dem schönen Gartenhause, das Göthe bewohnt. Es liegt mitten im Gebüsch, würdig der Vorliebe des Besitzers. Auch ihn hatte ich das Glück kennen zu lernen. So wenige Augenblicke er mir schenken konnte, so werth ist mir dennoch die Erinnerung.

Wenig Stunden nachher sah ich Wieland. Sie wissen es, ohne daß ich es zu sagen brauche, daß ich meinen Weg über Osmannstädt nahm, wo er, wenigstens des Sommers, wohnt. Das Gut, ein kleines Schloß mit einem Dorf, liegt sehr angenehm in einer etwas hügeligen Gegend, wo liebliche Gehölze mit fruchtbaren Feldern wechseln. Auf dem Wege kömmt man nahe

vor Tiefurt vorbei, dem Sommersitz der Herzoginn Amalia. Auch dieser Park ist in einem edlen, einfachen Stil angelegt, mit vielem Geschmack. Die Denkmähler ihres verewigten Bruders, des Prinzen Leopold von Braunschweig, und ihres jüngeren Sohns Constantin, sind auch als Kunstwerke schön.

Wieland erkannte ich gleich an Bause's Kupferstich. Mit seinem ersten Worte lag meinem inneren Sinn alles wieder vor, was er mit echter Lebensweisheit zum Wohl des Menschen und des Bürgers schrieb. Ich fühlte mich hingerissen von einer unwillkührlichen Neigung, die sich schnell über Formen und Zeiten wegsetzt. Ohr und Auge hiengen an ihm, als horchte ich dem ehrwürdigen Einsiedler im Oberon, dessen Bild ich wie beseelt vor mir sah. „Möchte dieser Weise nur so „lange noch leben,“ seufzte ich zu Gott, „bis „er die bessere Zeit des Friedens eintreten „sieht.“ Sein noch starkes, frisches Alter läßt wirklich noch viele Lebensjahre hoffen.

Auch sprach er selbst mit voller Kraft von einem längeren Leben und von der Anzüglichkeit des Landlebens. Denken Sie nur! Wieland selbst nimmt Theil an der Oekonomie, und zwei seiner Söhne sind gelernte Oekonomen.

Ueber Osmannstädt sind es drei Meilen nach Jena: sonst nur zwei. Der Weg geht noch hügelig fort über Frankendorf und Holstädt, bis er in die Chaussee fällt, etwa eine Meile vor Jena. Die Chaussee geht rechts herum, immer durch eine mäßig hohe Gegend und fruchtbare Felder. Man kömmt durch das Dorf Ketschau. Erst ziemlich nahe vor Jena ändert sich die Gegend. Sie erblicken ganz nackte Felsen, von einander gerissen durch eine tiefe Schlucht; die Eingeweide des fruchtbaren Bodens, auf dem Sie fahren. Hier zeigt sich manche deutliche Spur von der Gewalt des Wassers. Kurz vor Jena kömmt man den Schneckenberg, als eine Wendeltreppe, herab. Der Weg ist schon vor dreißig Jahren vortrefflich gemacht. Aber ich

wünschte dennoch ein Geländer an den Seiten. Seit der Gemmi sah ich keinen so schwindelnden Weg. Kein Wald verbirgt hier, wie bei der Hölle *), dem Auge des Wanderers den Abgrund. Er sieht nichts als den kahlen Felsweg.

Jena liegt gerade vor im Thale zwischen den Bergen wie versteckt. Das Thal ist schön, durch die Saale belebt. Der Anblick der Berge ist mannichfaltig: aber man sieht nur wenig nacktes Gestein. Der Boden ist lehmig und fruchtbar. Kornfelder wechseln mit Waldungen: nach der Sonnenseite wächst sogar Wein. Die Gegend ist sichtbar durch die Gewalt des Wassers gebildet. Das Gestein ist abgewaschen: so entstand das liebliche Thal. Von allen Bergen hat man schöne, der Lage nach verschiedene, Aussichten. Dies macht sehr mannichfaltige Spaziergänge, die der Gegend einen eigenen Reiz geben. Daher ist Göthe

---

*) Der berühmte Bergpaß im Schwarzwalde.

so gern in Jena. Seine letzten Schriften sind alle die Frucht seines Aufenthalts in Jena, wo er sich entfesselt fühlt vom Zwang des Zeremoniels.

Man rühmt jetzt sehr den Fleiß der Studenten. Die Sitten haben sehr gewonnen, seitdem im vorigen Dezember ein Student erstochen ward. Die Studenten ließen sich damahls vieles gefallen, was sie sonst nicht getragen hätten. Viele mußten gleich fort. Für die Zukunft hat man nun die Veranstaltung getroffen, daß der abgehende Prorektor in jedem halben Jahre diejenigen anzeige, die verdächtig sind, ohne gerade strafbar zu sein. Auch diese müssen sich dann in der Stille entfernen.

Von Jena nahm ich meinen Rückweg über Gera und Altenburg; dann über Waldheim, Nossen, um Dresden herum nach Zehist, Peterswalde und Außig *). Die

---

*) Oerter: Briesnitz 1 St., Groß-Lobgau 1½ St., Rodgaß 2 St., Griesdorf 3 St., Hetzdorf 3½ St., Wei-

ganze Reise von 28 Meilen legte ich in zweimahl vier und zwanzig Stunden zurück. Sie können denken, daß ich mich fast nirgends aufhalten durfte.

Gleich hinter Jena kömmt man den Waberg heran, und noch eine kleine Höhe. Dann geht es auf der Höhe fort bis Rodgaß. Hier führt der Weg ein tiefes Bergthal hinunter; dann wieder den hohen Oel-

---

ßenborn 5 St., Köstriz 7 St., Gera 5 Meilen; Elstorf, Leinniz 1¼ St., Ronneburg 2 St., Untschen 3 St., Bure 3¾ St., Kühlenmorgen 4½ St., Altenburg 3 Meilen; Winscheleibe, Eschefeld 2 St., Wolkwiz 3½ St., Altorf, Geitheim 5 St., Norwiz, Rochliz 3 Meilen; Alzendorf, Geringswalde, Altgeringswalde, Rechzenheim, Waldheim 2 Meilen; Maßnes ½ St., Reichenbach 1½ St., Elsdorf 2½ St., Marbach 4 St., Nossen 2½ M.; Nieder-Mittel-Ober-Eula, Teutschenbohre, Neu- und Alt-Tannenberg, Limbach, Wilsdruf 2 M.; Kaufbach oder Kobach, Steinbach, Berning, Ganpitz oder Ganpsen, Corbiz, Wolfniz, Löbda, Grüne Wiese, Seidniz, Groß-Dobriz, Leuben, Zschachniz, Sporwitz, Mügeln, Heidenau, Zehista 4 M.; Cotta ½ St., Gießhabel 2 St., Giesenstein, Goteleube ein Bergstädtchen, Hellendorf 3 St., Peterswalde 2 Meil.; Nollendorf, Kninniz, Schebriz, Außig 2 Meilen; Töpliz 2 Meilen.

berg hinan, von dem man aber keine sehr weite Aussicht hat. Nachher geht es allmählig, doch nur wenig bergab. Bei Hezdorf geht das Altenbergische an, mit einem großen Walde. Bis Weißenborn ist der Weg sehr mäßig, bei schlechtem Wetter und für schwere Wagen unfahrbar: nachher wird er besser. Noch hinter Weißenborn ist es etwas Waldung; dann folgen Kornfelder. Von dem Berge vor Köstriz ist die Aussicht trefflich. Diesen Berg geht es schroff hinunter.

Köstriz, ein Flecken, mit einem gräflich Reußischen Schloß, liegt sehr schön dicht am Berge. Ich erinnte mich noch dieser Lage seit zwanzig Jahren, da ich den Ort zum erstenmahl sah. Aber seitdem ist er viel verschönert. Die Gartenanlagen haben sehr gewonnen. Auch ist in dem Ort viel gebauet. Unter mehreren Nahrungszweigen ist hier jetzt eine Brauerei, die das Englische Bier sehr gut nachmacht.

Von Köstriz ab wird der Weg sehr gut.

Bis Gera ist das Land völlig eben. Links bleibt das Dorf Langenberg liegen; rechts Diriz.

Gera hat in den letzteren Jahren sehr gewonnen. Es ist jetzt schöner und wohlhabender als vor dem Brande, der es vor einigen Jahren ganz zerstörte.

Auch Ronneburg ist sehr verschönert, und der Brunnen wird wenigstens von der Nachbarschaft viel besucht. Von Kühlenmorgen ab, das rechts liegen bleibt, nach Altenburg ist eine vorzüglich fruchtbare Ebne, und sehr guter Weg. Die Bauern sind hier sehr wohlhabend: doch findet noch immer einiger Dienstzwang Statt.

Altenburg liegt überaus angenehm an einer Höhe. Es scheint, als wenn die Fruchtbarkeit der umliegenden Gegend die Einwohner für die Abwesenheit des Hofes entschädige. Sonst leiden die ehemahligen Residenzen immer sehr durch die Aufhebung des Hoflagers. Für Altenburg ist es indeß

immer eine Hülfe, daß die Kollegien geblieben sind.

Von der Höhe des Schlosses hat man eine treffliche Aussicht. Thümmel hat hier auf der Höhe ein prächtiges Landhaus mit einem schönen Garten im Englischen Geschmack. Vorzüglich gut ist der See benutzt, der auf der Höhe liegt. Auch die vielbefahrne Landstraße übersieht man von hier.

Hinter Altenburg kömmt man die Höhe hinauf, und bleibt dann in einer hohen Gegend. Bei Wolkwiz ist eine schöne Aussicht. Vor Rochlitz geht es bergab: die Stadt liegt in der Tiefe. Jenseits führt eine große Brücke über die Mulde. Dann ist der Weg bis Waldheim ganz eben.

Das Waldheimer Zuchthaus ist eine sehr große Anstalt. Sie ist reich; sonst könnte sie sich durch die Arbeit der Züchtlinge nicht erhalten. Die Züchtlinge haben alle eine auffallende Kleidung, an der einen Seite gelb, an der andern grau. Männer und Weiber schlafen in abgesonderten Gän-

gen, 2, 3 auch mehrere in Betten über einander. Auf dem Gang ist eine Wache. Sie arbeiten und essen zusammen: auch thut man sie auf Arbeit aus. Die Kirche ist einfach und zweckmäßig eingerichtet: jedes Geschlecht hat seinen abgesonderten Sitz, und geht durch eine eigene Thür ein und aus. Dem religiösen Gesang ist eine besondere Stunde gewidmet. Alle Züchtlinge müssen arbeiten: es giebt aber auch Arme, die hier als unvermögend ganz oder zum Theil versorgt werden. Sie essen recht gut: Kovent giebt man ihnen, so viel sie wollen. Wenn sie sich mehr verdienen, als ihnen zu arbeiten auferlegt wird, so dürfen sie Bier und Weißbrot kaufen. Für Reinlichkeit schien mir hinlänglich gesorgt. Allein die Lüftung war sehr mittelmäßig: auch haben die Züchtlinge im Hause keine Bewegung, als die ihnen etwa die Arbeit macht. Die Aufsicht könnte ebenfalls besser sein. Ich bemerkte eine eigene Kinderstube, wohin die im Zuchthause erzeugten Kinder kommen. Dafür

büßen denn die Eltern bei ihrer Entlassung durch ein Willkommen mit der Peitsche.

Der Verirrten waren etwa hundert; meistens Weiber. Ganz Tolle sah ich gar nicht: aber bei allen einen starren, zum Theil melancholischen Blick. Sie halten sich in einem langen Gang auf, wo sie sich nur wenig bewegen können: ihre Schlafstellen haben sie in Gemeinschaft mit den Wärterinnen. Schläge gebraucht man selten als Züchtigungsmittel: die Widerspenstigen werden dagegen in einen Stuhl gesperrt und an Riemen geschnallt, wofür sie sich sehr fürchten. Man zeigte mir auch einige dieser Unglücklichen, die von ihrer Familie hier als Kostgänger gehalten werden. Daß man auch sogar diese von Fremden sehen läßt, scheint mir ein doppelter Mißbrauch. Man sollte es vielmehr den Verwandten möglich machen, sie hier zu halten, ohne daß selbst die Wärter offiziel ihren Namen und Stand erführen.

Hinter Waldheim geht es wieder bergan,

und dann in einer hohen Gegend fort. Bei der Mühle hinter Elsdorf führt eine Brücke über die Mulde. Dann kömmt man wieder bergan, bei Marbach und auch bei Nossen bergab.

Nossen eine Stadt von etwa 200 Häusern und 1500 Einwohnern, hat gute Tuch- und Ledermanufakturen. Sie liegt in einem reizenden Thal von Bergen umgeben. Von dem Schloß, das auf einem Berge liegt, hat man eine sehr schöne Aussicht. Eine Viertelstunde von der Stadt unweit der rothen Mühle liegen die merkwürdigen Ruinen des Klosters Alten-Zelle.

Hinter Nossen führt eine Brücke wieder über die Mulde. Durch das Dorf Eule in seinen drei Abtheilungen fährt man fast drei Viertelstunden. Nachher geht es bergab. Rechts von der Poststraße bleibt der waldige Rabenberg liegen. Bei Tanneberg geht es wieder bergauf. Jenseits Limbach kömmt man über eine waldige Anhöhe, die

Struth genannt, rechts von Birkenhayn, nach Wilsdruff, ein altes Landstädtchen an der wilden Sau, mit einem Schloß der Herren von Schönberg.

Hier traf ich unerwartet einen Freund, mit dem ich die beiden Meilen bis zur grünen Wiese um Dresden herum (denn Dresden wollte ich für diesmahl nicht sehen) zu Pferde machte. Dort fanden wir seinen Wagen, in dem ich freilich schneller und bequemer, als in den leidigen Postchaisen nach Töplitz fuhr.

Auf dem Wege nach Dresden sieht man die Stadt zuerst von der Höhe zu Berning, ungefähr 1½ Stunde von der Stadt. Hier ist eine treffliche Gegend. Bei Corbitz, 1 Stunde von Dresden, führt eine Brücke über die rothe Weiseritz. Dann geht es in der reizendsten Gegend um Dresden herum durch den großen kurfürstlichen Garten nach der grünen Wiese. Bei Doberitz, eine Stunde von der Stadt, führt eine Brücke wieder über die rothe Weiseritz. Nun kom-

men die Berge zur Rechten näher. Der majestätische Königstein liegt gerade vor. Aber nahe vor Pirna geht der Weg bei der Ziegelscheune rechts am Fuß des Kohlbergs in der Ebne ab.

Gleich hinter Zehist, einem Rittergut mit einem Schloß, kamen wir etwas bergan. Auf der Höhe hat man zu beiden Seiten eine amphitheatralische Aussicht auf Gruppen der Bergrücken von Waldung mit Kornfeldern gemischt. Das Dorf Cotta, ein Friesisches Rittergut, liegt romantisch am Fuß eines gleichsam isolirten spitzen Basaltberges, der nach dem Dorf benannt wird. In der Nähe sind feine Sandsteinbrüche. Dann kamen wir einen hohen Berg hinan und wieder herab nach dem Städtchen Gießhäbel oder Berggießhäbel. Es liegt vorzüglich schön in einem tiefen länglichen Thal, ringsum von Bergen umgeben, die größtentheils mit Waldung bedeckt sind. Hier ist ein Sauerbrunnen, der viele Okertheile hat und vitriolhaltig ist. Er wird

der Friedrichsbrunn genannt. Man braucht das Wasser auch, in Wannen im Badehause erwärmt, zum Baden: daher heißt es das Johann=Georgen=Bad. Auf dem Berge bei dem Brunnen sind Alleen angelegt. Das Ganze ist nur eine Privatunternehmung, der Ort wird aber nicht so viel besucht, als die vorzüglich gute Luft es erwarten ließe.

Hinter Gießhäbel führt der Weg wieder auf einen hohen Berg. Hier hat man, zumahl rückwärts, eine treffliche Aussicht im Durchschnitt der Berge hinter Dresden. Der isolirte Cottaberg zeichnet sich auch in diesem Prospekt aus. Nachher geht es bergab. Doch ist die Aussicht auf die Bergrücken zu beiden Seiten immer angenehm und mannichfaltig.

Peterswalde ist ein langer Böhmischer Flecken an einem Berge. Nahe vor dem Thore macht ein viereckiger Stein die Grenze; dann kömmt auch sogleich die erste Böhmische Mauth. Uns war sie wenig

furchtbar; auch habe ich Andere nicht darüber klagen hören.

Wir fuhren fast eine halbe Stunde durch den Flecken, und dann immer zwischen Bergen von verschiedener Höhe und Form an die Elbe nach Außig, wo ich mich wieder in bekannter Gegend fand.

XXXIV. Brief.

Lübeck, den 16ten Septbr. 1799.

Noch einige Bäder nach meiner Zurückkunft nach Töplitz, lieber Münter, sollen, wie der Arzt versichert, meine Kur vollendet haben. Ich war um desto geneigter ihm zu glauben, da ich auf meiner etwas starken Ausflucht aus Töplitz überall keine Beschwerden mehr empfunden hatte. In dieser frohen Hoffnung verließ ich den wohlthätigen Badeort am 23sten, und bis jetzt scheint es mir wirklich, der gute Dokter Jahn habe richtig prophezeiet.

Bis Mariaschein kam ich durch die Dörfer Dorn und Soberten, beide gut gebauet, mit trefflichen Obstgärten, die einen vorzüglichen Nahrungszweig der Gegend ausmachen.

Mariaschein oder Kloster Graupen, liegt anderthalb Stunden von Töplitz in einer reizenden Ebne am Fuß des Geiersbergs. Von Töplitz hieher sind 1400 Dresdner achtellige Ruthen, und von hier nach Ebersdorf über den Geiersberg 1570 dergleichen Ruthen zu fahren. Die Kirche ist in dem Besitz eines wunderthätigen Gnadenbildes, das sehr kostbar eingefaßt sein soll. An den Festtagen der heiligen Jungfrau, besonders an ihrem Geburtstage, ist es der Gegenstand der Verehrung vieler tausend andächtiger Pilgrimme. Anziehender für mich waren natürlich die schönen Gemählde an den Seiten-Altären. Zwei davon, das Kind Jesus, das die Schrift auslegt, und die heilige Barbara, dürften einer jeden Galerie zur Zierde gereichen.

Der Flecken Graupen bleibt links vom Wege liegen. Man zeigte mir noch einen vorzüglichen, wenig bekannten Gesundbrunnen, das Fresbrünn'l genannt. Er ist eisenhaltig und kann auch zum Baden gebraucht werden. Indeß ist er noch nicht ge-

faßt und überbauet. Ein angenehmer Fußsteig führt nach dem sogenannten Althof, ein kaiserliches Domainengut, das am Abhang des Erzgebirges reizend liegt.

Gleich hinter Mariaschein wurden die Ochsen vorgespannt. So leicht auch mein Straßburger Wagen ist, mußte ich gleichwol drei Paar nehmen. Die Pferde giengen ledig nach, und alle Reisenden wanderten zur Seite.

So gieng es den Geiersberg heran. Man fährt fast Dreiviertel Stunden immer bergan. Der Berg ist größtentheils mit Holz bewachsen. Daher sind nur hie und da Aussichten, zumahl rückwärts über die schöne, mannichfaltige Gegend um Töplitz. Der Weg schien mir nicht unbequem: doch mag er bei Regenwetter schlimm genug sein. Von den bösen Wirkungen der großen Steine machte auch ich eine unangenehme Erfahrung. Bei einem heftigen Stoß, den freilich die Ochsentreiber füglich abwenden konnten, brach der Schlußnagel. Wir halfen uns mit einem

Holz und einem Strick, bis wir einen Schmied erreichten. Seitdem ist ein vorräthiger Schlußnagel immer ein wesentliches Stück meiner Reise-Equipage.

Von Ebersdorf führt der Postweg nach Peterswalde über Streckenwald und Schönwald. Es sind noch drei Stunden; von Streckenwald geht es immer bergab.

Ich nahm aber nicht diesen Weg, sondern die sogenannte Badestraße von Ebersdorf über Fürstenwalde und Göppersdorf nach Dohna. Vor Dohna bleibt zur Linken die interessante Felsenburg Wesenstein auf einem Granitberg an der Muglitz liegen. Das alte Schloß hat 8 Stockwerke und mehrere Höhen übereinander. In ein Wohnzimmer steigt man 80, in das Badehaus 90 Stufen herab, und in die Keller 3 Treppen hinan. Die Kapelle ist, nebst Chor, Altar und Kanzel aus dem Felsen gehauen. Den Berg bedeckt jetzt ein Wald, in dem schöne Anlagen gemacht sind. Besonders hat man von einem Pavillon reizende Aussichten.

Dohna, ein Städtchen an der Muglitz, ist noch drei Stunden von Dresden. Der Weg führt durch ein reizendes Thal über Lockwitz, ein Schloß mit einem schönen Garten, Laubnitz, Strehla, rothe Haus, durch die Pirnaische Vorstadt in das Seethor. Die Postpferde warteten meiner schon in der Neustadt bei meinem Banquier. Ich kann Ihnen also für diesmahl von Dresden nur den Anblick schildern, den man von der prächtigen Elbbrücke hat, welche die Altstadt und Neustadt verbindet. Ich glaube, er ist einzig: wenigstens weiß ich keinen ihm zu vergleichen. An beiden Seiten des breiten Flusses streckt sich die schöne, geräumige Stadt aus. Das ziemlich breite Thal zeigt Ihnen in der Nähe das frohe Bild eines großen allgemeinen Wohlstandes, in Schlössern, Landhäusern, Gärten, Lusthäusern, üppigen Wiesen, fruchtschwangeren Obstbäumen, schweren Kornfeldern. Weiterhin erheben sich ringsumher Berge. Die nächsten Anhöhen sind noch mit Wein, oder Obst, oder Pflanzungen

bedeckt. Die rauhere Gegend, die des Arbeiters Fleiß kärglicher lohnt, ohne daß er deswegen sich minder glücklich fühlt, ahnen Sie nur an der dunkeln Farbe des fernen Waldes.

Aus der Neustadt führt der Weg durch das weiße Thor nach Meißen *). Bei Pnischen zieht er sich rechts von der Elbe ab, nach den Bergen. Er läuft durch ein mäßig breites, außerordentlich fruchtbares Thal. Links haben Sie auf die Berghöhen eine treffliche Aussicht. Korn oder Waldung be-

---

*) Oerter: Neudorf ½ Stunde, Pnischen ¾ St., Trachau 1 St., Zitzschköwig 3 St., Coßwig 3½ St., Brockwitz 4 St., Klieben, Sörnewitz 4½ St., Ober- und Nieder-Spaar 4¾ St., Cölln 5 St., Niederfehra 5½ St., Meißen 3 Meilen; Zehrem 1 St., Obermasch. Wolfschütz 2½ St., Klappendorf 3 St., Romchitz 2 Meilen; Casebra 1 St., Nauendorf 1½ St., Leiben 2 St., Wernsdorf 2½ M., Sachsendorf 1½ St., Barkertshain 2 St., Nemt 3 St., Wurzen 2 Meilen; Barnewitz ¼ St., Daim ½ St., Machern 2 St., Karisen 3 St., Borsdorf 3½ St., Sommerfeld 4 St, Parsdorf 4¾ St., Sallershausen 5¼ St., Kohlgarten 5½ St., Leipzig 3 Meilen.

decken die ganze Fläche. Rechts sind die Weinberge. Allenthalben liegen einzelne Häuser in der Mitte. Viele Dörfer bleiben liegen. Vor Coßwig macht ein Meierhof einen ausgezeichnet schönen Gesichtspunkt. Hinter Sörnewitz erheben sich die Spaar-Gebirge von röthlichem Granit steil empor, bis zu ihrer höchsten Kuppel, der Posal genannt. Bei Cölln springen nordöstlich die Weinberge wie aus einem Granitkern hervor. Die Häuser der Vorbrücke machen, nebst dem Kappelsberg, auf dem rechten Elbufer eine Vorstadt von Meißen. In Naundorf, Brockwitz und Niederfehra sind Elbfähren, welche die Kommunikation zwischen beiden Ufern sehr erleichtern. Das rechte Elbufer ist, besonders von Spaar aus, für Mineralogen sehr interessant. Doch ist das linke Ufer noch schöner und mannichfaltiger. Hier kömmt man über Siebeneichen, das Bergschloß Scharfenberg, das eine ungemein reizende Aussicht hat, Gävernitz, Constappel, Priesnitz, den Tschonengrund, nach der Friedrichsstadt.

Meißen, eine nahrhafte Stadt von 700 Häusern und 6000 Einwohner, hat an der Elbe eine höchst romantische Lage. Die bedeckte, hölzerne Elbbrücke, die älteste im Lande, ruht auf einem steinernen Joch. Sie ist schon in der ersten Hälfte des 11ten Jahrhunderts gebauet, oft zerstört, und nach dem Eisbruch von 1784 dauerhafter wieder hergestellt. Man übersieht die ganze reiche, mannichfaltige Landschaft am besten von dem Schloßberg. Hier ward das alte Schloß schon 922 angelegt; mit demselben entstand die Stadt. Der Thurm ist unten viereckig, wird dann ein Achteck und endigt sich in einer durchsichtigen Spitzsäule. Die vier Schäfte, die oben zusammenlaufen, sind, wie die Zierrathen von Stein. In der Begräbnißkapelle finden sich wichtige historische Monumente. Das Schloß war zugleich der Wohnsitz der Bischöfe, der Burggrafen und Markgrafen von Meißen. Der letztere wird die Albrechtsburg genannt, weil Herzog Albrecht ihn neu bauete. Jetzt enthält er die Gebäude der Por=

zellainfabrik. Ich sah in der Niederlage eine Mannichfaltigkeit von Kunstsachen. Man schätzt den Werth auf eine Million Thaler. Von dem Schloßberg führt eine steinerne Brücke auf den Porphyrfelsen, wo einst das Kloster St. Ahorn, jetzt die Fürstenschule steht. Sie hat 120 Zöglinge, eine gute Bibliothek und ein physikalisches Kabinet.

Hinter Meißen bleibt man eine kurze Strecke an der Elbe, die jetzt zur Rechten fließt. Dann geht es bei Zehren einen Berg heran, von dessen Höhe eine weite Aussicht ist, auf eine große Ebene. Rückwärts zeigen sich Meißen und die Berge jenseits der Elbe. Man bleibt lange auf der Höhe. In der Ferne sind Berge, auch einige Weinberge, die sich nach den Krümmungen der Elbe herumziehen. Nachher wird die Gegend völlig eben, aber sehr fruchtbar, mit kleinen Gehölzen. Bei Leiben geht es eine Vertiefung hinunter. Gerade vor sieht man eine schöne Gegend und viel Wald.

Von der Straße ab vor Wernsdorf führt

links eine Allee nach Hubertsburg. Dies kurfürstliche Schloß ward von August III. als Kurprinz für die Parforcejagd angelegt, auf einer Anhöhe in einem Forst, den viele Alleen durchschneiden. Der prächtige Garten ist von den Preußen im siebenjährigen Kriege verwüstet. Auch das Schloß ward größtentheils ruinirt: nur die katholische Kapelle blieb verschont. Sie hat ein Deckengemählde von Oeser, das den heiligen Hubertus vorstellt, den Patron des Sächsischen Militär-Ordens, den der Administrator Xaver 1768 erneuerte.

Nun fängt schon die einförmige Leipziger Ebne an. Nur noch rechts gegen Nemt, beinahe vier Meilen von Leipzig, sieht man drei kleine einzelne Berge. Der höchste von ihnen, der Spitzenberg, liegt an der Straße von Oschatz nach Eulenburg.

Den Tag nach meiner Ankunft in Leipzig sah ich Dölitz wieder, von allen Lustörtern um Leipzig den, wo sich die meisten Familien eine bleibende Stätte bereitet ha-

ben. Oesers Haus und Garten war noch mannichfaltig verschönert. Wie freuete ich mich der Rückerinnerung. Ich eilte zu der großen Laube, in der sich so oft eine ausgesuchte Gesellschaft froh vereinte; zu dem großen Kieferbaum mit dem Monument auf Berneck, das Schicksal und unten Phädon mit einem Kranz. Gegenüber steht eine schöne Figur am andern Ende bei dem Hause. Die Akazienlaube hat der Wind zerstört. Aber die Rosenallee war nicht bloß erhalten; sie war noch durch manche neue, seltene Art vermehrt. Hie und da waren im Garten noch einige Vasen und kleine Statüen hinzugekommen. Sie zeugten alle von Oesers Geschmack. In dem bescheidenen Hause hatte der kleine Saal oben noch zwei neue Stübchen erhalten. Alles war von Oeser selbst gemahlt. An den Wänden Köpfe: Psyche, Plato, Minerva, der junge Herkules. Von den beiden Stücken in der Mitte war das eine noch nicht vollendet: das zweite ist eine zum Täuschen gemahlte weibliche Figur, sitzend

an einem Fenster gerade über der Thür. Die Perspektive gehen auf das Land, auf das Dorf, den Garten, die Rosenallee. Der Plafond stellt eine schöne Idee trefflich dar. Des Menschen guter Genius führt ihn zur Weisheit; der Genius des Himmels schwebt ihm entgegen. Die Weisheit zeigt auf drei Figuren in der anderen Hälfte: auf Unschuld, Liebe, Hoffnung, deren Blick unbeschreiblichen Ausdrucks voll zum Himmel gelenkt ist.

Meine edle Freundinn, Friederike Deser, schilderte mir des guten Vaters letzten Augenblicke. Sanft schlummerte er hinüber, der würdige Greis, ohne Ahnung des Scheidens, ohne Schmerzen. Seine Gesundheit, seine Munterkeit, seine Thätigkeit war unverändert. Er hatte schon für den Sommer verschiedene Anstalten getroffen; hatte verschiedene Arbeiten übernommen, deren Beendigung einige Monate erfoderten. Zwei Tage vor seinem Tode stand er des Nachmittags mit der geliebten Tochter am Fenster, und fragte, wann das Aequinoktium wäre?

Als sie antwortete in fünf Tagen, rief er freudig aus: „Wir wollen es ja beobachten! „Du sollst sehen, daß der gute, alte Wirth, „der mit so vieler Weisheit und Güte sein „Werk führt, gewiß die Strahlen seiner „Sonne wieder dahin wird scheinen lassen, „wo ich sie schon so viele Jahre angezeichnet „habe!“

Denselben Abend zeichnete er noch bis acht Uhr an einem Entwurf, der ihm viel Vergnügen machte. Es war eine Ruhe der Diana, mit ihren Nymphen, von der Jagd.

Um 10 Uhr überfiel ihn ein Schmerz im Unterleibe; er schlief gleichwol ein, erwachte aber gegen 4 Uhr Morgens. Er war heiter, und klagte nur über Stechen in der Brust. Die verordneten Mittel wurden gebraucht, wie es schien mit Erfolg. Deser stand auf, brachte den Sonntag mit den Seinigen und einigen Freunden zu, spielte den Abend sein gewöhnliches Spiel, machte seinen Töchtern beim Schlafengehen die beste Hoffnung. „Ihr seid närrische Dinger! ich bin

„ja nicht krank. Das Bissel Röcheln auf „der Brust hat nichts zu sagen: ich habe es „wol ärger gehabt.“

Die Nacht war sehr unruhig. Alle Mittel waren vergebens: das ängstliche Röcheln nahm zu. Oeser blieb gelassen dabei, scherzte mit dem Arzt, stand auf, wünschte zu mahlen. Er ließ seinen Christus Kopf, an dem er noch vor zwei Tagen gemahlt hatte, vor sich hinsetzen. Seine jüngere Tochter, die Geysern, mit der er viel darüber sprach, sah die Unmöglichkeit ein. Sie schlug ihm vor, noch ein wenig zu ruhen, um mehr Kräfte zu sammeln. Er war es zufrieden: aber er verlangte einen Zeitvertreib. Sein geliebtes Tokateglibrett ward gebracht. Anfangs war er etwas verwirrt: aber bald erhielt er seine völlige Besinnung wieder, und gewann seinem Gegner, wie gewöhnlich, alle Spiele ab. Indeß kamen auf die Nachricht von seinem plötzlichen Zufall (der Arzt fürchtete einen Lungenschlag), Freunde und Freundinnen. Oeser sprach mit allen, erzählte Geschicht-

chen, spielte, ruhte aus, und klagte nur zu Zeiten über Schmerzen auf der Brust. Zu Mittag speisete er, mit seinen Töchtern allein, mit Appetit, schlummerte um 2 Uhr ein wenig ein, wachte vergnügt auf, versicherte, es würde bald besser werden, bald wieder einmahl überstanden sein; er fühle schon keine Schmerzen mehr. Vergebens machten ihn der Arzt und seine Tochter selbst aufmerksam auf seinen gefährlichen Zustand. Er achtete nicht darauf, und wünschte wieder ein Zeitvertreibchen. Aber jetzt spielte er ohne Besonnenheit. Man nahm das Brett weg: er blieb ruhig, und sprach noch zu Zeiten mit den Anwesenden.

Um 7 Uhr meinte er, es würde bald besser werden, wenn er nur ein wenig schlafen könne. Die Töchter bereiteten ihm sein Lager wie zur gewöhnlichen Mittagsruhe. Er schlief ein, und erwachte nicht wieder. Das Röcheln ward stärker: aber man sah aus seiner ruhigen Miene, daß er keine Schmerzen empfand. Er starb allmählig hin, und zuckte

keine Hand, rührte keinen Fuß, bewegte weder Augen noch Lippen. Ein Viertel nach 10 Uhr war er verschieden. Die freundliche Miene, die sich über sein Gesicht verbreitet hatte, nahm er mit in das Grab. Seine wackere, herzliche Gattinn ist ihm schon länger vorangegangen. Beider Segen wird mit den frommen Töchtern sein!

Auch in Halle ward die Freude des Wiedersehens getrübt, weil ich manche von den Freunden vermißte, die ich vor achtzehn Jahren verließ. Sonst freilich mag manches seit dem besser geworden sein. Für die Akademie ist unter der kurzen Regierung des jetzigen Königs schon viel geschehen. Die Sitten der Studenten sollen sich sehr gebessert haben. Die Juristenfakultät hat an Klein einen unschätzbaren Zuwachs erhalten. Sie wissen, daß er einer der thätigsten Mitarbeiter an dem neuen Preußischen Gesetzbuche war. Schon dies Verhältniß rechtfertigte meine Bemühung, seine Bekanntschaft zu machen. Ich fand an ihm einen Mann, den

ein wahrhaft humaner Sinn eben so sehr, als Scharfsinn und Gelehrsamkeit empfehlen.

Der Forsterschen Familie waren seit dem Mutter und Vater entrissen. Bei Sprengel sah ich Antonia wieder, mit der wir in Kopenhagen, als sie in Bernstorfs Hause war, genaueren Umgang hatten. Der Abend verstrich schnell im traulichen Gespräch: manche Rückerinnerung knüpfte sich an die Gegenwart. Abermahls floß eine wehmuths-volle Zähre dem Andenken Georgs. Man erzählte mir Züge von seiner Anhänglichkeit an seine Gattinn, noch nach der faktischen Trennung, die nicht anders, als mich innig betrüben konnten. So viel Geist, und doch solche Schwäche. Er soll es noch im Ernst für sein größtes Glück gehalten haben, nur in ihrem Hause zu leben, und ihre Kinder mit einem anderen Gatten zu erziehen!

Giebichenstein, meinen Lieblings-spaziergang, als ich in Halle studierte, kannte ich nicht wieder. Der Kapellmeister Reichard, der hier als Salinen-Inspektor

wohnt, hat den Garten zu einem Paradies umgeschaffen. Ich kenne keine Anlage im Englischen Geschmack, die in kurzer Zeit so gediehen wäre. Sie sind so weit schon gegen Norden, in einer Gegend, die gewiß nicht zu den mildesten gehört: und Sie glauben sich durch einen Zauber in die südlichsten Gärten Deutschlands versetzt.

Reichard nahm mich nicht bloß mit seiner gewohnten Gastfreiheit auf, sondern zugleich als einen alten Freund. Es ist doppelter Genuß, ihn hier in seiner Familie zu sehen.

Ich speisete einen Mittag bei ihm in Struensee's Gesellschaft. Der Finanzminister hatte sich mehrere Tage vorher angesagt, und traf zur Stund ein. Er kam eben zurück von einer Reise nach den Mannsfeldischen Bergwerken. Seine Unterhaltung zeugt von eben so viel Geist und Kenntnissen, als Charakter. Es ist nicht möglich seine Art treffender zu schildern, als er sie selbst in seiner Kritik der Operationen Nek-

kers nach seiner Zurückberufung an den Tag legt. Sie erinnern sich vielleicht, von mir gehört zu haben, daß ich sie für das Beste halte, was über diesen für alle Regierungen so wichtigen Gegenstand gesagt ist. Und eben dieses richtige Urtheil, diese lichtvolle, bestimmte Darstellung, diese Rechtlichkeit und Freimüthigkeit leuchten aus allen Aeußerungen hervor, die sein Fach angehen. Sollte ich etwas tadeln, so würde es sich nur auf meine Besorgniß beziehen, daß er nicht zurückhaltend genug gegen Leute sein möchte, die er nicht genug kennen kann. So liebenswürdig diese Offenheit an sich ist, so leicht kann sie doch gegen einen Minister gemißbraucht werden.

Dessau fand ich sehr verändert. Das Philantropin war nicht mehr, das mich vor zwanzig Jahren bis zum Enthusiasmus interessirte. Man giebt die Ursachen der Auflösung sehr verschieden an: Uneinigkeit der Lehrer, Mangel an Unterstützung, Entbehrung eines Mannes, der das Ganze leiten

konnte. Sei sie, welche sie wolle, so scheint es mir immer sehr beklagenswerth, daß sich das Institut nicht erhalten konnte, das doch unläugbar so viel Gutes hatte und schon in einem gewissen Sinn als öffentlich anzusehen war. Man versicherte mich, es seien Privatinstitute an die Stelle getreten, die noch vollkommener die Zwecke des Philantropins erfüllten. So geneigt ich bin es zu glauben, da ich die Vorsteher selbst kenne, zum Theil, wie den Professor Olivier, noch von dem Philantropin her; so gestehe ich Ihnen dennoch, daß ich lieber ein gemeinschaftliches, öffentliches Institut möchte, eben wegen der Sicherheit der Fortdauer, wegen der Fortpflanzung des erworbenen Ruhms und des allgemeinen Zutrauens.

Von Potsdam muß ich, nach dem ersten Anschein, urtheilen, wie die Reisenden gewöhnlich pflegen. Die Lage ist schön: die Stadt an sich ist es auch. Aber die fast durchaus einförmige Bauart, die Oede der Gassen und selbst der Wohnungen, der bloß

militärische Charakter des Ganzen können sie einem Fremden nicht empfehlen. Wahrscheinlich verliert sich dies, wenigstens großentheils, bei einer näheren Bekanntschaft; aber für jetzt ist ja auch nur von einem flüchtigen Anblick die Rede.

Auf einem Spaziergang nach dem neuen Schloß kam ich vor des Kabinetsraths Meinke Haus vorbei. Er hat sich bekanntlich den Geschäften entzogen, und lebt hier auf einem Landhause, seiner Gesundheit zu pflegen. Sein Befinden erlaubte es nicht, daß ich ihn sehen konnte. Man fürchtet, daß er nicht lange mehr leben werde *). Alle Stimmen sind eins über ihn. Er ist ein einsichtsvoller, fähiger Geschäftsmann, und der rechtschaffenste, thätigste, eifrigste Diener des Monarchen in seinem wichtigen und schwierigen Posten. Sein Abgang ward allgemein betrauert. Die ängstlichste Besorgniß für sein Leben drückt sich immer in

*) Er starb wirklich nicht lange nachher.

dem ungeheuchelten Zeugniß derer, die ihn kannten, aus, daß er nur als ein frühes Opfer übertriebener Anstrengung falle, die er in seiner Lage dem Staat schuldig zu sein glaubte.

Eben so starb Svarez, der scharfsinnige und geistreiche Rechtsgelehrte, der den größten Antheil an der Bearbeitung des neuen Preußischen Gesetzbuchs hatte. Auch ihn schildert man allgemein als einen edlen, freundschaftlichen Mann. So kannte ich ihn aus seinen Briefen. Aber unstreitig habe ich viel dabei verloren, daß ich ihn nicht persönlich kennen lernte. Er soll stets von meinen Arbeiten mit Beifall gesprochen haben, soll es mit großer Wärme erkannt haben, daß ich, ein Ausländer, mich von Anfang an so lebhaft für diese Gesetzgebung interessirte. Wirklich haben seine und des Großkanzlers Carmer Aufmunterungen viel zur ununterbrochenen Fortsetzung meiner Bemühungen beigetragen. Das Schicksal hat es nicht gewollt, daß ich über das

Resultat noch mit ihnen selbst reden konnte. Aber ich habe während meines kurzen Aufenthalts in den Preußischen Staaten mehrere Beweise einer Werthschätzung jener Bemühungen erhalten, die ich mit dem lebhaftesten Dank zu erkennen verpflichtet bin.

In Berlin habe ich mich fünf Tage aufgehalten, viele interessante Bekanntschaften gemacht, manche Merkwürdigkeiten besehen. Allein diese Zeit ist noch immer viel zu kurz, um mir ein Urtheil zu erlauben, das sich auf hinlängliche Beobachtung gründen könnte. Ich theile Ihnen also nur einige wenige Bemerkungen mit, die für Sie, auch in Rücksicht auf den Augenblick, ein näheres Interesse haben möchten.

Man spricht wol nirgends so frei über politische Verhältnisse als hier; ob immer mit hinlänglicher Kenntniß und Unbefangenheit will ich nicht entscheiden. Jetzt ist die größte Frage, womit alle Parteien sich beschäftigen, die vom Krieg oder der Neutralität. Allerdings scheint jetzt der Zeitpunkt

zu sein, wo Preußens Beitritt entscheidend wirken würde, die Verhältnisse in Europa meistens wieder so herzustellen, wie sie vor Ausbruch des Krieges waren *). Allein ich verzweifle an einer aufrichtigen Vereinigung mit Oesterreich; ohne diese wird auch jetzt nichts auszurichten sein. Um so mehr glaube ich, daß die Partei, welche die Neutralität wünscht, die Oberhand behalten werde. Sie ist ohnehin die zahlreichste; der König ist ihr auch schon um deswillen mehr geneigt, weil er, mit Recht, wieder einen Schatz zurücklegen will. Uebrigens hat man mir ein sehr merkwürdiges Faktum erzählt; ich wage aber nicht, für die Richtigkeit schlechterdings einzustehen. Durch dringende Vorstellungen des Herzogs von Braunschweig und des Grafen Haugwiz bewogen, soll der König schon mündlich seine Einwilligung

*) Ich bitte zu bemerken, daß sich dies Urtheil auf die Zeit bezieht, als die Russen noch nicht in der Schweiz, die Engländer und Russen noch nicht in Holland geschlagen waren.

gegeben haben, der Koalition beizutreten. Sie eilten von ihm, die Plane vorzubereiten. Abends kam der geheime Kabinetsrath Lombard zum König, und fand ihn sehr niedergeschlagen. Der König entdeckte ihm die Ursache. — „Aber sind denn Ew. königl. Majestät nicht noch Herr und Meister, zu thun, was Sie wollen?" — Sie haben Recht, antwortete der König; und er trat zurück.

Literarische Kultur ist unstreitig sehr ausgebreitet in Berlin. Ich glaube nicht, daß in irgend einer anderen Deutschen Stadt so viele Gelehrte sind; so mannichfaltige Kenntnisse in allen Fächern. Auch herrscht hier ein Geist allgemeiner Freimüthigkeit, der dem Selbstdenken, der Anwendung der Wissenschaft für das bürgerliche Leben ungemein zuträglich ist. Die augenblickliche Verfinsterung unter dem vorigen König ist bald wieder an dem literarischen Horizont verschwunden. Vernunft und Denkfreiheit haben ihre Rechte wieder gel-

tend gemacht. Von der Seite scheint den Preußischen Staaten die Sonne so hell und erwärmend, als je. Allein ich glaube bei verschiedenen Gelehrten und Geschäftsmännern einen gewissen absprechenden, schneidenden Ton zu bemerken, der nur zu leicht zu übertriebenem Selbstvertrauen und zur Verkennung anderer führt. Ich will hoffen, daß dergleichen Wahrnehmungen nur seltene Ausnahmen treffen: sonst würde diese Stimmung für die Wissenschaften und selbst für den Staat manche Nachtheile fürchten lassen.

Der Nestor der Berlinischen Literatur, beinahe der Deutschen überhaupt ist Nicolai. Ich habe erst auf seinem Garten einige Stunden bei ihm zugebracht, in Gesellschaft mehrerer Gelehrten; dann einen Abend allein. Diesen rechne ich zu meinem interessantesten. Nicolai besitzt einen Reichthum von Kenntnissen, einen Schatz von Erfahrungen und literarischen Reminiscenzen, wie wol keiner. Dabei ist er sehr mittheilend, und, nach meiner Empfindung, von

nicht zuverkennender Gutmüthigkeit. Ob er immer so war, ob er in allen Steitigkeiten sich so benommen hat, will ich nicht untersuchen. Wer ist der Sterbliche, der sich nicht einmahl von Leidenschaft hinreißen ließ; wer der Gelehrte, der nicht in einem literarischen Streit Blößen gab? Darum werde ich stets meinem Grundsatz getreu bleiben, mich nie darin einzulassen, es sei gegen wen es wolle.

Den letzten Mittag war ich bei Teller. Wie freue ich mich, diesen Weisen noch kennen gelernt zu haben, ehe er die Welt verläßt. Auch die kurze Bekanntschaft eines solchen Mannes ist unstreitiger Gewinn für jeden, der den Gelehrten auch als Mensch würdigen mag.

Mein einer Tischnachbar war Engel: zuweilen hat das Glück mich wirklich recht lieb. Er ist eben so geistreich und liebenswürdig in Gesellschaft, als in seinen Schriften. Aber wie alle Genies, kann ihn auch plötzlich ein trüber Gedanke fortreißen. Zu-

fällig legte ich ihm durch einen mir verzeihlichen Irrthum die Schrift bei: wir werden uns wiedersehen, die einen Verwandten zum Verfasser hat. Er berichtigte meinen Irrthum, indem er zugleich der Schrift Gerechtigkeit widerfahren ließ. „Allein wir," sagte er rasch und stark, „werden uns hier nicht wiedersehen." Ich mochte ihm einreden, was ich wollte: er blieb bestimmt dabei, daß er in kurzen sterben würde, ob er gleich jetzt nicht das mindeste Vorgefühl davon habe. Und er sprach mit solcher Ruhe von seinem Ende, daß ich wirklich fürchte *). Sie wissen es ja, ich kann mich des Glaubens an Ahnungen nicht erwehren, ob ich mir gleich nicht erlaube, ihm nachzugeben.

Am Abend wohnte ich einer feierlichen Logenversammlung bei. Zöllner bekleidete den Meisterstuhl: ich brauche Ihnen nicht

---

*) Die Besorgniß ist eingetroffen. Engel lebte nicht mehr, als ich wieder in Berlin war.

zu sagen, wie gut er redete. Voll Freude über die Toleranz der Regierung, sagte auch ich, unvorbereitet, etwas über den Werth der Freiheit auch dieser Art der Mittheilung. Und das ist mein wahrer Ernst: Hüllen wandeln sich, der Kern bleibt. Die Brüder bezeugten mir einen sehr gütigen Beifall. Aber meine Aussprache muß durch meinen langen Aufenthalt in Dänemark fremd geworden sein. Zöllner sagte mir unter andern, er wundere sich einen Ausländer so gut Deutsch reden zu hören.

Aus der Loge stieg ich in meinen Wagen. Ich durfte es mir nicht erlauben, zu der Tafelloge zu bleiben. Meine Zeit ist streng zugeschnitten, da ich den 2ten Oktober wieder in Kopenhagen sein will: und die Pferde waren auf allen Stationen bestellt.

Bis Lübthen habe ich auf den Weg überall nicht Achtung gegeben. Es gieng Tag und Nacht in einem fort, und ich war äußerst ermüdet, und wirklich krank.

Von Lübthen sind es noch 9½ Mei-

len *). Das Land ist durchaus eben, meistens sehr fruchtbar; der Weg nur mäßig.

Bei Quassel wird Mecklenburgisches Brükkengeld erhoben. Hier scheidet sich der Weg; links geht es nach Hamburg, rechts nach Lübek. Hinter Halben kömmt ein schönes junges Holz; nachher ebenes Kornfeld und sehr fruchtbarer Boden.

Wittenburg ist ein nahrhaftes Städtchen von etwa 400 Feuerstellen und 1600 Einwohnern. Es ist gut gebauet, wie die mittleren Holsteinischen Städte. Wenn man gerade auf Lübek geht, so sind es nur 6 Meilen; über Ratzeburg 6½ Meilen. Dagegen hat man von Lübthen nach Boizenburg 3½ Meilen, und von dort nach Ratzeburg 5 Meilen, also 2 Meilen weiter.

Aus Wittenburg führt der Weg gerade

*) Oerter: Quassel ½ Meile, Pätzier 1 M., Helben 2½ M., Wittenburg 3 Meilen; Zarrentin 1 M., Marenstadt 1½ M., Seedorf 2 M., Ratzeburg 3½ M.; Fenhuus ½ M.; Begez 1 M., Sorau 1½ M., Gronow 2 M., der Gronower Baum, Lübek 3 Meilen.

durch das entgegengesetzte Thor. Hinter dem Flecken Zarrentin wird der Weg hügelig, der Boden schlechter. Bei der Schaalenister Korn= Walk= Grütz= und Oelmühle sieht man rechts den Schaalsee. Nachher kömmt ein Gehölz, und bis Marenstadt ein böser, ungleicher Weg. Hinter Marenstadt wird er besser. Man sieht von fern den Ratzeburger See, und fährt über einen Damm nach der Stadt.

Ratzeburg, ein kleines, nicht sonderlich gebauetes Städtchen, liegt sehr angenehm auf einer Insel im See. Man fährt heraus über eine lange Brücke.

Es giebt zwei Wege nach Lübek; der eine führt in das Burgthor, der andere in das Mühlenthor. Den letzteren wählte ich, weil dies Thor aufbestellet war. Bis Fenhuus ist er sehr gut. Man sieht den See noch wol eine Meile lang. Hinter Bergez ist Sand. Bei dem großen Dorf Gronow ist ein Stranddamm. Hinter dem Baum kömmt ein kleiner Hügel. Dann geht es

wieder hinab im Sande bis zur Stadt. Weiterhin ist der Weg mit Bäumen bepflanzt.

Als ich am Thor ankam, war es eben zugemacht. Ihr Schwiegervater hatte es nur bis elf Uhr aufbestellet; ich wollte ihn nicht wieder wecken lassen. Vor der Stadt gab es kein Nachtlager an dieser Seite. In der verkehrten Welt sogar weigerte man sich aufzumachen. Also mußte ich auch diese Nacht noch im Wagen zubringen, bis mich Morgens um fünf Uhr der große Christopher aufnahm.

XX (2 Bde) I:90

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eggers, Christian Ulrich Detlev <<von>>,

Briefe über die Auflösung des Rastadter Kongresses, den Gesandtenmord und den Wiederausbruch des Krieges im Jahr 1799

Bd.: 2

Braunschweig (1809)

Eur. 237 p-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10405377-3